

Bayreuther Blätter.

Deutsche Zeitschrift

im Geiste

Richard Wagners

herausgegeben

von

Hans von Wolzogen.

(Mitteilungen des Verwaltungsrates der Bayreuther Bühnenfestspiele, der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung, der Deutschen Festspiel-Stiftung Bayreuth, des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines, des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen, des Bayreuther Bundes und des Bayreuther Bundes der deutschen Jugend.)

fünfzigster Jahrgang 1927.



Inhalt des fünfzigsten Jahrganges.

Erstes (Winter-) Stück: S. 1—44.

Richard Wagner an C. Fr. Glasenapp. 1. — Houston Stewart Chamberlain †. 2. — Paul Preßsch. Zur Eröffnung des Biographischen Wagner-Saales im Neuen Schloß zu Bayreuth. 3. — Hans von Wolzogen. Über die Macht der Drei im Mythenbilden. 8. — Ferdinand Graf Sporck. Sängers-Brevier. 17. — Martin Müller. Das Lohengrin-Haus in Groß-Graupa. 22. — Alfred Pelligrini. Musik der Jazz-Zeit. 25. — **Besprechungen:** Karl Grunsky. Durch Welt und Leben. 27. Ein Buch der Vorbereitung auf den Tristan. 33. Aus der musikalischen Ernte. 36. — Hermann Seeliger. Der Untergang der großen Rasse. 39. — Walther Eggert. Lebendige Theatergeschichte. 41. — **Bayreuth und Draußen:** Aus den Vereinen. Außerhalb der Vereine. 43.

Zweites (Frühlings-) Stück: S. 45—100.

Karl Grunsky. Beethoven. 45. — Hans von Wolzogen. Über die Macht der Drei im Mythenbilden. 47. — Karl Alf. Meyer. Zeitgeist und Bernergeist. 56. — Hermann Bohnacker. Die benediktinische Sendung in der Gegenwart. 76. — **Besprechungen:** Karl Grunsky. Ein großes Werk über Bruckner. 92. Aus dem Beethoven-Schrifttum. 94. — **Bayreuth und Draußen:** Aus den Vereinen. Außerhalb der Vereine. 98.

Drittes (Festspiel-) Stück: S. 101—176.

Houston Stewart Chamberlain. Die Wirkung des Nimen. 101. — Dem Gedenken Chamberlains: 1. Von Felix Groß. 105. — 2. Von Karl Alf. Meyer. 107. — 3. Von Hans Alfred Grunsky. 111. — 4. Von Friedrich Hofmann. 112. — 5. Von H. v. Wolzogen. 117. — Alfred Lorenz. Kunstform — Kunstgeist. 123. — Hans von Wolzogen. Über die Macht der Drei im Mythenbilden. 128. — Karl Grunsky. Meister Eckart. 132. — Wolfgang Volkher. Edda. 138. — **Besprechungen:** Karl Grunsky. Umschau. 141. — Arthur Fischer-Colbrie. Münchener Laienspiele. 159. —

Otto Daube. Neue Bahnen zu Bayreuth. 161. — Günther Wahnes. Bayreuther Laienspiele. 167. — Arthur Prüfer. Dem Andenken der Clara. 169. — **Bayreuth und Draußen:** Aus den Vereinen. Außerhalb der Vereine. 172. — Hauptversammlung des Allg. R. W.-V. 176.

Viertes (Herbst-) Stück S. 177—232.

Ein Schlußwort zum 50. Jahrgang. 177. — Robert Boshardt. Bayreuth — ein Ausblick. 178. — Hermann Bohnacker. Ludwig Schemann. 186. — Hans von Wolzogen. Über die Macht der Dichtung im Mythenbilden. 195. — Richard Meister. Die Charakterzeichnung der Sängers im „Tannhäuser“ und ihr Verhältnis zur Idee des Dramas. 197. — **Besprechungen:** Clara Boesch. Eberhard König. 209. — Hermann Seeliger. Eberhard Königs „Iphigenie von Tauris“. 211. — H. v. Wolzogen. Etwas von der Dietrichsage. 213. — Festspielführer 1927. 215. — **Bayreuth und Draußen:** I. Richard Linnemann. 50 Jahre Allgem. R. W.-Verein. 217. — Johannes Hahn. Das Bundesfest des Bayr. V. d. Jugend in Bayreuth. 223. — Bericht des R. W.-Verbandes deutscher Frauen. 228. — II. Hauptversammlung. Aus den Vereinen. Außerhalb der Vereine. Ankündigungen und Bitte. 230. — **Beilagen:** Titel und Inhaltsverzeichnis.

Auf den Umschlägen: Literarische Anzeigen Nr. 236—240. 70 Bücher, 60 Zeitungsnummern, 1 Werk bildender Kunst, mit 58 Bemerkungen.

Erstes (Winter-) Stück 1927.

Mögen wir durch die sonderbaren und oft peinlichen Zustände des Lebens, in die wir uns alle finden müssen, geleitet von Glaube, Liebe und Hoffnung, glücklich durchgeführt werden!

Goethe.

Richard Wagner an C. Fr. Glasenapp.

Im Jahre 1926 ist der Biographische Wagnersaal im Neuen Schloß zu Bayreuth errichtet worden und im neuen Jahr wird er der Öffentlichkeit erschlossen sein. Mit ihm verbunden ist das Glasenapp-Gedächtniszimmer. Es ist wohl ein herzbewegender Gedanke, daß hiemit der Allgetreue nun doch in Bayreuth, seine geistige Heimat, eingezogen ist, wohin ihn der Meister vor 45 Jahren aus dem fernen Riga mit dem nachfolgenden Briefe berufen hatte, welche erhoffte Lebenswende der 13. Februar 1883 so bald zerstören sollte!

Lieber Freund!

Ich wünsche für Stadt Riga oder Staat Rußland bei Ihnen einzutreten, und durch jede Sicherstellung gegen einen Verlust Sie zu bestimmen, mit Weib, Kind und Großmutter zu uns überzusiedeln. Die Erziehung meines Sohnes, seine spätere Anleitung zu meiner Vertretung nach meinem Tode, u. s. w. dünken mich jetzt das Wichtigste was mir zu besorgen übrig bleibt.

Gehen Sie zu Rat, und, den großen Ernst meiner Aufforderung erwägend, geben Sie mir — gute Antwort!

Bayreuth, 10. Sept. 82.

Ihr

Richard Wagner.

Nächste Woche: Palazzo Vendramin,
Gran Canale Venedig.

Houston Stewart Chamberlain.

† 9. Januar 1927.

Unter uns ist es wahrlich nicht nötig, in diesem Augenblicke nach Worten zu suchen, die es ausdrücken sollten, welch ein Geist uns verlassen hat! In lange Zeiten wird es hinausreichen, das Bestreben und der Genuß, den ganzen Umfang dieses Geistes, seines Wesens und Wirkens, zu erfassen und in sich fortwirken zu lassen. Auf dem **Wirk**en liegt hier der Nachdruck. Dieser Geist war durchaus ein Wirkender; auch die Werke, die er hinterläßt, sind keine „Bücher“, sondern wirkende Kräfte. Wohl Keiner unseres geistigen Kreises hat derart in die Weite gewirkt, als wie dieser einzigartige Mann; und wie er selber den Grundtrieb seines geistigen Lebens in der Gemeinschaft mit dem Bayreuther Geiste erkannte, so hat auch in Allem, was er nach Außen gewirkt, eben Bayreuther Geist sich eigentümlich ausgewirkt. Wohl Manche, die seine Wirkungen verspürt und in sich verarbeitet haben, waren sich gar nicht bewußt, daß sie damit teilgenommen am Bayreuther Geiste. So ist dieser, sonst als weltfremd beiseit gelassene, mitten in die Welt hinein gedrungen und hat neues Leben in neuer Erkenntnis gezeugt. Aber damit ist das Wirkende nicht erschöpft, dessen wir hier im Ernst der Stunde gedenken; es gibt ein Höheres als das Wissen und Erkennen, woran wir ein Vor- und Leitbild haben dürfen: das ist das **Leiden**. Dieser große Geist als **Leidender** spricht zu uns, freilich nicht in weiter Welt, aber im nächsten miterlebenden und mitleidenden Kreise, vom Höchsten, was die Menschenseele erreichen und offenbaren kann. „Die Fähigkeit des bewußten Leidens“! Wir wissen, was das bedeutet. Wenn die Allen vertraute Empfindung in diesem Falle nur von der Erlösung vom Leiden zu sprechen weiß, so sei uns vor Allem bewußt, wie dieses Leiden getragen ward. Hier war Heldentum und Christentum vereint. Hier war jene Erhabenheit der gütigen Geduld, die aus dem inneren Frieden der mit ihrem Gott einigen Seele stammt. Das ist mehr als aller Glanz und Ruhm des Geistes, den eine Nachwelt preist. Ihm gehört nicht nur Bewunderung, sondern **Ehrfurcht**; und in unserer ehrfurchtslosen Zeit zu solchem Edelgeföhle der Seele getrieben und darin erhalten zu werden, das ist doch wohl das Beste und Tröstlichste, wofür wir in diesem trauervollen Gedenken mit tief bewegttem Herzen zu danken haben.

Hans von Wolzogen.

Zur Eröffnung des Biographischen Richard Wagner-Saals im Neuen Schloß zu Bayreuth.

Von Paul Prefsch-Bayreuth.

Das Gedenkjahr der 50. Wiederkehr der ersten Bayreuther Festspiele ist nach außen hin still verlaufen. Man feierte in Bayreuth keine Feste, sondern man arbeitete. Man hielt keine Reden, sondern man überließ das Schwagen all den unerbetenen Ratgebern, die sich in der deutschen Presse mit mahnend erhobenem Zeigefinger und in dem bekannten Kassandraton vernehmen ließen, um Bayreuth neue erweiterte Aufgaben zuzuweisen und es dem berücktigten „Zeitgeist“ zugänglich zu machen. Gegenüber all den Versuchen, des Meisters Worte über die Aufgaben Bayreuths im Sinne einer Erweiterung des Bayreuther Spielplans auszulegen, hielt man daran fest, daß die seitherige Aufgabe Bayreuths, nämlich die vollendete Darbietung der Werke des Meisters selber, noch immer, und immer aufs neue, zu lösen ist, und aus dieser Erkenntnis heraus verzichtete man aufs Reden und aufs Feiern, man arbeitete lieber auf gut bayreuthisch auch im festspiellosten Jahr 1926 für das kommende Festspieljahr, das nun angebrochen ist.

Aber nicht nur in den Probezimmern wurde im Sommer 1926 Arbeit geleistet. Auch in den Räumen des Neuen Schlosses waren Heintzelmännchen still und ohne Aufhebens, aber mit aller nur denkbaren Emsigkeit am Werk, und so erstand dort, gerade recht als Festgabe zur Jubiläumsfeier des Jahres 1876, jene Gedenkstätte, deren Anfänge die Festspielbesucher der Jahre 1924 und 1925 in den einstweiligen Räumen in der Friedrichstraße kennen gelernt hatten: der Biographische Richard Wagner-Saal, welcher mit dem Glasenapp-Gedenkzimmer Einzug gehalten hat in die zu ihrer endgültigen Aufnahme bestimmten Räume. Sie sind nunmehr der Besichtigung¹⁾ zugänglich gemacht. Nur dem vorbildlich großzügigen Zusammenarbeiten der staatlichen und städtischen Behörden im Verein mit der zähen Tatkraft und dem erlesenen Geschmack Helena Wallem's, der Gründerin und Verwalterin des Ganzen, konnte es gelingen, die gestellte Aufgabe in dieser alle Erwartungen übertreffenden, man darf wohl sagen vollendet schönen Weise zu lösen.

Man gelangt zum Biographischen Richard Wagner-Saal von dem Weg aus, der an der nördlichen Seite des Neuen Schlosses vorüber zur Hofgärtnerei und zum Hofgarten selber führt. Über ein paar steinerne Außenstufen betritt man ein geräumiges Treppenhaus und steht im Obergeschoß zur Linken vor der hohen weißen Flügeltür, hinter der eine kleine, behagliche Kleider-

¹⁾ Besucher von auswärts, die außerhalb der festgesetzten Besuchstage und -zeiten oder im Winter, wo das Museum geschlossen ist, Zutritt wünschen, würden vorher schriftlich eine Besuchszeit zu vereinbaren haben.

ablage uns aufnimmt. Der Blick gleitet von hier aus schon in den langen, hohen und lichten Gang, der zum Wagner-Saal führt und dessen Wände eine große Anzahl von Kunstblättern in Wechselrahmen schmücken. Es sind Blätter aus den bisher erschienenen drei Steinzeichnungsmappen zum „Ring des Nibelungen“ von Franz Stassen, ein Geschenk des Künstlers und seines Verlegers Ludwig Schroeter. Aber bevor wir den Gang selbst betreten, der mit seinen kühnen und packenden Schildereien aus dem Ring-Mythus uns unwiderstehlich in die Welt Richard Wagners zwingt, wird unser Auge wie mit Zaubergewalt von dem Anblick angezogen, der sich durch die geöffnete Tür, welche im Hintergrund des Ganges zum Saal führt, uns darbietet: im Rahmen der Tür erscheint dort vor einem goldgelben Hintergrunde auf dunkelgrüner Marmorsäule die herrliche, lebensgroße Marmorbüste des Meisters, ein wundervolles Werk des Bildhauers Zumbusch, das eine der schönsten Erwerbungen des jungen Museums darstellt. An ihr vorüber betreten wir den Saal, der sich nun hoch und licht, wie eben nur Räume eines Fürstenschlosses sind, dem überraschten Blick zeigt. Man sieht es dem in hellen, freudigen Farben, gelb und weiß, gehaltenen Raum nicht an, daß er durch Fortnahme der trennenden Wände aus einer Zimmerreihe entstanden ist, und die in der Verlängerung des Ganges stehengebliebenen Teile der tragenden Mauer sind so geschickt behandelt worden, daß sie nun säulenartig sich in den Raum einfügen und in ihren unteren Teilen überdies willkommene Stützpunkte für die sie umgebenden, zierlichen Auslagetische bilden, unter deren Glastafeln die Urschriften zahlreicher Briefe des Meisters in wechselnder Auslage zu sehen sind. Sein Licht empfängt der Saal durch eine Reihe hoher Fenster von der Süd- (Hofgarten-) Seite her. Diese Wand ist einstweilen noch nicht für die eigentlichen Zwecke des Museums erforderlich und bietet vorerst Raum für eine Gruppe behaglicher Sitzmöbel, wodurch die besondere Eignung des Saals auch als Vortragsraum ebenso augenfällig wird wie durch das an einer Schmalwand aufgestellte Pianino (Stiftung der Firma Friedrich in Eisenberg). Für die Auslage der bisherigen Erwerbungen des Museums ist die Nordwand des Saals benützt. Hier sind auf Tischen und an der Wand in zeitlicher Reihenfolge nach den jeweiligen Wohnstätten des Meisters alle jene Gegenstände, Urkunden, Bilder usw. zur Schau gestellt, die bisher auf dem Wege verständnisvoller Schenkung oder des Kaufs an die Stelle, wohin alles, was auf des Meisters Leben und Schaffen Bezug hat, einzig gehört, eben in diesen Biographischen Saal, heimgefunden haben. Die Anordnung der Zeit nach bewährt sich, wie die Beobachtungen an den bisherigen, allen Schichten der Bevölkerung entstammenden Besuchern des Saals beweisen, aufs beste. Wie ein planvoll und übersichtlich gezeichnetes Wandelbild zu dem ausführlichen Texte der großen Biographie des Meisters von Glasenapp, aber auch zu jeder anderen guten Lebensbeschreibung gleitet die Folge der Auslagen an dem Auge des Schreitenden vorüber.

Im Herbststück 1925 habe ich eine gedrängte Übersicht über den damaligen Stand der Erwerbungen und Schenkungen gegeben. Seitdem hat sich die Sammlung in der erfreulichsten Weise weiter vermehrt. Aus der Fülle der neuen Zugänge seien hier einige besonders bedeutsame hervorgehoben: So ein Ölbild „Die traurige Weise“ von Hermann Hendrich, eine Gabe des die Welt der Wagnerschen Stoffe so trefflich malerisch ausdeutenden Künstlers. Eine wundervoll lebensvolle Büste Henry Thodes von Herm. Volz, gestiftet von Frau Daniela Thode. Weiter ein kleines, aber sehr feines Relief mit dem Kopf Theodor Uhligs, ein Werk von Gustav Kieß, dem Schöpfer der herrlichen Büsten des Meisterpaares in der Halle Wahnfrieds. Um das Relief ist ein silberner Lorbeerkranz gelegt, den Richard Wagner im Meistersingerjahr empfing und an die Tochter Uhligs weiterschenkte. Ein Programmheft vom Konzert der Dresdener Kgl. Kapelle zur 300jährigen Jubelfeier ihres Bestehens aus dem Jahre 1848 wurde von Herrn Direktor Gottschalk-Baughen geschickt. Es enthält das Finale des ersten Lohengrin-Akts, das hierbei, unter des Meisters Leitung, vorweg und erstmalig zu Gehör kam (vgl. Glasenapp, Bd. 2, S. 298 f.). Auch ein Programm zur Aufführung der 9. Symphonie 1849 unter Wagner, enthaltend die in die Ges. Schriften aufgenommenen Erläuterungen der einzelnen Sätze, und sein Bild aus den Tagen der Dresdener Rienzibeiheisterung mit dem daruntergedruckten „Santo spirito“ in Notenschrift stiftete der gleiche freundliche Spender. Besondere Erwähnung verdient eine Kreidezeichnung von Hans Thoma (Bildnis Frau Cosima Wagners), ein Geschenk von Frau Eva Chamberlain. Auch eine große gerahmte Photographie des Meisters (1865) mit der eigenhändigen Widmung „Seiner Brünnhilde — Wagner-Wofan“, eine dankenswerte Spende des Grazer Architekten Fr. Hofmann aus dem einstigen Besitz der Frau Materna. Reich sind die Zugänge an urschriftlichen Briefen des Meisters, darunter 55 an seine Stiefschwester Cäcilie Avenarius und deren Gatten, 7 an die Schwester Ottilie und Hermann Brockhaus und 2 an Semper, von dem auch sonst um die Sache hochverdienten Förderer, Herrn Heinrich Bales-Köln, für den Wagner-Saal angekauft. Ferner 4 Briefe an Franz Löbmann, ein rührend opferwilliges Geschenk von dessen Witwe Frau Stephanie Löbmann aus Riga, 4 an seinen Bayreuther Arzt Medizinalrat Dr. Landgraf, gestiftet von dessen Sohn, Herrn Hofrat Dr. Landgraf. Auch die Handschrift zu dem Liede aus der Pariser Zeit „Dors mon enfant“, sowie 2 Briefe der Mutter Richard Wagners an Ottilie Brockhaus befinden sich nun in der Sammlung. Ein Klavierauszug der Meistersinger mit zahlreichen Korrekturen von des Meisters Hand bildet ein weiteres Kleinod des Museums. Reich sind auch neuerdings wieder die Zuwendungen aus den Verlagen. So hat die Firma Breitkopf & Härtel sämtliche Erscheinungen ihres Verlags von und über Wagner gespendet, eine wertvolle Gabe, darunter auch die bisher erschienenen Bände (Partituren) der großen von Michael

Balling besorgten Gesamtausgabe, und der Wagnerfreund oder Forscher hat dadurch endlich einmal eine Gelegenheit erhalten, einen Blick in die fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinenden schönen Bände zu tun, von denen man so merkwürdig wenig hört und sieht. Weiter seien die Verlage Drei Masken, Friedrich Bruckmann, Erich Matthes, Fr. Frommann und Hansfängl als Spender kostbarer Gaben an Faksimiledrucken, Büchern und Kunstblättern genannt.

Man kann aus diesen reichen Zugängen und dem anhaltenden, ja eine gewisse Stätigkeit aufweisenden Zustrom sammlungswürdiger Dinge ermessen, daß der Gedanke des schönen Unternehmens weithin auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Daß der deutsche Idealismus mit seiner ganzen selbstlosen, begeisterten und opferwilligen Hilfsbereitschaft auch heute noch lebt, davon erfährt das junge Museum beglückende Proben durch gestiftete Wagner-Erinnerungsgegenstände und Geldspenden. Mitarbeit allerorts ist und bleibt aber auch weiterhin notwendig und Pflicht der Freunde unseres Meisters.

Daß der Gedanke überhaupt Gestalt gewann, daß Helena Wallem ihn faßte und in unablässiger stiller, aber zielbewußter Arbeit, in stätigem Durchdenken und Verfolgen aller Möglichkeiten ihn ausgestaltete und zum Siege führte, wem anders verdanken wir diese Tat echten Bayreuthischen Geistes letzten Endes als dem Manne, der „diese Liebe ihr ins Herz gehaucht“, der sie als väterlicher Freund von jungen Jahren an zu der echten Bayreutherin erzog, die mit dem ganzen Schatz ihres Willens und Wissens nun in seinem Geiste weiter wirkt, wem anders als dem unvergeßlichen Carl Friedrich Glasenapp verdanken wir dies! Und so konnte der Richard Wagner-Saal gar keine schönere Ergänzung finden, als das nun Wand an Wand mit ihm untergebrachte Glasenapp-Gedenkzimmer. Wir durchschreiten die dem Saaleingang schräg gegenüberliegende Tür und stehen in dem Raume, der alles vereinigt, was dieser bedeutendste aller biographischen Wagnerforscher an Rüstzeug um sich gesammelt und nötig hatte, um die große Aufgabe seines Lebens zu der bewundernswerten Lösung zu führen, die wir in seiner großen Biographie besitzen. Sehen wir den Wagneraal noch in dem Zustande des allmählichen Werdens, wie es ja auch gar nicht anders sein kann, so stehen wir nun vor etwas Fertigem, völlig Abgeschlossenem, und ein Ausruf des Entzückens pflegt zumeist den ersten Blick in dieses geräumige, helle und lustige Gemach zu begleiten: so wundervoll in der Anordnung und in den Farben abgestimmt stellt es sich uns dar. Drei Wände sind mit den Büchergestellen des Verewigten bedeckt, und sie bergen eine Bücherei, der man es in der Zusammenstellung wie in der Liebe, die auf die Wahl der Einbände verwendet worden ist, in dem Reichtum an Ganz- und Halblederbänden, anmerkt, wie sein Herz an seinem Buchgaden gehangen hat. Die geschlossenen Schränke bergen den handschriftlichen Nachlaß und sein Archiv. Zu beiden Seiten des Büchergestells an der Ostwand des Zimmers, durch deren Fenster

das Auge das gar nicht ferne Wahnsfried durch die Bäume schimmern sieht, stehen die Büsten des Meisterpaares, Nachbildungen aus der Wahnsfriedhalle und Geschenke Frau Cosima Wagners an Glasenapp. Sein Schreibtisch nimmt die Südostecke des Zimmers ein; er ist bedeckt mit einzelnen Erinnerungsgegenständen seiner Arbeit und trägt zugleich deren Früchte in den Buchreihen, die die verschiedenen Ausgaben seiner großen Biographie, von der ersten zweibändigen des Jahres 1876 an, zur Schau stellen. Auf einem Tischchen daneben liegen die Schriften, die Glasenapp dem Sohne seines Meisters, in dessen Eigenschaft als schaffender Künstler, widmete, von dem schmalen grünen Bändchen des Verlags Schuster & Löffler (Sammlung Das Theater) an bis zu den großen, von Freund Staffen bebilderten Prachtbänden des Verlags Breitkopf & Härtel. Darüber hängt an der Wand eine Radierung Hans Thoma's, die einen Faun und ein Hirschchen darstellt und mit Beziehung auf die damals (1907) erschienene Schrift Glasenapps über den Andreasnachtzauber in S. Wagners „Bruder Lustig“ sinnreich gereimte Danksprüche aller Glieder des Hauses Wahnsfried trägt und als eine Gegengabe an Glasenapp zur Weihnachtszeit ausersehen wurde. In einem Glasschrank ist liebevoll alles zusammengestellt, was sich in der Familie Glasenapp von bedeutungsvollen Andenken an den hochverdienten Mann erhalten hat, nach den verschiedenen Lebensaltern geordnet. Darin befinden sich u. a. auch winzig kleine, von ihm als Kind geschriebene und eingebundene Bücher, mit selbst gezeichneten Bildchen geschmückt, die ersten rührenden Versuche des zwölfjährigen Knaben in der Kunst des „Büchermachens“, in der er als Mann so Unvergängliches leisten sollte. In der Nähe haben auch die Erinnerungen Platz gefunden, die Glasenapp in seiner Betätigung als Tierschützer — auch darin treu seinem Meister — zeigen. Die übrigen Ecken des Zimmers enthalten Bilder, so vor allem ein herrlich lebensvolles Bildnis des Biographen, eine wohlgelungene Vergrößerung der letzten photographischen Aufnahme in Riga. Darüber eine schöne Wiedergabe des im Besitze der Familie befindlichen Ölgemäldes von der Hand Joukowskys, das die Überreichung der Heilsgüter in heilig ernster Nacht an Titurel, der die Züge des Meisters trägt, darstellt. Darunter steht mit einem kostbaren Teppich bedeckt der langjährige Arbeitsfessel, in dem Glasenapp an seinem Schreibtisch von dem tödlichen Anfall ereilt wurde. Echte kaukasische Teppiche schmücken allenthalben den Raum. Auf einem Tische sind die Bilder all der Männer zu sehen, die als die ersten, und Schulter an Schulter mit Glasenapp, werbend und kämpfend für den Meister eintraten: Hans von Wolzogen, Heinrich von Stein, Joukowski, Thode, Chamberlain, einzeln oder mit Glasenapp vereint. Auch Staffens schönes Widmungsblatt an Glasenapp-„Titurels Genoff“ hat seinen Platz gefunden, wie auch dessen prächtiges Blatt „Lohengrin auf der Fahrt ins Leben“ (in der Ecke neben der Eingangstür), das Freundschaftsverhältnis der beiden Männer, die die Liebe zur Kunst des Vaters wie zu der des Sohnes

vereinte, der Nachwelt vermittelt. Noch einer Kostbarkeit sei zum Schluß gedacht, nämlich einer Photographie des Meisters aus dem Jahr 1866, die er einst an Glasenapp mit der Widmung sandte:

„Richard Wagner auf Triebtschen die berühmte Briefarie singend und zwar lediglich zum Ergehen seines Freundes Glasenapp.“

Tiefstes Einfühlen in die Erscheinung und das Schaffen eines Großen und Bewährung höchster Mannentreue in seinem Dienst, das machte Glasenapps Wesen aus. Es ist in dieses sein Gedenzimmer gleichsam gebannt, und so hält sein Geist, wie einst allezeit im Leben, nun auch im Tode die Wacht neben der dem Andenken seines Meisters geweihten Stätte.

Über die Macht der Drei im Mythenbilden.

Von Hans von Wolzogen.

Vorwort.

Meinen Lesern muß ich es eingestehen, daß ich ihnen in der hier beginnenden Abhandlung ein „Jugendwerk“ vorzulegen wage. Wenigstens stammt die Sammlung des darin enthaltenen Stoffes und seine Anordnung mit dem größten Teil der Ausführungen aus einer um 50 Jahre zurückliegenden Zeit, als ich eben erst den Kopf aus der Philologie etwas hervorstreckte, um nach dem werdenden Bayreuth auszuschaun. Die Arbeit jener Tage ist ein Bruchstück geblieben, wie meine ganze Philologie, seit bald danach Bayreuth mich forderte und völlig zu Eigen gewann. Viel später grub ich die alten Papiere wieder hervor und gab dem Unvollendeten eine breitere Einleitung und einen meiner reiferen Auffassung entsprechenden Abschluß. Endlich fügte ich auch noch den Nachtrag über Wagners Werke hinzu, als ich den Gedanken faßte, der mir bisher fern gelegen war, die ganze Abhandlung in unsere „Blätter“ aufzunehmen. Was mich dazu ermutigte, war — mehr oder minder bewußt — die Anregung, welche ich meinem alten Freunde Glasenapp verdankte, indem er mir ein bewundertes Beispiel war, wie gerade auf dem Phantasiegebiete der Mythologie auch ein wissenschaftlich geschulter Geist von entschiedenster Bayreuther Prägung etwas Fesselndes und Belehrendes darzubieten vermöchte. Aber immer noch hat mich Jahre hindurch eine gewisse Scheu vor Mißverständnis zurückgehalten, dieses Erzeugnis einer Mischung aus Phantasie und Wissenschaft, als einen Beitrag zur Psychologie des Volks- und Menschengesistes, meinerseits zu veröffentlichen; wobei ich übrigens die Entschuldigung hatte, daß in der That der

beschränkte Raum der „B. Bl.“ auch nach allen Kürzungen nicht hinreichte, solch einen nicht unbedingt ihnen zugehörigen Versuch bei sich aufzunehmen. Und so ist es gekommen, daß ich ihn schließlich ans Licht bringe, ohne daß der Freund, der sein bester Leser gewesen sein würde, ihn mehr kennen lernen kann; und das bewegt mich tief, gibt mir aber zugleich wohl auch ein persönliches Recht dazu, daß ich die Arbeit meiner Jugend nun im Alter dem Gedächtnisse des durch 50 lange Jahre getreuen Freundes und ächten Bayreuthers an dieser Stelle widmen darf! So nehme sie denn auch unsere liebe Leserschaft freundlich mitgedenkend heute noch von mir hin!

Hans von Wolzogen.

1. Der Trieb aus der Vielheit zur Einheit.

Was einer Volksseele einst ein Heiliges war, das bleibt von dauernder Bedeutung für den menschlichen Geist. Mit seiner heiligen Macht muß es bestimmenden Einfluß auf die Geschichte der Volksseele gehabt haben. Es mußte aber auch schon, um zu der Macht des Heiligen zu gelangen, von eigener stark wirksamer Bedeutung sein. Wenn diese Bedeutung vielleicht sich späterhin als ein Wahn erwies, so bleibt doch die Vorstellung, die ihm einst irrtümlich die Bedeutung zumaß, und somit das Wesen dieser Bedeutung selbst als eine so starke, heiligend wirkende menschliche Vorstellung, immer gleich bedeutungsvoll und selbst in ihrem Wahne beachtenswert.

Wie wunderlichen Anschein es also zunächst auch haben mag: ein Heiliges von Bedeutung birgt auch für uns noch der naive Vorgang in der Seele des Fetischdieners, der den Glauben an das Glück des Tages auf das erste beste beim Heraustreten aus seiner Hütte erblickte Ding gründet. Wenn nichts Anderes, so spräche dafür schon die lange Zeit, durch welche sich eine solche gläubige Naivetät im Herzen der Menschen erhalten hat. Fetischismus und Schamanismus spuken noch heute überall und in den alltäglichsten Lebenskleinigkeiten durch die Seele des zivilisiertesten Europäers. Doch gerade das wirklich Bedeutende in jener religiösen Naivetät, womit er sich noch immer in höchst ernstlicher Betrachtung beschäftigen dürfte, lebt in diesen kleinen Urheiligthümern des modernen Alltags nur gar schwächlich nach. Aus jener alten religiösen Naivetät ist die Seele der Frömmigkeit entwichen, und nur die tote Formel des Aberglaubens zurückgeblieben.

Die Seele der Frömmigkeit ist der Glaube an eine geheimnisvoll waltende Ursache, welche zu finden begehrt und als gefunden gewähnt wird. Der Mensch sah sich betroffen durch gewisse Erscheinungen, und sah sich um nach einer Macht, deren Wirkungen jene Erscheinungen sein mochten, und von deren Willkür er fürderhin diese Erscheinungen, je nachdem sie ihm angenehme oder unangenehme waren, zu erhoffen oder zu befürchten hatte, ohne

darán etwas ändern zu können, wenn nicht durch wirkliche Vernichtung der Macht, wofür sie ihm gegenständlich zur Hand war wie der Fetisch oder durch eingebildete Beschwichtigung, durch Gebet und Zauberspuk nach Schamanenweise. Ob nun diese Ursache wirklich in einem ursächlichen Zusammenhange mit der Wirkung stand, oder ob der Glaube, der sie zur Ursache erhob, reiner Wahn gewesen war, oder wie etwa dieser Wahn sich der Wahrheit näherte, dies klarzustellen und die Irrtümer zu berichtigen, wäre nur noch ein wissenschaftliches Bemühen. Soweit der menschliche Trieb, der um sich her und bis in die Wolken hinauf nach einer „Ursache“ greift, religiös ist, geht es ihn gar nichts an, und bleibt es für ihn gleichgültig, ob er die rechte Ursache ergriffen; denn das Religiöse ist nur der Glaube an die wirkliche Existenz der Ursache, der über alles Wissen hinaus lebendig bleibt und diese Existenz als eine seelische Notwendigkeit nicht als Ergebnis der Forschung faßt. Dieses religiöse Wesen wird nicht berührt, wie oft auch das bisher Geglaubte als Wahn wissenschaftlich aufgedeckt würde; denn nur eine Form des Geglaubten ward als Wahn enthüllt, das Geglaubte, der Inhalt des Glaubens selber, bleibt ewig unverändert; es ist die notwendige Existenz einer Ursache noch hinter allem Erfahrenen und Bekannten, die der religiöse Sinn seine Gottheit tauft.

In diesem Triebe, der allem Mythenbilden zuletzt mehr oder minder bewußt zugrunde liegt, in dieser einen ihm innewohnenden Vorstellung des göttlich Ursächlichen liegt der erste Keim zum Monotheismus. Die geheimnisvoll wirkende Idee des Göttlichen ist darin für den denkenden Geist eine lebendige Abstraktion geworden; der Weg dahin aber führte über die bunt belebte Brücke des Mythenbildens. Dieser Weg also ist nichts als die Selbstentwicklung des Triebes zur reinen Objektivierung seiner Idee.

Aber so leicht nicht dringt der menschliche Geist, der ohne Mythenbilder das über ihn hinaus Ragende nicht zu dauerndem Verkehr mit sich zu erfassen vermag, aus der Fülle seiner mythischen Schöpfungen zur offenen Anerkennung des Einen Gottes vor. Lange waltet in seinem Polytheismus jener einheitliche Trieb nur als eine hinter den Mythenbildern spukende Gewalt, die jedes kleine Verbindungsmerkmal verschiedener Bilder ergreift, um sie in der menschlichen Vorstellung sofort mit einander zu vertauschen. Auf diese Weise zieht sich ihm das tausendfach zersplitterte Einzelne in engere Kreise zusammen, welche, in umgekehrter Ordnung wie die Kreise um den Fall eines Steines im Wasser, näher und näher sich an das Zentrum der Idee heranschlingen, indem sie andererseits immer weitere Vorstellungsgebiete zu einer einheitlichen Vorstellung zusammenfassen. Dies wunderliche Spiel der Verschiebung und Vertauschung der einzelnen mythischen Vorstellungen gleicht jenen ahnungsvollen Regungen des noch ungeborenen Lebens; in ihm bewegt sich überall schon der selbe Trieb nach der schließlichen Alleinheit sämtlicher Mythenbilder. Das gewinnt im arischen Geiste eine

eigentümliche Form. Wenn im Folgenden vom mythenbildenden Menschengeiße die Rede sein wird, so ist darunter vornehmlich der arische Geist zu verstehen, von dem es nicht zuviel gesagt sein dürfte, nennt man ihn den eigentlichen wahren und vollendeten Mythenbildner unter den Völkern und Rassen. Dabei zeigt es sich, daß dieser seinem Wesen nach stets ordnende und klärende Geist sich nicht verliert in die bewegliche Vielheit vertauschter Phantasiebilder, sondern dem innerlichen Drange nach Vereinfachung seines Mythenbildens die besondere Ruhestufe gerne gewährt, auf welcher die Macht der Drei zu herrschender Geltung gelangt. Auf eben dieser Stufe soll nun auch unsere Betrachtung diesmal ruhen bleiben.

Dieser arischen Neigung zur vereinfachenden Dreiheit gegenüber waltet, nebenbei bemerkt, im semitischen Mythenbilden die Vorstellung von der Beziehung der beiden Geschlechter vor. Hierauf wird mit seltsamer Beschränktheit die scheinbar so üppig blühende, eigentlich nur die Blüte übertreibende semitische Phantasie verwendet; und wenn einestheils eine solche Beschränkung des mythischen Materials bereits zur Aufhebung der polytheistischen Götterwelt zu drängen scheint, so waltet doch auch zwischen den beiden semitischen Mythengehaltungen des Mannes und des Weibes der selbe Trieb der Verwechselung und Verschmelzung, wie zwischen der ganzen bunten Welt des alten arischen Götterhimmels. Nur verschmelzen da die Geschlechter miteinander zur Zwitterhaftigkeit oder Geschlechtslosigkeit, der Mann wird zum Weibe, das Weib zum Manne, ja, die unnatürlich erregte Sinnlichkeit des Semiten spielt an sich selber dies Wechselspiel seiner Gottheit nach. Im orgiastischen Taumel perverser Vermischung ertrank jede ordnende Macht, und an Stelle der sinnvoll bedeutsamen Macht der Drei erhob sich dawider die nüchterne Macht des Eins, die gar keine Mythen bildet. Was sich nun dafür herausbildet, ist das einfachste Verhältnis von Glaube und Lohn zwischen einem Einzelstamm und seinem Einzelgott: die israelitische Gottesvorstellung. Als aber dann in der Seele heiligster Persönlichkeit der Einzelgott bewußt und völlig in sein bis dahin nur erst geahntes Gegenteil: die liebende Allgottheit, verwandelt ward, diese größte Tat religiösen Menschengeißes: da regte sich alsbald wiederum in der arischen Vorstellung der hellenischen Ausbildner des neuen Glaubens jene ureigentümliche mythenbildende Macht der Drei und schuf sich eine mit Ehrfurcht vor ihrer ewigwahren Symbolik zu betrachtende „Drei-Einigkeit“ von Vater, Sohn und heiligem Geiste. —

So ward die göttliche Persönlichkeit nochmals in Drei geteilt, aber jetzt nicht mehr um eine Brücke zu bilden aus der Vielheit der Vorstellungen zur Einheit der Idee, sondern vielmehr aus der Einheit zurück in die menschliche Seele, die seit ihrem Wiegenalter gewohnt war, das Eine nur im Vielen zu glauben, und sich mit dem Geiste, dem großen Vereinfacher, vertraulich zu verständigen suchte, indem sie dies Viele, bereits nur noch symbolisch, auf

die himmelnahе Stufe der schlichten „Drei“ beschränkt, in ihrem Glauben aufnahm. Erst als Geist und Seele sich wieder trennten und gegenübertraten, konnte der Zweifel sich dieses Glaubens bemächtigen, und der Geist, als Verstand, der Seele vorhalten, daß Drei nicht Eins sein könne! — Damit ist aber nicht nur das Gebiet der Mythen verlassen, sondern auch das des Glaubens, der Religion. Die Zahl ist nicht mehr Symbol, Bild, sondern Wertbegriff. Wir sind bei der modernen rechnenden Menschheit angelangt.

2. Die Dreiheit als menschliche Grundform.

Nun entsteht die Frage: wie kam gerade die Dreizahl zu einer solchen Bedeutung für den mythenbildenden menschlichen Geist, daß sie sogar noch dem reinsten und höchsten Gottesbegriffe wiederum die mehrseitige Erscheinungsform mit dogmatischer Macht aufprägen konnte? Dies führt bis in die Anfänge des geistigen Lebens zurück. Man sagt wohl von einem Menschen, der nicht eben durch besondere Geistesgaben sich auszeichnet: er könne nicht bis fünf zählen — was dem Urmenschen schon mit Hilfe der fünf Finger einigermaßen gelungen war. Sagt man aber gar, er könne nicht bis Drei zählen, so ist nichts mehr zu hoffen: das heißt, der Geist des Menschen ist gleich Null. Danach mag man annehmen, bis zur Fünf sei der Menscheng Geist wohl schon tätig, aber noch nicht zu freier Tätigkeit gelangt: er hängt noch am Leibe; aber von der Drei an beginnt überhaupt erst jedes wirkliche geistige Leben. Man könnte auch sagen, die Zwei sei die erste natürliche Vielheit; wer das Andere zuerst erblickt und als das Andere, Zweite, neben sich erkennt, der ist wenigstens zum Bewußtsein seiner eigenen Individualität erwacht. Die Drei aber ist die erste geistige Vielheit; mit ihr wächst das natürliche Verhältnis des Einen zum Anderen sich schon zu einem Höheren aus, welches mehr als das bloße Erblicken und danach Erkennen beansprucht. Man sieht sich da nicht mehr nur Auge in Auge; das Andere, welches man im Zweiten erkannte, hat sich selbst wieder geteilt, erfordert für jeden Teil eine besondere Stellung des Einen. Der Begriff einer Übermacht einerseits, einer Gesellschaft andererseits bildet sich, und damit sind die ersten Kulturforderungen gegeben: Schutzmittel und Rechtsmittel drängen sich dem Menscheng Geiste als Notwendigkeiten auf.

Doch gehen wir nicht gleich auf das geistige Gebiet über; die Natur selbst, sowie der Ur Mensch mit ihr in Berührung kam, lehrte ihn unter der selben Form der Dreiheit den Fortschritt zur Kultur. Man stelle sich vor, was dem Urmenschen als das Wichtigste und Nächste erschien. In jeder neuen Errungenschaft seiner ursprünglichen Natur gewährte er das Wirken eines Teilgegenstandes auf einen anderen, und als das Dritte aus beiden ergab sich ihm das Neue, Höhere, Lebendigere. So lernte er zumal das ihm

allerwichtigste Kulturmittel, das *F e u e r*, kennen, das ihm aus der Reibung zweier Hölzer, oder wie in Indien, aus der Bohrung und Quirlung eines Holzes in einem anderen, entstand. *Agni devimata* nannten die Inder dieses aus zweien entstandene Element; und in der mythischen Vorstellung nahm dieser Vorgang bald die menschliche Gestalt der Zeugung an, die den Menschen ganz das selbe kausale Gesetz der Entstehung des Dritten aus der zusammenwirkenden Zweiheit lehrte.

Später dann, als sein eigenes geistiges Leben dem Menschen zum Bewußtsein kam und Gegenstand seines Nachdenkens ward, mußte er finden, wie sich auf diesem Gebiete das selbe wiederholte. Eine der mächtigsten geistigen Hilfsmittel des menschlichen Denkens, die *Analogie*, beruht zunächst auf der Zweiheit, deren zusammenfassende Vergleichung die Bildung eines Dritten in Form eines allgemeineren Begriffes erwirkt. — Wenn zu der einmaligen Erfahrung, die als Zufall gelten darf, die selbe sich zum zweiten Male gesellt, so erwächst aus diesem Zweivereine der Glaube an die natürliche Gesetzmäßigkeit des Vorganges, und so beginnt aus der Erfahrung eine Wissenschaft zu werden. — Der Schluß endlich ist wiederum nur die Gewinnung eines Dritten aus zweien bereits gewußten, im Verhältniß des Allgemeinen zum Besonderen stehenden Sätzen.

Erfahren, Vergleichen und Schließen seien hier nur flüchtig erwähnt; das menschliche Wissen ruht auf diesen dreien geistigen Tätigkeiten im Vereine, und ihrer jede läßt sich auf die Grundform der $1 + 2 = 3$ zurückführen.

Aber längst, ehe die *logische* Gleichung des Schlusses dem Menschen in wissenschaftlicher Objektivität zum klaren Bewußtsein gekommen und sicherer Geistesbesitz geworden war, was der ganzen durchdringenden Geistes-schärfe eines Aristoteles bedurfte, längst zuvor, nämlich vom frühen Anfang seines Mythenbildens an, hatte der Mensch sich in seiner nach dem Triebe aus der Vielheit zur Einheit sich ausbildenden Vertauschungslust der Form einer *mythischen* Gleichung bedient, der er im Kindheitsalter schon seine kühnsten Ideen und Metaphern und damit seine *Poesie* verdankte. Der Bliß war ihm ein Vogel; nun aber ward auch die Seele, die dem Leibe entfliegt, in Vogelgestalt gedacht; folglich war auch die Seele ein Bliß. Der Blißvogel kam vom Wolkenbaume; da die Seele ein Bliß, so stammt auch sie vom Wolkenbaume; die Menschheit stammt überhaupt von Bäumen. Doch nicht ohne weiteres in dumpfem Formalismus nahm die menschliche Vorstellung die Ergebnisse solcher Gleichungen an; sie mußten auch für sich schon gestützt sein durch innere Eigenschaften oder durch andere verwandte Vorstellungen. Aus der Wolke strömt der Regen; der Regen belebt; also das Lebende kommt aus der Wolke. Dies bestärkte die Vorstellung von der Baumherkunft der Seele, denn nun ward die Seele gleich dem Regen als belebend, und die Wolke als Baum vorgestellt: das mythische Bild war wieder vollständig. Führte dies Verfahren gerade zur verwirrtesten Mythen-

fülle, in die wir dann wieder erst durch die Macht der Drei einige Ordnung gebracht sehen, so beruht es doch selber schon auf dieser Macht als der Grundform der mythischen Metapher.

So setzt sich denn die Begründung der Macht der Drei vom natürlichen Gebiete der Realität auf dem geistigen des Mythenbildens und des logischen Denkens fort; und wenn nun der denkende Mensch sich selber, die eigene lebende Natürlichkeit, betrachtete: auch da fand er die dreifache Ordnung eines leiblichen (*corpus*), eines seelischen (*anima*) und eines geistigen Menschen (*mens*) in Körperform, Lebenskraft und Denkfähigkeit sich seinem Bewußtsein bekundend. — Bald verteilte er diese drei Wesenheiten auf drei Organe, indem er den Denkprozeß in den Kopf, den Quell des Lebens in das Herz und die konzentrierte Kraft der Körperlichkeit und Sinnlichkeit in die untere Region seines Körpers verlegte. In Denken, Fühlen und Wollen besteht das gesamte Seelenvermögen des Menschen nach einer noch gewissermaßen naiven Einteilung; und zwar ist ihm das Fühlen im Herzen zu Hause, und das Wollen, soweit es auch sein Gebiet im Laufe der Menschheitsentwicklung ausgespannt, hat seinen Grundtrieb doch im sinnlichen Begehren. Gerade dort, wovon wir ausgingen, im Fortpflanzungsprozesse, feiert es sein eigentlichstes Siegesfest; und auf diesem selben Gebiete findet die Macht der Drei noch weitere Stützen für die Befestigung ihrer Bedeutung als einer Grundform menschlicher Geistesfähigkeit.

Durch den Vorgang der Zeugung und der Geburt wird die Beziehung des Menschen zum Menschen eine dreifache; der Mann ist: Vater, Gatte und Sohn, die Frau: Mutter, Gattin und Tochter. — In seinem eigenen Leben findet der Mensch sich jung, erwachsen und Greis, im Kindes-, Eltern- und Großeltern-Alter; und neben dieser dreifachen Bedeutung der selben Person steht auch wieder ein Nebeneinander Dreier. Der Mensch sieht nebeneinander gewöhnlich drei Generationen leben, ein Verhältnis, das allerdings durch die Annahme eines weit längeren Lebensalters des vorhistorischen Menschen gestört würde, wie es jedoch nur sagenhafte und zum Teil allegorische Berichte behaupten. —

Auch bei der Ausbildung eines sozialen Lebens treten bald drei Stände nebeneinander, die eigentlich drei nacheinander durchlaufene Stadien der menschlichen Kultur repräsentieren: Hirten, Ackerbauer und Krieger, wie sie z. B. noch im indischen Pendschab geordnet waren. Das Kriegerwesen als ein eigener Kulturstand bildet sich erst auf dem festen Grunde eines sesshaften Ackerbaulebens aus. Die Geschichte, soweit wir ihr diesen Namen im strengeren Sinne zugestehen, die Geschichte der Menschheit zeigt sie uns bis heute in diesem dritten Stande. So zerfiel die Menge der Stammesangehörigen nach dem Gewinne fester Wohnsitze in Krieger und Nichtkrieger, und über beiden stand der Herrscher. Anfangs vereinigte dieser das Fürstentum mit dem Priestertume, also die beiden Standes-

wesen, das kriegerische und friedliche, seines Stammes in hervorragender Form. Später trat die Priesterschaft neben ihm gesondert auf, und er blieb der Vertreter der Kriegerschaft, so daß die Dreiheit der Stände nun: Priester, Krieger und Nichtkrieger lautete. Zu letzteren kam dann immer neue Zufuhr von Besiegten und Gefangenen, und so entstanden mit der Zeit im dritten Stande noch Unterabteilungen (Ackerbauer, Handwerker, Sklaven), die dann z. B. in Indien als eigene „Kasten“ neben die beiden höheren treten konnten. Die Einteilung der Menschheit in Stände stellt das eddische Lied Rigsmål als vom Gotte Heimdall durch Zeugung der drei Ahnherren der Stände der Edelen, der Bauern und der Knechte bewirkt dar. Das ist ursprünglich die Einteilung in die kriegerischen und friedlichen Stammesangehörigen und die Unterworfenen. Darauf beruht auch die deutsche Ordnung: Freie, Hörige, Knechte; und die römische: Patrone, Klienten, Sklaven, wenn auch in anderer Weise gebildet, zeigt doch die selbe Grundform. Der eine Teil der Stammesangehörigen begibt sich in den Schutz der anderen; und beiden muß der dritte, der ursprünglich nicht zum Stamme gehörte, sein Leben zum Dienste weihen, sofern er nicht selbst von seiner niederen Stufe mit der Zeit zu der des zweiten Standes erhoben ward. —

Mehr der ursprünglichen Verhältnisse, die dem Menschen die Macht der Drei offenbarten, finden noch in der Sprache ihren Ausdruck. Hier muß man sich allerdings wieder an die höchstausgebildete wenden, die erst all diesen natürlichen Verhältnissen den vollen Ausdruck schaffte. Die persönlichen Pronomina bezeichnen die Scheidung der menschlichen Gesellschaft in das Ich, das Du und das Andere. Der letzterwähnte Standesunterschied ist gewissenmaßen nur ein soziales Abbild dieses prominalen Grundverhältnisses. Der Klient ist das Du für die Ichheit des Herrn; das Andere tut seinen Sklavendienst. — Die Scheidung der Geschlechter in männliches und weibliches setzte der Mensch mit mythischer Kraft von sich selber in alles ihm noch belebt Dünkende über; aber wie das Andere neben dem Ich und Du, wie das Kind, ehe es sich geschlechtlich entwickelt hatte, neben Mann und Weib, wie der Knecht neben Edelen und Bauern, so blieb ein Haufe von Dingen, die kein selbständiges Leben gewonnen zu haben schienen, die nur abhängige Erzeugnisse und dienstbare Mittel des Menschen waren, als ein unbestimmtes Drittes übrig, das sich grammatisch als Neutrum darstellte. — Dem pronominalen Grundverhältnisse entsprach auch die Dreiheit der Numeri bei Verb und Nomen, wo die Einheit, die Zweiheit und die unbestimmte Mehrheit unterschieden wurden. — Wenn hier das Verhältniß des Ich zum Du als besonders formal zu bezeichnender Dual hervortrat, so in den drei Genus des Verbs die Beziehung des Ich zu sich selbst, die sich eine eigene reflexivische Form, das Medium, als Drittes neben der Form der Handlung und des Leidens schuf. — Eine Handlung aber geht

von einem Subjekte aus und bezieht sich auf ein Objekt, welche Dreiheit die Grundform des *S a ħ e s* bildet. — So theilten sich andererseits auch die Worte in zwei Hauptklassen nach ihrem Grundbegriff und ihrer Form, deren Eine bei Subjekt und Objekt, die andere bei dem Handlungsbegriffe in Anwendung kam. Das sind die beiden Hauptklassen der *N o m i n a*, die sich wieder in Substantiva, Adjektiva und Pronomina scheiden, und *V e r b a*, die entsprechend ihren drei Genus sich intransitiv, transitiv und reflexiv zeigen; und hierzu wieder kam die ganze Schar aus erstarrten nominalen Formen bestehender Partikeln zur Bezeichnung besonderer Beziehungen. — Aber schließlich bot jedes selbständige Wort in sich schon eine Dreiheit der formalen Teile dar, indem es aus der Wurzel zur Bezeichnung des Grundbegriffes, der Flexion zur Bezeichnung der Handlung oder des Verhältnisses zur Handlung, und aus dem Stamme zwischen Wurzel und Flexion zur Bezeichnung einer besonderen Beziehung und Bedeutung des Gesamtbegriffes bestand. —

Nicht zu vergessen ist zuletzt noch die Dreiheit der Zeit für die Verbalbildung; wobei es aber merkwürdig, daß der arische Mensch, soweit entwickelt seine Sprachbildungsfähigkeit war, doch für die Zeit der Zukunft eine eigene Form zu bilden nicht vermochte oder doch nicht für nötig fand. Das Futur ward durch Hilfsverbalstämme gebildet, indes das Präteritum vom Präsens sich durch eigene Bildung aus dem Verbalstamme selber unterschied. Das Künftige ward eben nicht als Wirklichkeit gefaßt, während die Vergangenheit in Erinnerung und Erfahrung fortlebte. Auf dieser Erinnerung beruht z. B. im Jahresmythos die Hoffnung auf die künftige „Wiederkehr“, worin die Zukunft zunächst eben nur als wiederholte Vergangenheit erscheint; und die Vergangenheit hatte im Ahnen- und Totendienste frühe schon eine besondere religiöse Bedeutung erlangt. Solch eine eigentümliche Bedeutung gewinnt die Zukunft erst mit Ausbildung des Weltmythos, der selbst ethische Abstraktion aus dem Jahresmythos war. Doch mußte die Dreiheit der Zeiten, wenn auch sprachlich nicht gleich stark berücksichtigt, immer zu den Grundvorstellungen des menschlichen Geistes gehört haben. Gerade das religiöse Gefühl, wenn es nach vollendetem Suchen der „Ursache“, diesem mehr auf das im Gegenwärtigen fortwirkende Vergangene als das Vorhergeschehene gerichteten Triebe, im Glauben an die gefunden gewähnte höhere ursächliche Macht sich mit dieser in dauernde religiöse Verbindung setzte, mußte im Hinblick auf das Künftige sich dieser Verbindung gerade am Bedürftigsten empfinden. Es war eben ein göttliches Eigen: die Zukunft in der Gewalt zu haben; dem Menschen blieb sie ewig undurchdringbar und unbestimmbar. Durch Gebet und Zauber mochte er die ihrer waltende Macht bewegen, ja zwingen zu können meinen; aber immer war diese Beziehung zum Künftigen ihm ein Ubernaturliches, Geheimnisvolles, das niemals neben der gewußten Vergangenheit und der geschauten Gegenwart in gleich vertraulicher Weise

auch seinen sprachlichen Ausdruck finden durfte. Die Vergangenheit schloß den Menschen mit seinem Geschlechte zusammen; die Zukunft wies ihn auf seine Götter; aber der Gegenwart gehört überall sein eigenes Leben. —

Wir haben nun gesehen, wie vielfach in diesem seinem eigenen Leben, in stäter Gegenwärtigkeit, aus den ihm wichtigsten, natürlichsten und nötigsten Ereignissen und Verhältnissen und bei jedem Fortschritte seiner Geistesentwicklung von neuem die Macht der Drei als Grundform der Weltordnung ihm entgegentrat. Da kann es nicht wunder nehmen, wenn er diese Ordnung auch in seine Mythenwelt übertrug, die der geistigen Ordnung um so bedürftiger ward, je kräftiger die schöpferische Phantasie dabei tätig war. Dem inneren mythischen Grundtriebe aus der Vielheit zur Einheit in seiner verwirrenden Tauschlust mußte also diese Grundform der Dreiheit als ein willkommenes Einschränkungs- und Klärungsmittel sich gesellen.

Nachdem wir dies festgestellt, liegt mir fernerhin ob, die verschiedenen Weisen besonders in Betracht zu ziehen, wie sich die formale Ordnung der Dreiheit der mythenbildenden menschlichen Vorstellung ursprünglich und immer von neuem aufdrängte. —

Sänger-Brevier.

Aus Studium und Erfahrung.

Von Ferdinand Graf Spork.

Das Herrlichste was dem Menschen gegeben wurde ist die Sprache. Jeder Gebildete sollte deshalb bedacht sein, seine herrliche Muttersprache bis zur ausdrucksvollsten Schönheit des Vortrages an sich auszubilden.

Will der Künstler auf eine kunstvollendete Behandlung seines Vortrages Anspruch erheben, so sei ihm jeder Laut, der zu erhöhter Deutlichkeit beiträgt, heilig und unantastbar.

Es bedarf keiner feinen Beobachtung, um wahrzunehmen, daß die meisten Menschen sprachlich entsetzliches leisten. Gewählt gesprochen, ist noch nicht richtig gesprochen.

Die Mehrzahl läßt sich eben gehen — man ist zufrieden, wenn nur eine beiläufige Verständigung erzielt wird.

Unser täglicher Sprachgebrauch weist tausend Mängel und Unzulänglichkeiten auf, die völlig unberechtigt sind, auch dann, wenn man das sogen. historische Recht der Sprachdialekte ihnen als Mäntelchen umhängen und

damit in Schutz nehmen wollte. Feierlich-Erhabenes und Dialekt schließen einander aus.

Unsere Sänger sollten sich ein gründliches Studium der deutschen Sprache angelegen sein lassen und nicht mit Vorliebe aus der Karrikatur ausländischer Sänger die eigenen Sprachgesetze im Gesange erkennen und in geschmackloser Weise nachahmen wollen.

Der Grund, warum die Mehrzahl unserer Sänger sich dem deutschen Style gegenüber unbrauchbar erweist, ist die Vernachlässigung des Sprachstudiums, welches vor und mit dem Beginne der Tonbildung die gründlichste Behandlung erfordert.

Nur auf diesem Wege wird das Ergebnis eines abgerundeten, mit voller, wirkungsvoller Klangenergie erzeugten Tones und die durch kunstgerechte Verschmelzung sich ergebende vollste Verständlichkeit des Textgesanges zu erreichen sein.

Darum halte man streng darauf, daß der Sänger auch im geselligen Umgange einer reinen Aussprache sich befleißige. Ein lässiges Sichgehenlassen innerhalb einer unstatthafter Sprachgewöhnung, verlangsamt und verhindert die Durchführung einer rationellen Sprach- und Gesangsverbesserung ganz bedeutend.

Die einschlägigen Übungen sind so lange fortzusetzen, bis jede Dialektbeeinflussung gründlich beseitigt ist.

Wer an den Wochentagen schlecht spricht, wird am Sonntag nicht besser reden, oder man wird ihm die Mühe, die es ihm verursacht, anmerken.

Zur Ausbildung des Tones bedarf es der Sprache.

Nur wer schön spricht, singt schön.

Nur schön gesprochene Vokale geben einen schönen Ton.

Eine korrekte Vokalisation und Artikulation ist daher Grundbedingung eines schönen Tones.

Gut vokalisiert nur der, der bei strengster Wahrung des Einheitstones jedem Laute sein ihm zukommendes Recht, d. h. Klanggepräge gibt.

Durch das Studium der Vokale wird der Ton nicht nur schön, sondern auch von unstatthafter Nebenklingen befreit.

Wenn daher ein schöner Klang von der richtigen Vokalisation abhängt, so folgt daraus, daß der richtige Gebrauch der Sprachwerkzeuge, also des Mundes, der Zunge, der Kinnlade, der Lippen, die Tonfarbe, d. i. den Wohlklang des Tones bedingt.

Vor allem erfordert ein guter Ton eine normale Mundstellung.

Als solche gilt nur die mit natürlich gehobener Oberlippe und die mit Entfernung der Zahnreihen auf Daumenbreite erzielte.

Eine unerläßliche Bedingung ist: Man lasse immer erst jeden Text schön lesen. Nur wer schön liest, singt schön. Die Sprache veredeln, heißt: den Gesang veredeln.

Schön liest, wer langsam, deutlich, vernehmlich, vor allem aber sinngemäß, d. h. charakteristisch liest. Falsch und häßlich liest, wer dies nicht tut und obendrein mit falschem Pathos liest.

Das falsche Pathos ist die nach einer banal werdenden Melodie-Form ausgebildete Vortragsmanier, durch die der Inhalt, wie die Bedeutung des Verses vollständig aufgehoben wird.

Mit anderen Worten: es ist die eintönige, singende, akzentlose, weinerliche und rührselige Art, wie man sie von Schulkindern und Predigern überall zu hören bekommt und die sie immer anwenden, gleichviel ob sie Ernstes oder Erfreuliches zu verkünden haben. Regel: Singe nie beim Sprechen, sprich umso mehr beim Singen.

Diese singende Art der Rezitation wird zu einer geschmacklosen, widerlichen Unart und bildet sich mit zu einer larmoyanten, langweiligen Verschleppung des Vortrages aus, der durch immerwährendes Dehnen und Ineinanderziehen der Vokale den Zuhörer peinlich berührt.

Als ebenso unstatthaft gelten:

1. alle schroffen Intervallsprünge aus einem Register ins andere (vielfach ohne jeden vernünftigen Grund);
2. das Schleifen der Silben über eine Reihe von Tönen hinweg nach oben und unten;
3. der Flüsterton, dem ein plötzlicher Aufschrei folgt;
4. die unleidliche Vokaldehnung mit verbundenem Auf- und Niedersteigen des Tones.
5. der schon erwähnte singende Vortrag mit Zuhilfenahme einer recht weinerlichen Klangfärbung, der es auf die Rührung der Zuhörer abgesehen hat und der energigisch bekämpft werden muß.

Der Schüler wird durch den Hinweis auf die bestehenden, aus der Natur abgeleiteten Kunstgesetze, und wenn nötig durch die Karrikatur, leicht auf den rechten Weg geführt.

Auf die tiefste Stufe künstlerischer Leistungsfähigkeit sinkt aber der Rezitator und Sänger, sobald er auf einer unstatthaften Verteilung der Silbenschwere erfaßt wird.

Von allen üblen Gewöhnungen, die den Zuhörer in Mißstimmung versetzen und den Vortrag nach Seite des Ästhetischen und Stylvollen am empfindlichsten schädigen, ist diese, einer unberechenbaren Geschmacklosigkeit entspringende, offenbar die übelste.

Man hört statt: Wonne — Woone, statt: Vollmond — Woolmond, statt: Tal — Tall, statt: Licht — Liecht, statt: liegt — liggt, statt: es — ehß, statt: hinweg — hieweeg.

Das Gesetz richtig verteilter Silbenschwere bildet in erster Linie das sicherste Kennzeichen für die Beschaffenheit des Geschmacks bei Vortragenden.

Der Gesang kann nur dann von Wirkung sein, wenn ihn die Sprache, die dem Tone erst seine Bedeutung und seinen Sitz gibt, ganz beherrscht.

Bevor man singt, ist es unerlässlich den Text erst öfter laut zu lesen und zwar so, als ob man ihn öffentlich rezitieren wollte.

Die beste Aufsicht über Lautung und Gliederung (Vokalisation und Artikulation) ist stimmloses Sprechen. Das stimmlose Sprechen sollte immer dem stimmhaften vorangehen.

Wer die Dichtung nicht redekünstlerisch zur Wirkung bringen kann, vermag es gesanglich erst recht nicht.

Würde der Sänger nur in der Wiedergabe des Musikalischen seine ganze Aufgabe erblicken, das Wort nur als Zugabe betrachten, so würde das Ursprüngliche, also der eigentliche Inhalt nicht zur Geltung kommen.

Nur um dieses Inhaltes willen ist ja die Dichtung vertont worden, will man ihn durchaus unbeachtet lassen, so begnüge man sich mit Liedern ohne Worte und summe und brumme sie nach Herzenslust. Nur der Einklang von Ton und Wort zum Zwecke der Gestaltung eines Worttonkunstwerkes ist Gesang.

Der Vortragende hat die Aufgabe den Gegenstand dem Sinne und dem Verstande des Zuhörers näher zu bringen, das kann aber ohne eigenes Verständnis nicht geschehen.

Es wird leider oft dem Gesangschüler der zwar gutgemeinte Rat erteilt, „nur recht mit Gefühl“ zu singen. Unter diesem Gefühle versteht er aber immer nur ein einziges Gefühl, und zwar das Weh- oder Schmerzgefühl, das natürlich keines der andern gleichberechtigten Gefühle aufkommen läßt, nur daher rührt die Eintönigkeit, Einförmigkeit, Einfärbigkeit, Unnatürlichkeit und Unleidlichkeit des Durchschnittsvortrages her. Der Vortrag besteht jetzt fast nur aus Sentimentalität oder Brutalität.

Wir sagen darum dem Sänger: singe mit recht viel Verstand. Einem verständigen Vortrage wird der Vorwurf der Gefühllosigkeit oder der Mangel an Empfindung nie gemacht werden können.

In der Tat zielen alle musikalischen Studien, praktische, wie theoretische nach keinem andern Zwecke hin, als zu diesem Verständnisse zu gelangen, ohne welches ein künstlerischer Vortrag unmöglich ist.

Die Wirkung, die der Sänger auf einen empfänglichen Zuhörer auszuüben vermag, beruht in erster Linie nur in der poetischen Wirkung, die das Gedicht ausstrahlt.

Es ist nachgerade empörend zu beobachten, mit welcher — man darf wohl sagen — sträflichen Unbekümmertheit der Text behandelt wird, und zugleich mit welcher Selbstgefälligkeit die bloßen Noten herunter getufet werden, meist dann auch ohne Rücksicht auf das Zeitmaß, die Tonreinheit und ohne Beachtung der allergewöhnlichsten Geschmacksregeln.

Die Forderung, daß der Sänger in erster Richtung ein rechtschaffener Musiker sei, eine Forderung, die sich so von selbst versteht, wie etwa die, daß ein Tänzer Beine haben müsse, wenn er tanzen will, versetzt den Gesangschüler jetzt in sprachloses Erstaunen.

Die Kenntnis des Taktes und der Intervalle ist aber für jeden Sänger unbedingt erforderlich, wenn er sich nicht darauf beschränken will, die Übungen und Gesänge mechanisch sich eindringen zu lassen.

Erst auf Grund einer gründlich erworbenen Musikalität kann von einem auf sprachlicher Grundlage ruhenden Gesangsstudium die Rede sein.

Ein vierfaches T sollte das Abzeichen der Sänger sein, zugleich der Wegweiser und das Richtmaß für sein geordnetes Studium, nämlich: Takt, Treffen, Text und Ton. Ist er nicht taktfest, treffsicher, textgewandt und tongeübt, hat er kein Recht sich Sänger zu nennen.

Unser Gesangselenk hat hauptsächlich zweierlei Ursachen:

Die eine ist die unselige Auffassung, der Gesang sei eine, von seinen Lebensbedingungen ganz unabhängige, losgelöste, also vollkommen selbständige Erscheinung. Er ist es aber ebensowenig, wie etwa das pure Gold, mit dem der Goldarbeiter oder Münzenpräger ohne Legierung nichts anzufangen wüßte. Die Legierung oder die Lebensbedingung des Gesanges ist die Sprache.

Die andere Ursache ist der Wahn, daß man die menschliche Stimme für ein Orchesterinstrument hält, und sie leider auch als solches behandelt. Die menschliche Stimme ist aber ein Wort-Tonorgan, ein Individuum, kein Mechanismus und darf nicht wie eine Pfeife oder Trommel gehandhabt werden, am allerwenigsten wie die, durch Verstümmelung zu einem mechanischen Instrumente herabgewürdigte, nur für Kunststücke taugliche Kastratenkehle.

Der instrumentalen Entwicklung des zu bildenden Organes muß die vokale notwendig voraus gehen.

Die Litteratur über die Instrumentaltechnik des Gesanges vermag ganze Büchereien zu füllen; die der Vokaltechnik, auf die es doch zuvörderst ankommt, kann man unter dem Arme nachhause tragen.

Das Lohengrin-Haus in Großgraupa.

Von Martin Müller.

Breitarmige, hohe Fichten umrahmen das Eingangstor zum Lohengrinhaus, einer kleinen Bauernwirtschaft, als hießen sie uns mit offenen Armen willkommen. Gar bald fesseln auch die steinernen Torpfeiler unsere Augen. Wir entdecken auf dem linken Torpfeiler Schriftzüge, einst goldene Schriftzeichen, eingemeißelt, jetzt schon ziemlich verwaschen von Regen und Schnee. Wir lesen mit ein klein wenig Mühe die Worte:

„Richard Wagner
1846

Du hobst der Väter alte Sagen
Aus dem versunk'nen Schacht empor,
Nun wird, wo Künstlerherzen schlagen,
Die ganze Welt — ein Wagnerchor.“

Worte, die Edmund Schyre 1903 dem Genius widmete. — Und wie ein Götterbote mußte es uns an, wenn dann und wann ein frei umherfliegender, gezähmter Rabe dieses Haus umfliegt oder sich gar auf die verwitterte Eingangspforte niederläßt und mit geisterhaft klugen Augen, gleichsam mit einem gewissen Stolz uns ansieht, als wollte das Rabengeistlein sagen, daß es doch aus viel höheren Welten als wir armen Erdenwürmer stamme. — Wir haben inzwischen noch einen halben Schrift in den anschließenden kleinen Bauernhof gewagt, um die über dem Fenster des ersten Stockwerkes angebrachte Erinnerungstafel etwas näher vor Augen zu haben, und lesen als Inschrift des marmornen Ovals die Worte:

„In diesem Hause entwarf Richard Wagner im Sommer 1846 die Musik zum Lohengrin. Errichtet im Jahre der ersten Lohengrin-Aufführung in Bayreuth 1894.“

Die Schmückung des Hauses mit der Tafel wurde, wie Carl Fr. Glasenapp berichtet, von Wagners persönlichem Freunde, dem Bildhauer Kieß und den Familien Kieß-Geisberg am 27. Juli 1894 vorgenommen, an dem Tage der ersten Aufführung des Lohengrin in Bayreuth. —

Schon diese wenigen Schritte bereiteten uns Weh. Auf entheiligttem Heimatboden befinden wir uns. Irgendwelche kunstfremde Menschen erwarben das historische Haus und das vordem pietätvoll gepflegte Besitztum wanderte von einer Hand in die andere und diente verschiedenen Zwecken im Laufe der Zeit. Wer aber mag wohl der geistige Urheber der hirn- und herzlosen Zerstörung vom Äußeren und Inneren des „Lohengrinhauses“ gewesen sein, vor allem jener Ummodelung der seit vielen Jahrzehnten gehegten und gepflegten Wagnerzimmer, die von Wagnerfreunden aus allen Weltgegenden einst ehrfürchtig betreten wurden?

In diesen seit Jahren völlig veränderten Räumen des schlichten Bauernhauses schuf der Meister seinen Lohengrin, und wie sehr er an der alten Stätte seines Schaffens gehangen hatte, erkennt man daran, daß Wagner mehrmals in jenes alte voreinstige Schäfersche Bauerngut zurückgekehrt ist.

Bei dem Klange des Namens Schäfer leuchtet es froher in uns auf — es sind noch zwei lebende Söhne der alten Familie Schäfer im Dorfe Großgraupa, bei dessen Eltern unser Wagner einst gelebt hatte! Nur wenige Schritte vom Lohengrinhaus entfernt in Richtung nach Pillnitz hat der älteste Sohn des verbliebenen alten Schäfers seinen Bauernhof, der Oskar Schäfer, der uns bereitwillig und treuherzig

bieder von seinen und seiner Eltern Erinnerungen berichtet, so von einem Besuche des Meisters, der voreinst unerwartet auf eine Stunde in das alte Haus Einkehr halten wollte und mit einem Wagen aus der Richtung von Dresden vorgefahren sei. Er sei der Hüter des Hofes und seine Eltern damals gerade zur Heuernte auf den Feldern gewesen. Schnurstracks sei Oskar nun hinausgelaufen auf den Wiesenplan und habe seine Eltern hereinge Holt von der Feldarbeit, und mit sichtlicher Teilnahme sei der Meister dann die alte sandsteinerne Treppe emporgestiegen und durch die erinnerungsgepflegten Räume gegangen. Bei seinem Scheiden habe Wagner ihm und seinen Geschwistern drei Taler zum Andenken an seinen Besuch gegeben, was er mit besonderem Stolz erwähnte. Einen Taler erhielt damals auch die alte Gasthofbesitzerin, Frau Adler, im unteren Gasthof zu Großgraupa, die mit den „Schäferkindern“ befreundet gewesen war. —

Wagner verweilte bei seinem Besuche auch unter dem alten historischen Birnbaum hinter der noch heute gottlob unberührten Strohdachscheune. Unter dem Rußbaum vor der alten Scheune hatte Wagner 1846 — wie gar viele immer glauben — nie und nimmer dichten können, denn dieser in vielen Verehrerkreisen „als historisch verkannte Rußbaum“ ist ja erst im Beisein meines ehrwürdigen Kronzeugen etwa im Jahre 1879 gepflanzt worden und nun zum prächtigen Stamme gediehen. Einige Schritte von ihm entfernt führt der alte Wiesenpfad von dem Gehöft zur freien Landschaft. Es ist der alte Weg, den der Meister in Richtung nach dem Vorsberggelände gern zu wählen pflegte. Mit Vorliebe auch hatte Wagner voreinst in dem Sommer 1846 in der noch heute vorhandenen alten Scheune auf dem Futterboden — ganz droben gesessen und seiner Kunst in einsamer Abgeschlossenheit gelebt — gesehen von keinem fremden Menschen und fernab vom Alltagsgeräusch.

Doch da bringt die alte Schäferin glückstrahlend einen alten Buntfisch, darstellend eine dolchzückende Reiterin, die ein Löwe mit menschenähnlichem Antlitz zu zerreißen droht! — und berichtet froh, ja, das habe im Wagnerzimmer einst gehangen und das Sofa, das ich schon immer ehrfürchtig anblickte, in der kleinen Bauernstube, gehörte ebenfalls zum Mobiliar der Wagner-Zimmer anno 1846. Der alte rote Bezug des Sofas ist allerdings im vorigen Jahre den Weg alles Irdischen gegangen und durch einen neuen ersetzt worden — das Gestell ist jedoch gut erhalten, so, wie es einst war. Ich habe nicht gewagt, es anzufassen, dies alte Erinnerungsstück. —

Wir sprachen dann von dem Flügel, der im alten Lohengrinhaufe einst aufgestellt war und von dem ebenfalls Glasenapp berichtet. Dieser Flügel gehörte Oskar Schäfers Eltern, dem alten Bauernmusikanten Schäfer. — Als nun das Instrument vom Zahn der Zeit zu erfassen bedroht war, die Füße ihn nicht mehr tragen konnten, stellte man es auf Stühle — bis es einst ganz zerfiel und den bitteren Weg zur Asche ging. Entblößtes Hauptes müßte man vor dieser Seelenharfe stehen, die die ersten Klänge des Lohengrin wiedergab von des Meisters Hand! — Nichts ist mehr im Hause meines ehrwürdigen Freundes Oskar Schäfer des Älteren an Wagner-Erinnerungsstücken vorhanden. — Als ich ihn dann bat, mich bei dem jehigen Pächter des Lohengrinhauses einzuführen, kam er meinem Wunsche bereitwillig nach — war's doch einst das Haus, wo seine Wiege stand und eine Mutter ihm die ersten Heimatworte lehrte. Nicht nur die wenigen Schritte, wie vordem immer, wagte ich nun in den Lohengrinhof. Hurtig schritten wir durch diesen dem Hauseingange zu. Da kamen die Pächtersleute Scholz, feinfühlende, schlichte Bauersleute, uns entgegen mit Sinn für den Wert des historischen Hauses und mit großer Neigung zu dem Meister Wagner. So durfte ich sogar die alte Sandsteintreppe emporsteigen, die der Unsterbliche betreten hatte und an deren Treppenwände Therese Malken, die Unvergessbare, einen leider jetzt übermalten Gedenk spruch „Es gibt

ein Glück, das ohne Reu" geschrieben hatte, den der geistige Führer der Wagnerfreunde zu Großgraupa, Oberstudienrat Prof. Dr. Gasmeyer, einst unter Glas und Rahmen setzen ließ. Allerdings, sie ist verlegt diese Treppe, aber mit einem sichtlichen Stolz erwähnt die Pächterin des Lohengrinhauses, es seien noch die alten Stufen von einst! —

Wir durften auch in die vormaligen, jetzt verkleinerten Wagnerräume hineinsehen, in denen Untermieter leben, welche anscheinend irgendwelche Angst bekamen, als wir so begeistert sprachen, es müsse sich doch ein Kunstfreund finden, der den Urzustand des Hauses — der beiden Zimmer wenigstens — wieder herstelle. Das eine Wagnerzimmer ist von außen gekennzeichnet durch einen neugebauten Balkon!

Wir stiegen nun noch ins Dachzimmer empor, dessen Fries mit Schwalben bäuerlich geschmückt ist. Von dort oben hat man eine liebliche Aussicht auf das gegenüberliegende Jagdschloß zu Großgraupa mit seinem bis an das Schloß heranreichenden, vorgelagerten kleinen Teich mit einer fein abgestimmten, vom Schloß zum Wasser führenden Steintreppe, die gleichsam mit fürstlicher Würde die Landschaft beherrscht. August der Starke hatte einst dieses vergessene Schloß errichten lassen, und wir müssen einen Blick in den urwaldartigen Eichenpark hineingetan haben, um zu verstehen, weshalb Richard Wagner so an Großgraupa gegangen hatte. — Wir erheben uns innerlich beim Anblick der herbftenden, sich lichtenden Breiten nach dem Vorsberg bei Pillnitz zu und die Herbstsonne versucht versöhnend in Landschaft und Herz zu strahlen, da im Lohengrinhaus soviel „Altes" zerstört worden ist. — Immerhin dankbar scheiden wir von den neuen Pächtersleuten des Lohengrinhofes und kommen sogleich an dem alten, 1793 privilegierten Gasthofe zum Erbgericht vorbei, um zu Arthur Schäfer, dem jüngeren, zu gelangen, dessen Bauerngut unweit vom Erbgerichtsgasthof, ebenfalls in Großgraupa liegt. Freundschaftlich lächelnd nimmt nun auch Arthur Schäfer unsere Bitte an und berichtet, er habe in den achtziger Jahren, als etwa 12 Jahre alter Knabe, eines Tages Richard Wagner auf dem elterlichen Hofe angetroffen, der die alte Stätte der Erinnerung, der Werdung des Lohengrins, und die liebgewordenen Räume damals wieder anschauen wollte — auch bei diesem unerwarteten Sommerbesuche „war alles auf dem Felde weit hinten am Wiesenrunde nach Bonnewitz zu". Arthur Schäfer fand den Eingangsschlüssel nicht und führte den Meister durch den Kuhstall nach seinen im ersten Stock gelegenen voreinstigen Wohnräumen. Doch war auch kein Türschlüssel für Arthur erreichbar und Richard Wagner mußte vor verschlossener Tür stehen, ohne Erfüllung seines Wunsches, eine Welt von Erinnerungen aufzusuchen, wieder umkehren. Als Arthur Schäfer die Eltern herbeigeht hatte, war der Meister mit seinem Gefährt schon wieder fort. —

Hochzuschätzen ist es, daß vom Begründer dieses Kreises von Wagnerfreunden und des vormaligen Statthalters des Lohengrinhauses, Oberstudienrat Professor Dr. Gasmeyer, die einst mühevoll gesammelten Erinnerungen an Richard Wagner, die die Wagnerzimmer im Lohengrinhaus vor Jahren bargen und schmückten, noch im Dorfe Graupa von ihm und den Seinen verwahrt und behütet werden. Die außerordentlich schöne Sammlung von Bildern, Briefen usw. aus jener Wagnerzeit befindet sich in dem Landhaus dieses Wagnerverehrsers auf der Vorsbergstraße in Graupa. Jedes Kind im Orte weiß, daß dort das „Wagnermuseum", wie es kurz im Volksmunde genannt wird, sich befindet und tiefempfunderer Dank gebührt diesem ideal gesinnten Manne, der nicht nur das Lohengrinhaus vor etwa 20 Jahren weiteren Kreisen bekannt machte, sondern auch heute noch die bei ihm aufgestellten Wagner-Erinnerungen den Verehrern des Meisters zugänglich macht.

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

Musik der Jazz-Zeit.

Von Alfred Pelligrini.

Von jeher waren die Volksgesänge und Volkstänze die getreuen Spiegelbilder der psychischen Verfassung einer Nation; in ihnen erkannte man den unmittelbarsten Ausdruck des Gefühlslebens, das den jeweiligen Zeitgeist des betreffenden Volkes bewegte. Deutschlands fieberkurvenähnliche Schicksalsepochen glichen wiederholt überraschenden Entwicklungen, die mit hemmungsloser Gewalt einer Auslösung entgegen strebten und manche eigenartige Trugschlüsse zeitigten. Traten dann wieder gesündere Verhältnisse ein, so kehrte man beschämt zur altbewährten kulturellen Einstellung zurück. Was haben wir in unserem Volke nach dem Weltkrieg erlebt? Alles bis dahin Anerkannte wurde über Nacht auf den Kopf gestellt; Politik und Kultur glichen einem Chaos von Verderbnis mit unentwirrbaren Folgeerscheinungen; man tanzte im wahren Wortsinn auf dem Vulkane, warf alle Sitten- und Moralanschauungen über den Haufen; versiel von einem Extrem ins andere und fühlte doch wohl unbewußt, daß dem Satans-Fasching der graue Aschermittwoch folgen muß. Dennoch kann und soll man den Glauben an das eigene Volk nicht aufgeben; denn wer sich selbst aufgibt, ist verloren. Der Jugend zumal, kann es nie genug in's Gewissen gerufen werden, um welch' wertvolle deutsche Kulturgüter zu kämpfen sie berufen ist, und welche Gefahren ihr drohen, wenn sie von den fremdländischen Einflüssen sich nicht fern hält. Durch die Jugendbewegung nimmt nun auch die Gesundung wieder ihren Anfang, indem sie sich gegen das verblendete Alter erhebt und es zur beschämenden Selbstbesinnung zwingt. Einen zeitlichen Stillstand gibt es nicht; aber es wird ein natürliches Gebilde hervorgebracht, das aus der Not der Zeit geboren und insolgedessen daseinsberechtigt, alle Ausartungen in die volkseigenen Schranken zurückweisen und zu einer neuen Blütezeit echter deutscher Volkskunst führen wird. Es muß eine neue deutsche Volkskunst in die Erscheinung treten, wenn nur das Deutschtum selbst noch lebt. Das gilt auch von der Musik im allgemeinen, wie vom Tanz im Besonderen.

Der Weg bis zu diesem beglückenden Ziele erscheint allerdings noch weit, wenn man das heutige Großstadttreiben beobachtet. Zurzeit steht letzteres im Siegeszeichen der Jazzband-Musik, deren von heulenden, vierteltonähnlichen Klängen des Sazophons beflügelte Rhythmen gegen jedes symmetrische Empfinden und klares Denken anzukämpfen scheinen. Der aus Rand und Band geratene Zeitgeist gibt sich im Jazzband-Orchester ein Stellbildein und feiert förmliche Orgien des Zügellosen; er hat in dieser Formlosigkeit etwas Eruptives, ja Revolutionäres an sich. Raum und Zeit sind scheinbar aufgehoben, Naturgesetze kehren zum Chaos zurück und alles löst sich in Atome auf; unbekannte Klangfarben berauschen das Nichts und erscheinen trotzdem von ungeheurer Wichtigkeit; schwüle Däfte der Erotik und Sinnlichkeit wechseln kaleidoskopartig mit öden Plattheiten stärkster Realistik und kraftstrotzendstem Naturalismus ab, eine Korruption ohnegleichen, wie das Chaos der Gegenwart selbst. Aber nie und nimmer entspringen diese Ausartungen deutscher Gemütskiese und deutschem Empfinden! —

Schon das Fehlen der viel ausdrucksfähigeren Streichinstrumente, dafür die umso stärkere Bevorzugung der Bläser und des Schlagzeuges aller möglichen grotesken und bizarren Abarten bis zur singenden Säge und zum teuflisch dreinknallenden Revolverchuß, die natürlich stets auf irregulären Takteilen ihr Unwesen treiben, deutet auf den erotischen Ursprung dieser Naturvölker-Musik hin. Es ist gewiß, daß diese Geschmackverrohung mit den in den Weltkrieg hineingezerrten Schwar-

zen und Wilden eingeschleppt und dadurch eine Verseuchung des kulturellen Empfindens herbeigeführt wurde. Die Verheerung auf geistigem Gebiete bestärkt diese Annahme ebenso wie das Atonale der Musik selbst. Auch die plastischen Künste der primitiven afrikanischen Volksstämme oder der Südsee-Insulaner fanden ja bei uns vielfach begeisterte Aufnahme; es erweckt eben alles den Anschein, als wenn unsere europäische Kultur auf dem toten Punkt angelangt sei und nun trachtet, wieder von vorne zu beginnen. Sollte man sich tatsächlich kulturell erschöpft haben?

Über die Bedeutung des „Jazz“ schwirren allerhand Ausdeutungen umher. Am glaubwürdigsten erscheint die Annahme, daß — zurzeit, als man für „Ragtime“ schwärmte — in Mississippi ein schwarzer Trommler namens „Charles“ lebte, der sich durch ein selten rhythmisches Gefühl auszeichnete und während des Spieles seiner Kapelle unglaubliche Schlagzeug-Extempores erlaubte, die Aufsehen erregten. Wie in den südlichen Staaten vielfach Sitte, wurde sein Name „Charles“ in „Chazz“ verstückelt und von da ab jede extravagante klingende Musik nach ihm „Chazz“ benannt. Seine gegen jedes normale Gefühl quitschenden synkopierten Rhythmen waren etwas so außerordentlich undefinierbares animalisch Neues, daß sich alle Naturgesetze in sich selbst aufzulösen schienen. Man begann sie allerorten nachzuäffen, zu variieren und schließlich wieder zu — kulturieren. Damit ist man nun bei der hochtrabenden Bezeichnung „Jazz-Symphoniker“ angelangt, die jetzt in fast allen Vergnügungsstätten anzutreffen sind und ein weit über die tatsächlichen Leistungen stehendes Honorar beziehen. Die Hauptstimme in diesem Tohuwabohu vertritt das Sazophon, das von Adolph Sax vor ungefähr 100 Jahren erfundene Blasinstrument, dessen Toncharakter eine Verbindung von Holz- und Blechklangfarbe ist und — jetzt zu hohen Ehren gekommen — dem Jazzband die charakteristische Note verleiht. In allen möglichen und unmöglichen Formen vertreten, beherrscht dieses Instrument ein unendlich weites Gebiet der verschiedenartigsten Stimmungen und vereint in seiner Ausdrucksfähigkeit das ernste Pathos ebenso wie die ausgelassenste Groteske. Die Aufnahme dieses bisher vergessenen Instrumentes ist das einzige Verdienstvolle der ganzen Jazzband-Musik. Kein Wunder, wenn sich unsere Neutöner sofort dieser Errungenschaft bemächtigten und das Sazophon auch in der ernstesten Opern- und Konzertmusik anwandten; allerdings gleich mit zu übertriebener Vorliebe, was die letzten Werke von Hindemith, Stravinsky, Krenek und Honegger beweisen. Auf die Dauer gehört, verliert die Klangfarbe des Sazophons den Reiz der Neuartigkeit und erhält leicht etwas Abgeschmacktes. In vielen Abhandlungen wird nun die Jazzband-Musik als das Heil der Zukunftsmusik gepriesen, was natürlich eine Sinnlosigkeit ist. Der Ekstase muß — um mit „Rembrandt als Erzieher“ zu reden — eine Enstase, der Zeit der unreinen Torheit eine Zeit der reinen Menschlichkeit folgen. Der heutige Modespleen wird ebenso auswirtschaften wie der Bolschewismus, Kubismus, Dadaismus oder wie der „mus“ sonst noch heißen mag, sobald das Ichbewußtsein wieder steigt und eine Gesundung des völkischen Empfindens Oberhand gewinnt. Die Jazzband-Musik ist nurmehr als ein typisches Zerrbild unseres jetzigen gärenden und unberechenbaren Zeittreibens, als eine Art geistiger Inflation oder zum Urzustande alles Werdens hinstrebendes Fremdgewächs anzusehen, das mit all' seinen Geschmacklosigkeiten, wie z. B. der himmelschreienden „Verjazzung“ bekannter Choral- und Volksmelodien, eine krankhafte Nachkriegserscheinung bildet, die in dem Augenblicke verschwinden wird, sowie eine Befestigung des Denkens, Fühlens und Handelns im nationalen Sinne der einzelnen Kulturvölker eintritt. Möge uns ein gnädiges Geschick bald den geistigen Führer schenken, den auch eine echte deutsche Kunst zur Schaffung und Sicherung ihres Lebensbodens so dringend nötig hat!

Besprechungen.

Durch Welt und Leben.

Die geistigen Strömungen der Gegenwart münden alle in die religiöse Frage. Eine Zeit lang schien es, als könnte vaterländische Gesinnung des Rückhaltes entbehren, den der Gottsuchende erstrebt. Als die deutschkirchliche Bewegung die ersten Wellen schlug, da wurden Stimmen laut, es sei feindselige Absicht in ihr versteckt, um Zwietracht zu wecken. Das erwies sich als irrig. Denn was eigentlich in religiösen Dingen entzweit, ist nur die Lehrmeinung, die sich an den Begriff wendet: wahre christliche Frömmigkeit ist eine Kraft, welche verbindet! Wer also die begrifflich geschiedenen und im Leben scheidenden Ansichten der beiden Bekenntnisse übergeht, der baut am innern Zusammenhalt, der hilft eine Gemeinschaft herbeiführen, die im Sinne Jesu liegt. Auf Jesus zurückzugehen ist ein Bestreben unserer Zeit, das sie, die sonst soviel Betrübliches enthält, wirklich erlebenswert macht. Wir haben schon manches Buch gezeigt, auf manchen Mann hingewiesen, der uns zu Jesus zurückführt. Diesmal ist es unsere Aufgabe, ein neues hervorragendes Zeugnis solchen Strebens namhaft zu machen: Dietrich Klagges „Das Urevangelium Jesu“ als „deutschen Glauben“ dargestellt (Meister Eckehart-Verlag, Wilster, 1926; 232 Seiten; Preis 4.50 M.). Die eingehende Beweisführung, die religionsgeschichtliche, philosophische, religiöse Grundlegung, die der Verfasser in sehr klarer Ausdrucksweise hinstellt, wäre eigentlich mit einer entsprechend ausführlichen Auseinandersetzung zu erwidern. Wer auf eine solche Wert legt, nehme Blatt 13 und 16 der Deutschkirche zur Hand, wo sich Hauptpastor Andersen über die Leistung äußert. Wir können nur den allgemeinen Eindruck des Bedeutenden bestätigen. Insbesondere überzeugt, was über Kirche und kirchliche Gottesgelahrtheit gesagt ist. Durch alle Mängel, Veräumnisse und Flecken hindurch leuchtet aber doch jener Urgrund, den das ganze Buch bloßlegt; und es ist undenkbar, daß die Kirche als solche dem entdeckten Urevangelium widerstreben sollte, außer wenn sie sich selber ganz aufgäbe. Sind ja doch Männer wie Andersen geachtete Glieder der Kirche! Es liegt an uns, den Bekenntnissen das Trennende wegzuräumen und jene Freude und Erlöstheit, jene Hoffnung und Gewißheit wieder zu erlangen, wie sie auf den Bildern der ersten christlichen Jahrhunderte ausgedrückt ist. Als Hilfsmittel, über Luthers dogmatische Stellung hinauszukommen, bietet sich ferner die kleine Schrift Andersen's „Der richtige Jesus“ dar. Sie gehört zu einer dringend empfehlenswerten Sammlung: „Bücher vom deutschen Lebensquell“, welche Alfred Roth, der bekannte völkische Vorkämpfer, in seinem Verlag (in Stuttgart) erscheinen läßt. Bei dieser Gelegenheit sei betont, wie wertvoll es ist, wenn Führer wie Roth und Rohm (Lorch) auch in der religiösen Frage ihren festen Standpunkt einnehmen: beide sind deutschkirchlich. Andersen's volkstümliche, ebenso warme wie deutliche Sprache wird nicht verfehlen, Eindruck zu machen. Die Büchlein jener Sammlung kosten nur eine Mark. Erschienen ist außer dem Jesus und Paulus (den wir schon früher besprachen), eine Zusammenstellung von Sprüchen der israelitischen Propheten unter dem Titel: Antisemitismus im Alten Testament von Prof. Dr. von Hauff. Die Anordnung ist übersichtlich und in ihrer Steigerung sehr wirksam. Wer zu diesen Prophetenstellen, denen wir zustimmen, noch diejenigen hinzudenkt, die etwa Delitzsch in der Großen Täuschung (Rohm, Lorch) als bedenklich vorbringt, der kann doch

kaum mehr die Anschauung für gerechtfertigt halten, als setze Jesu Predigt die alttestamentliche einfach fort. Wer die leidige Frage der Zugehörigkeit früherer Gottesbegriffe zur Religion Jesu von allen Seiten prüfen will, nehme eine Schrift von Pfarrer Schenk zur Hand: *Der Kampf ums Alte Testament* (herausgegeben von der Badener Deutschkirche; Vaterland-Verlag, Pforzheim). Sie verdankt ihre Entstehung den Ausführungen, die Schenk 1925 für eine Pfarrsynode gemacht hat; das Thema war vom Badischen Evangelischen Oberkirchenrat genehmigt worden. Zusammengetragen ist hier auf dem knappen Raum von 46 Seiten ein Tatsachenstoff, wie man ihn mit allen Belegen und Nachweisungen sonst kaum wo anders antrifft. Besonders müssen wir hervorheben, wie der Verfasser es versteht, den berichtenden Ton zu wahren und alles zu meiden, was reizen oder verlegen könnte, so manches Unbegreifliche auch die Gegenseite vorgebracht oder geleistet hat. Schenk steht selber mitten im Kampfe. Der Ernst jedoch, von dem seine Ausführungen getragen sind, und die vielen schöpferischen Gedanken, die er entwickelt, lassen keine Schärfe aufkommen.

Neue Quellen religiösen Erlebens öffnet die sogenannte *Mythik des Mittelalters*. Lange waren sie verschüttet. Jetzt strömen sie wieder mächtig hervor. Öfter haben wir auf Eckart hingewiesen, dessen 600. Todesjahr wir 1927 feiern. Ehe wir uns mit ihm befassen, wollen wir heute an die engverbundene griechische Mythik eines Platon erinnern. Chamberlain danken wir es, daß der griechische Philosoph in immer weitere Kreise dringt. Als erfreuliches Zeichen nennen wir die Auffahreihe „Von griechischer und deutscher Mythik“, die H. F. Müller im „Humanistischen Gymnasium“ 1919, Heft 1—6 veröffentlicht hat. Die schönste Frucht eines auf Platon gerichteten Strebens pflücken wir aber vollends bei Karl Vering, der im Verlag Englert und Schlosser in Frankfurt zwei Bücher herausgab, die Platon selber reden lassen. Das eine bringt Platons Staat als den „Staat der königlichen Weisen“, das andere Platons Gesetze als die „Erziehung zum Staate“. Die Gedanken über Religion sind nämlich bei Platon nicht etwa ein für allemal abge sondert von den Betrachtungen, wie sich menschliches Leben in seinen Äußerungen zu gestalten habe, sondern unaufhörlich berühren sich religiöse Erkenntnisse mit Beratung tätiger Aufgaben. Um nun Platons Welt möglichst allen zu erschließen, die Sinn für sie haben, schlägt Vering den einfachen Weg ein, statt einer wörtlichen Übersetzung mit dem Zwang philologischen Erläuterns eine freie Übertragung zu schaffen, die dem Gedankengange als solchem folgt. Kernige Einleitungen und kurze Anmerkungen geben den Rahmen, der die Bilder, Vorstellungen, Einfälle, Endziele Platonischer Weisheit umschließt. Wer den deutschen Wortlaut mit dem griechischen vergleichen will, hat keine Schwierigkeit. Die Eindeutschung selber verdient jedes Lob. Sie ist insbesondere flüssig lesbar, ohne den Gehalt irgendwie zu verflüchtigen. Wir dürfen stolz sein, daß gerade aus dem Bayreuther Kreise eine solche Leistung hervorging, die für Schule und Haus, für jede Pflege sittlichen und religiösen Lebens in Betracht kommt. Wahrhafte Frömmigkeit macht uns, nach Platon, zu Dienern und Helfern der Gottheit.

Bayreuther Sinn und Gesinnung bleibt mit allem, was die neue religiöse Bewegung vertritt, in mannigfacher Bindung verklammert. Auch das Wiedererwachen der Teilnahme für Sage und Märchen steht in ursächlichem Zusammenhang mit unseres Meisters Griff und Gestaltung des deutschen Sagenstoffes. Unwillkürlich richtet sich unser Blick auch auf jene Zeit, als sich im germanischen Bewußtsein das neue Christliche gegen die alte Überlieferung abzugrenzen begann. In diese denkwürdige Zeitspanne (die auch Hans von Wolzogen zu seinem „Longinus“ begeisterte) führt ein neues Buch von Arthur und Beate Bonus, „Das Olafbuch“

(K. Thienemann, Stuttgart; 160 Seiten; mit 8 Tondruckbildern von Peter Trumm; 5 Mark). Es ist vor allem für die Jugend bestimmt, die es wirksamer trifft und anfeuert als umständliche Begründung oder langatmige Ermahnung. Die in nordischer Sage wohlbewanderten Verfasser geben das lebendige Bild eines taffrohen Helden. Ein Sängerepik streift den Gegensatz dar zwischen adlig empfundenem „Heidentum“ und heldisch erfaktem Christentum. Was den Verlag des Werkes betrifft, so sei erwähnt, daß er nun bald 80 Jahre inhaltlich gute und trefflich ausgestattete Jugendbücher herausbringt: ein Trost für alle, die an unserer modisch beeinfluszbaren Jugend zweifeln wollen. Wir nennen aus Thienemanns Schätzen noch die schön illustrierten Zwei-Mark-Bücher, insbesondere von Helene Raff: „Laurins Rosengarten“ (Sagen und Geschichten aus Tirol) und von Hermann Hefele: „Die Artusritter“ (Allerlei Geschichten aus fernen Ländern, nach dem Holländischen von A. von Sichten). Die künstlerische Ausstattung ist hervorragend. Die Sammlung (12 Bücher) umfaßt Sage, Geschichte, Märchen, Bilder aus dem Tierleben und allerlei Unterhaltssames. Das heranwachsende Geschlecht, das mit solchen Gaben groß wird und in unmittelbarer Umgebung etwas Vorbildliches sieht, muß gegen widerliche Einflüsse gefeit sein.

Ferner ist, um den Charakter zu bilden, wichtig, daß Jung und Alt aus der Gegenwart, das heißt nächstgegebenen Vergangenheit alles das herauschöpfe und sich aneigne, was zur Achtung, Bewunderung, Nachahmung zwingt. Und dazu gehören die Taten, die deutscherseits im Weltkrieg geleistet worden sind. Immer Neues trifft hier klar zu Tage. Die Reihe von Veröffentlichungen, die etwa durch Graf von Luckners „Seeteufel“ gekennzeichnet sind, erfährt neuerdings eine Fortsetzung durch das schwarze Schiff: die Kriegs- und Kaperfahrten des Hilfskreuzers „Wolf“ werden von Wikschehyn wahrheitsgetreu und lebensvoll geschildert (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart; mit Karte und vielen Abbildungen; 320 Seiten). Es ist die längste und erlebnisreichste Seereise, die unser Hilfskreuzer zurückgelegt hat, ohne fremde Hilfe, gejagt von feindlichen Schiffen, erfolgreich tätig im unablässigen Angriff. Nach 444 Tagen der Seereise kehrte der „Wolf“ im Februar 1918 in die Heimat zurück, die damals noch einen herzlichen Empfang für solche Helden bereit hatte. Was Fregattenkapitän Nerger mit seiner wölfischen Besatzungsmannschaft alles durchlitten und durchkämpft hat, die Eigenschaften, die das Gelingen verbürgten, Todesverachtung, vorsichtige Klugheit, tollkühne Verwegenheit, all das kann nicht ohne Eindruck und auf die fernere deutsche Zukunft nicht ohne Wirkung bleiben. Seelisch betrachtet, fällt im Hinblick auf die gezeigten Taten und Erlebnisse auch das in Betracht, daß wir den Deutschen vom August 1914 und vom November 1918 als den Gleichen betrachten lernen müssen: seine Kraft versagte, weil die oberste staatliche Führung alles vermissen ließ, was jener heldischen Kampfgesinnung entsprochen hätte. Das Volk hatte anfangs durchaus die rechte Staatsgesinnung: es hielt zusammen, und das Ganze galt dem Einzelnen mehr als das eigene Leben.

Wenn Krieg und Nachkriegszeit auch etwas Gutes zur Folge hatten, so war es die festere Verklammerung mit der Heimat. Lange Zeit sah man sich am Auschwärmen verhindert. Nun, da man auf deutschen Boden gebannt war, bemerkte man mit wachsendem Erstaunen die ungeheure Mannigfaltigkeit seiner Gestaltung, die künstlerischen Schönheiten des Erbgutes aus vergangenen Zeiten. Dieser Stimmung verdankt so manches Bild und Bilderbuch seine Entstehung. Doch das Beste von allem, was in solcher Weise zum Vorschein kam, war und blieb der Bilderband, den Kurt Hiescher für die Sammlung Orbis terrarum des Verlags Ernst Wasmuth (Berlin) zusammenstellte: „Deutschland; Baukunst und

Landſchaft". Er iſt Hans Thoma als treuem Knder deutſcher Weſenart gewidmet. Faſt ausnahmsweiſe ſind es eigene lichtbildneriſche Aufnahmen, die der Herausgeber vorlegt; nur Rheinland, Pfalz und Ruhrgebiet ſind, weil die Einreiſe unmöglich war, vorhandenem (brigens tadelloſem) Stoff entnommen. Aus mehr als 2000 Aufnahmen wurden rund 300 Bilder ausgewählt, und jedes einzelne hält eine Erſcheinung, ſei es der deutſchen Scholle, ſei es deutſcher Baukunſt mit jenem knſtleriſchen Geſchmacke feſt, der alles Zufällige, Nebensächliche oder bei Bauten die unſchnen Zutaten der Nachfahren abſtreift und nur das Bedeutende und Bezeichnende ſehen lſt. Für dieſe Aufgabe hatte Hielscher während des Krieges als unfreiwillig Verbannter eine vorzügliche Schulung in Spanien genoffen. Der Band, der „Das unbekannte Spanien; Baukunſt, Landſchaft, Volksleben“ zeigt (Preis geb. 26 und 35 Mk.), gehört zu den glcklichſten Leiſtungen der ganzen weiſſſchichtigen Sammlung. Es iſt ja eine vielgerühmte Eigenschaft des Deutſchen, daſ er ſich liebevoll in die Fremde hineinſindet. Doppelt anziehend aber wird das Hervorgebrachte da, wo in Gegenwart wie in ferner Vergangenheit eine natürliche Fhlungsnahe befriedigt. Kſtlich iſt, was Hielscher von der Begeiſterung der Spanier für Deutschland zu erzählen weiſt, die alle Schichten der Bevölkerung gerade im Weltkrieg ergriff. Ins Kloſter St. Juſt verſchaffte ihm allein die Taſſache Eingang, daſ er Deutſcher war. Der zermalmende Händedruck, der Begeiſterungsſchuch eines Hirten entlockt ihm das Geſtndnis: „Nie hat mir ein Bewunderungswort, eine Huldigung für mein Vaterland tieferen Eindruck gemacht.“ Sehr ungleichartig ſind die Formen der Natur, ſehr bunt die Geſtalten des Volkes, wie ſie aus einer merkwürdig wechſelvollen, beinahe abenteuerlichen Geſchichte hervorgingen. Immer wieder iſt zu betonen, daſ der Norden Spaniens, von dem die Wiedereroberung der Halbinſel ausging, gotiſch durchdrungen war. Im höchſten Norden finden die Godos und Gallegos noch heute keinen Gefallen am Stier- oder Hahnenkampf. Auch südlich von Salamanca behauptet ſich noch immer die blonde und blauugige Erſcheinung. Das turmbewehrte Avila war die Heimat Vittorias, des großen Zeitgenoſſen Paleſtrinas.

Viel zu wenig bekannt iſt das ſelbſtverſchuldete Schickſal der Weſtgoten: dem übertrifft Rekkareds (zum katholiſchen Rechtglauben) folgte der Sprachſchwund, folgte die Aufhebung der heiſamen Raſſegeſetze (die auf vorausgehende Durchbrechung deutet), und als die Araber kamen, fanden ſie nach dem Siege ein Volk vor, das ſchon hemmungsloſer Miſchung verfallen war. Unerbittlich ſind die Geſetze der Natur, ſind die Schickſale der Völker. Hielschers Bildaufnahmen führen vom bekannten ins unbekannte Spanien. Eindrucksvoll tritt die Eigenart der Städte hervor: kampferuſtet, beinahe finſter Toledo, lieblich umhegt Segovia, ein ſpaniſches Nürnberg. Beſonders anregend ſind auch die Proben der Gebirgslandſchaften: nicht bloß Pyrenäen, ſondern ebenſo die aſturiſchen „Spitzen Europas“ feſſeln den Betrachter und uns Bayreuther zieht es namentlich zum Montſerrat: wenn ihn die Geſchichte feſt mit Lopola verknüpfte, ſo ſchweben wir zu den Gebilden, mit denen ihn die mittelalterliche Sage umwoben hat... „Im fernen Land, unnahbar euren Schritten.“

Rehren wir zu der uns umgebenden Heimat zurück: ein Erbauungsbuch im beſten Sinne iſt die Sammlung „Deutſche Gedenk- und Weieſttten“, welche Brries, Freiherr von Mnchhauſen bei J. F. Lehmann in München darbietet (4, geb. 5 Mark). Die 93 (teils ganz-, teils halbſeitigen) Bilder, unter denen Bayreuth nicht fehlt, erinnern an die Urſttten deutſchen Schaffens und vereinigen in weitgeſpannter berſchau, was erdkundliche, weltgeſchichtliche, litterar- und kunſtgeſchichtliche Bücher ſonſt getrennt halten. Der neue, eigenartige Eindruck rührt

aber nicht bloß von dieser willkommenen Vereinigung her, sondern wesentlich auch von den scharf geprägten Unterschriften. So haben wir ein übersichtliches Bilderwerk deutscher Geschichte und Kulturgeschichte, das anschaulich vor uns hinstellt, was uns mit Stolz erfüllen kann.

Über Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit unterrichtet nach dem Stande gegenwärtiger Forschung Gustaf Kossinna in einem Bande von 128 Seiten, dem bald ein zweiter nachfolgen soll (Germanenverlag Berlin-Lichterfelde; Subskriptionspreis für beide Teile 5 Mark; wichtig ist der beigegebene sehr reiche Bildstoff!). Kossinna, der sich im Kampf der Anschauungen siegreich zu behaupten weiß, ist von jeher der Lehre entgegengetreten, als stamme alle Kultur aus dem Osten. Seine Lebensaufgabe suchte er darin, den Nachweis zu erbringen, daß die Lande um die Ostsee Heimat der arischen Völker und zugleich Ursprungsgebiet der Kultur seien. Immer neue Zeugnisse brachte er für die Lebenshöhe der alten Germanen bei. Das vorliegende Buch faßt das Ergebnis seiner Forschungen über den Ursprung der Germanen zusammen. Als allseitig erweiterter Vortrag bietet es in verständlicher Sprache dem Rassenforscher die gewünschten Urkunden dar und fesselt jeden Leser durch Erkenntnisse und Betrachtungsweise. Kossinna schließt mit der Mahnung: „Anzustreben ist, daß in der Seele jedes Deutschen das Hochbild nordischen Wesens fest verankert sei.“

Indem wir nochmals zur Gegenwart zurückkehren, begrüßen wir den neuen (18.) Jahrgang der Historisch-politischen Jahresübersicht, die von Egelhaaf begründet worden ist und von Hermann Haug seit einer Reihe von Jahren fortgeführt wird (Karl Krabbe [Erich Gutzmann], Stuttgart, 1926; 415 Seiten; geh. 11 Mark, geb. 13 Mark). H. Haug ist einer der fähigsten politischen Denker. Er meistert den weitschichtigen Stoff sowohl nach Folge und Einteilung, als nach Seite geistiger Beherrschung und Durchdringung. Ja er versteht es, seine Zusammenstellungen so zu treffen, daß auch einer, der den Tagesfragen gerne ausweicht, im scheinbar Zufälligen, Ungeordneten das ernste Walten einer gewissen Gesetzmäßigkeit spürt und im Spiegel seiner Zeit das gewahrt, worauf es ankommt. Innerdeutsches wie Ausländisches, beides ist gleich eingehend behandelt. Das Schicksal der besetzten, der abgetrennten und der verlorenen Gebiete wird manchem ans Herz greifen. Zu erscheinen pflegt dieses Quellenwerk wenige Monate nach Ablauf des Berichtsjahrs; verzögert hat sich nur unsere Erwähnung. Zur Kenntnis der Gegenwart trägt weiterhin bei Henry Ford: Der internationale Jude (350 Seiten; 90. bis 94. Tausend; Hammerverlag, Leipzig). Das unschöne Wort der „Heße“, womit man jedes Durchdenken der schwierigen Frage abtun will, trifft hier ganz und gar nicht zu. Ford predigt nicht, sondern verzeichnet nüchterne Tatsachen. Mancher Deutsche hört auf ihn, weil er Amerikaner ist: um so deutlicher wird allmählich die Gruppierung, wie sie auch die Zeitschrift „Der Weltkampf“ (Deutscher Volksverlag Dr. Ernst Böpple, München) nachdrücklich versicht: auf der einen Seite Ein Volk als weltbeherrschendes, auf der andern Gemeinsamkeit der Abwehr, wenn aus Beherrschung keine Zerstörung werden soll. Gewisse Tatsachen, von denen man ungern aber zu Heil und Nutzen Kenntnis nimmt, vermitteln namentlich auf innerdeutschem Gebiete fortgesetzt die Blätter der deutschen Erneuerungsgemeinde (Leipzig, Königstr. 17). Im Antaiosverlage (Leipzig) ist eine Würdigung der Persönlichkeit von Arthur Trebitsch erschienen; die einzelnen Darlegungen stammen von Rudolf Linke, Dr. Arnold Ruge, Franz Demmel und Th. Fritsch dem Jüngern. Die Zeitschrift „Hammer“ hat das Mißtrauen gegen Trebitsch als unbegründet nachgewiesen. So ferne wir dem Streit um Tages-

meinungen und Tagesfragen stehen, so geben wir doch der Freude Ausdruck, daß die Sorge um den Bestand des deutschen Volkes, die Größen wie Bismarck und Richard Wagner beseelte, nicht erstickt, sondern weite Kreise ergriffen hat und viele wertvolle Einzelpersönlichkeiten zu opferwilliger Betätigung antreibt. Was insbesondere Theodor Fritsch in treuer und zäher Lebensarbeit geleistet hat, das geht deutlich aus der Festschrift hervor, die der Hammer seinen Mitstreitern zum 25jährigen Bestehen der Zeitschrift widmen konnte. Da wird auch Hans von Wolzogen gedacht, der 1882 seine Schrift „Die Religion des Mitleidens und die Ungleichheit der menschlichen Rassen“ dem Hammerverlag anvertraut und zur Festschrift einige „Deutsche Sprüche“ beigezeichnet hat. Unter den Mitarbeitern bemerken wir außerdem Ernst von Wolzogen, Adolf Bartels und Hauptpastor Friedrich Andersen. Aus dem Hammerarchiv werden wichtige Briefe von Lagarde, Nießsche und Schemann erstmals veröffentlicht. Hervorzuheben sind die nachdenklichen Einführungsworte von Theodor Fritsch, der in höchster Besonnenheit die Summe langer Erfahrung zieht. Überraschend wirken unter den Bildbeigaben die schönen Zeichnungen, die Th. Fritsch selber entworfen hat. Unter seinen Gedanken, die er entwickelt, verdient am tiefsten beherzigt zu werden der Satz: Der Sieg unserer Sache kann nur ein Sieg des Geistes sein.

Daß ein öffentlicher Kampf erst dann Erfolge zeitigt, wenn ihn eine geistige Bewegung treibt, das ist eine schmerzliche, aber unumstößliche Tatsache. Es scheint, daß sie langsam anerkannt wird. Die Naturwissenschaft bemüht sich, den Staat als ein natürlich gewachsenes und Naturgesetzen unterworfenen Wesen verstehen zu lehren. So Dr. med. Hahn, in der Schrift: Der Staat, ein Lebewesen (Deutscher Volksverlag, Dr. E. Böpple, München). Als Denker leistet Max Wundt einen neuen sehr wertvollen Beitrag zur Vertiefung des Kampfes, der um die Möglichkeit deutschen Wiederaufstiegs geführt wird. Sein Werk „Deutsche Weltanschauung“ (J. F. Lehmann, München; 6.50 Mark, geb. 8 Mark) untersucht alle Gebiete daraufhin, welche Werte der Erkenntnis, welche Kraftquellen des Willens sie der deutschen Gegenwart darbieten. Was die Rassenkunde betrifft, so können wir unsere Leser auf ein neues Werk Gobineaus hinweisen: zum erstenmal in vollem Umfang wird eine Untersuchung veröffentlicht, die der große Begründer der Rassenforschung 1879, also ein Vierteljahrhundert nach seinem Hauptwerke (über die Ungleichheit der Menschenrassen) angestellt hat. Sie sollte Frankreich gewidmet sein. Vollendet wurden (leider!) nur zwei Stücke, die nunmehr in einer guten Übertragung von Dr. Julius Schwabe bei Lehmann in München herauskamen; der Titel lautet allgemein: „Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker“, weil eine „Rassenkunde Frankreichs“ nicht erschöpfend gegeben ist. (Preis: 2.50 Mk., geb. 3.80 Mk.) Der Herausgeber zollt Ludwig Schemann den gebührenden Dank der Verehrung, indem er in Gobineaus Gedankenwelt einführt. Der Inhalt verrät des Franzosen wachsende Zuneigung zum germanischen Wesen. Die Art und Weise, wie er auf Grund eigener Erfahrungen den Gegensatz des Germanischen zum Lateinischen behandelt, ist in unserer geschichtlichen Lage doppelt wertvoll, sofern uns diese Schrift an einer Wende trifft, die über unsere Zukunft entscheidet. Auch wir blicken auf bittere Erfahrungen zurück und da muß es uns geradezu ergreifen, welchen Halt Gobineau im Glauben an deutsches Wesen findet.

Von Hans Günther liegen ebenfalls zwei neue Kundgebungen vor: „Adele und Rasse“ (4.50 Mk., geb. 6 Mk.) und „Rasse und Stil“ (5 Mk., geb. 6.50 Mk.); beides im Lehmannschen Verlage in München. Wir greifen zu diesen Schriften vor allem schon ihres reichen Bildstoffs wegen (105 und 80 Abbildungen).

Was den Text betrifft, so schätzen wir die Ausführungen über den Adel und können ihnen im Ganzen zustimmen. Weniger sagen uns die Betrachtungen über Rasse und Stil zu. Nicht allein die bewußte Abkehr von R. Wagner, sondern ebenso die Behauptungen über andere Meister der Kunst und Größen des Geistes machen den Eindruck des Bedenklichen. Doch wollen wir den möglichen Schaden, den Günthers Ablehnungen tun, nicht durch Auseinandersetzungen vermehren. Unser Standpunkt ist der, daß allumfassende Betrachtungen nur solchen Trägern der Geistes- oder Kunstgeschichte gestattet sind, welche um Höhe und Wert einer Leistung durch eigenes Erleben klaren Bescheid wissen. Ein Beispiel: Sokrates gehört nach Günthers Einteilung zweifellos (man vergleiche die Büsten in Neapel und im Thermenmuseum in Rom) zur ostischen Rasse. Damit wäre er vom nordischen Gesichtspunkt aus verurteilt. Dieser Weg führt stark bergab. Unsere Richtung ist dadurch gewiesen, daß wir Sokrates zunächst nach Größe und Höhe des Wertes und der Wirkung einschätzen und solche Wertung dann zuletzt auf die etwa von ihm vertretene Rasse übertragen. Im Buch über den Adel vermissen wir eine erste Größe: Wilhelm von Humboldt; Ezzelinos Bild ist willkommen, erforderte aber im Texte die Bemerkung, daß Grausamkeit kein eigentlich nordisches Merkmal sei. Einen gewissen erdkundlichen Anhauch bekommt der nordische Gedanke durch das Lob, das Günther den nördlichen germanischen Ländern spendet: andere Kenner versichern, daß dort die Entartung nicht geringer sei als bei uns.

Endlich machen wir aufmerksam auf eine Doktorarbeit, die sich mit unserm Bayreuther Meister befaßt und das Thema: Richard Wagner und der völkische Gedanke behandelt. Es ist unseres Wissens das erstemal, daß in der wissenschaftlichen Welt eine solche Arbeit geleistet wurde. Verfasserin ist Elisabeth Weller, eine Nichte des Geschichtsforschers Karl Weller; der Tübinger Professor Wahl hat den Stoff angeregt und angenommen. Sobald die feinen gründlichen Ausführungen in Buchform zugänglich sind, kommen wir auf den Inhalt zurück. Mit Rücksicht auf die Jahreswende empfehlen wir aufs wärmste den vaterländischen Abreißkalender „Deutscher Frühling“ (Verlag Bruno Tanzmann, Hellerau bei Dresden). Er ist zu gleichen Teilen mit Bildern und sinnigen Worten, Versen, Hinweisen, Ausführungen geschmückt. Abgebildet sind alte Holzschnitte, Gemälde, Denkmäler uralter deutscher Plastik, römischer Bildnerei germanischer Gestalten; aus neuerer Zeit sind z. B. Schwind und Klinger vertreten; dazu eine stattliche Reihe guter zeitgenössischer Bilder, z. B. von Matthäus Schiesfl und Alois Kolb, Robert Budzinski, Bruno Héroug. Der Inhalt des Dargebotenen ist in jeder Hinsicht anregend und verrät eine spendende Persönlichkeit statt der Geschäftsrücksicht auf den Allerweltschmack.

Dr. Karl Grunsky.

Ein Buch der Vorbereitung auf den Tristan.

Mit Jubel begrüßen wir die Wiederkehr des Tristandramas im Festspielhause. Wie manchmal haben wir den Tristan gehört, in Bayreuth und außerhalb! Wie viel über ihn gelesen! Jedesmal erschien er uns neu; jedesmal glaubten wir: bisher haben wir in des Tempels Vorhalle geweiht und nun traten wir ins unnahbare Heiligtum. Erläuterungen wie die von Hans von Wolzogen waren uns allen vertraut gleich einer Lesesibyl. Wir lernten das Werk als Drama begreifen; wir folgten der Dichtung und der Musik zugleich. Offen blieb nur Eine Frage: wie verhält es sich denn eigentlich mit der musikalischen Folge: war sie einzig dem Fort-

gange der Handlung angepaßt oder war sie symphonisch zu begreifen? Es muß wundernehmen, daß über jene Formen, bei denen sich überhaupt Wort und Ton in irgend einer Weise verbinden, keine befriedigenden Untersuchungen vorliegen; der deutsche Notettenstil gäbe wahrlich Stoff genug. Was da an Überraschendem zum Vorschein käme, davon gibt etwa Kurth in seinem Brucknerbuche bei Besprechung der kirchlichen Werke einen Begriff.

Im Tristan schien eine Erörterung des rein musikalischen Aufbaus um so ferner zu rücken, als der unmittelbare Eindruck des Werkes dermaßen überwältigte, daß man füglich glauben mochte, sich eine musikalische Zergliederung sparen zu können. Nun ist ja richtig, daß keineswegs alle Theoretiker aus eigenem Erleben schöpfen. Dazu kam, daß dem Bayreuther Gedanken- und Gefühlskreise die amtlich beglaubigte deutsche Gelehrsamkeit der Vorkriegszeit geradezu mit höhnischem Spotte gegenübertrat. Die Verehrung des Meisters wurde gleichgeachtet der vollkommenen Unfähigkeit, in musikgeschichtlichen, musiktheoretischen und musikästhetischen Fragen mitzureden. Selbst nach dem Kriege wirkte diese Ungerechtigkeit nach: Hans Joachim Mosers Geschichte der deutschen Musik trägt eine offenkundige Verstimmung gegen Bayreuth zur Schau. Dabei läßt die wirklich philosophische Durchbildung der Krehschmarschule zu wünschen übrig. Soviel war klar: aus jenem Lager, das eng zusammenhielt, konnte der Erkenntnis Wagnerscher Formen kein Heil kommen, weil die liebende Betrachtung fehlte. Wir erwähnen diesen Sachverhalt, weil er den Lesern begreiflich macht, daß eine Entscheidung über Wagners absolute Musik nur aus jenen Kreisen kommen konnte, die den Meister liebend verehrten. Denn in der Kunst gewährt das Leben den Stoff zum Nachdenken: Theorie ohne Erlebnis bleibt unfruchtbar.

Im Weihnachtsstücke des Jahres 1924 haben wir auf die neue Entdeckung zum erstenmale hingewiesen: Alfred Lorenz hatte seinen ersten, dem Ring gewidmeten Band bei Max Hesse veröffentlicht (320 Seiten Großoktav). Lorenz war in Koburg Generalmusikdirektor gewesen, ein berufener Wagnerdirigent, der den Ring vollkommen beherrschte. Die Umwälzung des Jahres 1918 zerschlug ihm seinen Wirkungskreis. Nun widmete er sich als Student in München seinen Lieblingsgedanken und erwarb mit der Arbeit über den Ring den Doktorgrad. Jetzt ist er Professor der Musikwissenschaft an der Universität München. Ein geradezu Schopenhauerischer Fall von der anscheinenden Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen! Lorenzens Gegner hatten sicher nicht daran gedacht, daß sie einem Werk von geschichtlicher Bedeutung zur Geburt verhülften. Ebenso hatte die Musikwissenschaft, die (1916!) so gut wie amtlich im Lexikon verkündete, Tristan bedeute keine dauernde Bereicherung des Repertoires, und das Interesse der Nation an dem Fortbestehen des Bayreuther „Unternehmens“ sei in allmählichem Abnehmen begriffen, — diese Art Wissenschaft hatte wohl damit gerechnet, daß es niemals gelänge, Wagner als absoluten Musiker zu erweisen. War er kein absoluter Musiker, so war auch seine Geltung innerhalb der Musikgeschichte stark eingeschränkt, und warf man seinen Dichtungen vollends Mangel an wahren Heldentum, an männlicher Größe vor, wie es Krehschmar (Seite 271 in seiner berühmten Geschichte der Oper) tat, so blieb Hoffnung, daß man den unbequemen Riesen „allmählich“ los würde.

Aus jener Umwelt also, der Wagner Verlegenheit bereitete, konnte niemals eine tiefere Erkenntnis seines Wesens kommen. Diese war, wie wir sahen, einem Manne vorbehalten, der sich innerlichst mit dem Bayreuther Meister beschäftigt hatte. Nun zwang seine Leistung auch die Gegenseite zur Anerkennung: mit kluger Befriedigung verzeichnet Hans Joachim Moser in seiner Geschichte der deutschen Musik, wie Lorenz den Ring erklärt!

Sein zweites Buch (204 Seiten; ebenfalls bei Max Hesse, Berlin) ist nun dem Tristan gewidmet und gelangt auf gleichen Wegen wie die Ringuntersuchung zu dem überraschenden Ergebnisse, daß die Tristanmusik auch als sogenannte absolute Musik völlig einwandfrei dasteht. Diese Einsicht konnte nicht mit den bisher gebräuchlichen Formbegriffen errungen werden; vielmehr mußte sich der Forscher gleichsam ein neues Handwerkzeug schmieden, das seinen Versuchen stichhalten konnte. Die ganze musikalische Formenlehre hat er neu durchdacht, neu geordnet und geregelt. Er unterscheidet namentlich einfache, potenzierte und ineinandergefügte Formen. Zu den einfachen Formen rechnet er u. a. Bogenform, Rondoform und den Bar des alten Meistergesangs. Die sogenannte Sonatenform deutet er als Reprisenbar. Wie anregend diese Betrachtungsweise bisher wenig erforschte Gebiete aufhellt, das ersieht man daran, wie Lorenz im Allegro der Symphonie den Durchführungsstil aufzuklären weiß: man lese seine Arbeit über die Eroica im neuerstandenen, von Adolf Sandberger geleiteten Beethoven-Jahrbuche (1924), das wir wiederholt anzeigen. Mit Hilfe einer nie versagenden Gründlichkeit, welche die kleinste Zelle ebenso genau mikroskopiert wie sie großflächige Zusammenhänge widerspiegelt, legt Lorenz den Bau jedes Tristanaktes dar. Großartig sind am Schlusse die Betrachtungen über das gesamte Drama. Als Einzelheiten heben wir ferner noch hervor die Untersuchungen über das Vorspiel und über das Sterbelied. Die Erklärungsversuche des ersten Tristanakkordes durchliefen eine förmliche Entwicklungsgeschichte, über welche Seite 194/195 kurz berichtet wird. Eine wichtige Rolle in der Erfassung der ganzen Harmonik des Tristans spielt das Buch „Die romantische Harmonik“ von Ernst Kurth, dem Lorenz sein Tristanbuch gewidmet hat. Über Kurth haben wir seinerzeit ebenfalls ausführlich berichtet. Im Sterbeliede, das auch recht verschiedenen Deutungen ausgesetzt war, findet Lorenz keinerlei Tonartenwechsel: „ich sehe das Geniale dieser Melodie gerade in der Überwindung der Rückungswirkungen durch das tonale Einheitsempfinden“. Was im Großen und Ganzen das Verhältnis zwischen Kurth und Lorenz betrifft, so empfinden es ihre Leser gewiß als Bestätigung der Wahrheit, daß beide auf etwas verschiedenen Wegen in gleicher Richtung suchten. Auch die Betrachtung der Wagnerschen Harmonik durch Kurth festigt die Gewißheit, daß die Musik im Tristan vollwertig absolute Musik ist.

Wer sich in Lorenzens fesselndes Buch vertieft, der hat nicht bloß den gedanklichen Genuß einer lückenlosen, überzeugenden Beweisführung, sondern verschafft seinem ganzen Empfinden und Fühlen einen neuen sichern Halt und Untergrund. Er wird mit Entzücken gewahr, warum ihn das Kunstwerk mit einer seligen Wonne erfüllt; er weiß, wodurch er so reich geworden ist. Im Schlußworte äußert sich der Verfasser in beherzigenswerter Weise über das Beieinander des Dionysischen und Apollinischen im Tristan. Die Ansicht vom Übergewicht des Dionysischen, die Nietzsche in seinem schönen Erstlingsbuche begeistert verfocht, sei verfehlt angesichts der ordnenden Kraft, der Beherrschung, der zwingenden Logik des Künstlers. „Vielleicht hält auch in Tristan und Isolde die apollinische Schönheit der dionysischen Begeisterung vollständig die Wage.“ Hiedurch ist auch bewiesen, daß das persönliche Erlebnis, das hereinspielte, vom betrachtenden Genie ganz und gar aufgesogen war, „hatte sich doch durch die künstlerische Gestaltung in einer ... erhabenen Ebenmäßigkeit alles zu einem ... rein kontemplativen, überirdischen Kunstwerk veredelt“.

Dr. Karl Grunsky.

Aus der musikalischen Ernte.

Der nahe bevorstehenden Beethovenfeier ziemt es sich einige Worte zu widmen. Auch Beethoven wird, wie R. Wagner, zurzeit viel angefochten. Nicht bloß, daß man bei ihm suchen zu müssen glaubt, was etwa Bach eignet und ihn dann, sowie man es nicht findet, hinter Bach zurückstellt, sondern sein ganzes Wesen sagt den Heutigen nicht mehr zu, weil es edel, heldisch und stürmisch ist. Unter mancherlei Vorwänden will man sich seiner entledigen. Am meisten betrübt, daß sogar manche Völkische unter ihn und R. Wagner einen Strich machen, um sein nordisch wieder von vorn zu beginnen. Man wirft ihm, als Nicht-Nordischem, die Entstraffung der Form, dann ein titanisches Ringen und endlich den Ausdruck unverhüllter, ungezügelter Empfindung vor. Die erste Behauptung ist ohne weiteres als Unsinn zu erkennen; sie kann nur von solchen vorgebracht werden, die über musikalische Formgebung keine klaren Vorstellungen haben. Das Ringen, wenn auch titanisch, braucht nicht als Kraftvergeudung, als Widerstreit, als vergeblich aufgefaßt zu werden. Es entspringt bei Beethoven einer gewaltigen Anspannung von Kräften, wie sie in der von ihm entwickelten Steigerungsform gesammelt werden. Im Begriff der Spannung liegt der Widerstreit, das Hin und Her, das Ausgleich sucht. Wer dies zum Ausgangspunkt nimmt, um sich unbefriedigt oder unharmonisch berührt zu finden, der sollte von Beethoven Abstand nehmen, ohne ihn ändern zu verleiden. Drittens ärgert den Spießbürger die Unmittelbarkeit des Ausdrucks — genau wie bei Wagner. Nun wären wir begierig zu erfahren, wie sich diese Art von „nordischen“ Kunstfreunden beim Künstler das Bedürfnis nach Mitteilung überhaupt vorstellen: das gewünschte Mittelbare wird doch schon durch die Kunstmittel verbürgt, welche das Kunstwerk vom Leben abrücken, und das verhaßte „Unmittelbare“ verlangen wir durchaus, weil der Künstler warmblütig, menschlich, gemütvoll sein muß, um ans Gefühl zu greifen. Ruhige, sanfte Formen oder Linien als Zurückhaltung zu deuten, als edle Scheu, als verschwiegene Leidenschaft ist seelisch unwahr: in der Natur wie im Leben hat alles sein eigenes Recht, das Bewegte wie das Ruhige, und letzteres ist nebenbei weder Beethoven noch Wagner fremd. Was sagen jene Beurteiler zum Streichtrio in Es-dur, zum letzten Quartett-Adagio Beethovens, zum Siegfried-Idyll Wagners? Am höchsten steht offenbar eine Kunst, die schamhaft auf Mitteilung von Empfindungen verzichtet; damit ist aber der Kunst ein Krieg erklärt, wie ihn etwa Ende des 17. Jahrhunderts die Pietisten begannen.

Aus Anlaß des Gedenkjahrs nennen wir nochmals die beiden Jahrgänge des neuen Beethoven-Jahrbuchs, das Adolf Sandberger leitet. Hier findet der Leser, der Klarheit erstrebt, wertvollste Führung; wir erinnern nur an die Arbeiten von Alfred Lorenz und Otto Baensch. Auch Schiedermair's „Der junge Beethoven“ bietet reiche Aufschlüsse dar über das Geschlecht der Beethovens und die Welt, aus der unser Tonmeister hervorging. Aus der großen Zahl von Einzelschriften, die das Leben des Großen schildern und in sein Schaffen einführen, sei diesmal der siebte Band von Velhagen und Klasings Volksbüchern genannt: Prof. Dr. Pfohl, der bekannte Mitarbeiter der Hamburger Nachrichten, zeichnet Beethoven nach großen Gesichtspunkten, mit einer schwungvollen, doch keineswegs leer schwingenden Sprache, aus einem Mitempfinden heraus, das alles Gesagte lebendig macht. Die beigegebenen Bilder veranschaulichen das Äußere Beethovens und die Außenwelt um ihn. Wer sich innerhalb des reichen Schrifttums selber wählen will, was ihm zusagt, der lese in Adolf Sandbergers gesammelten Beethovenaufsätzen die betreffenden Abschnitte, die zugleich eine Geschichte der Anerkennung und Erfassung des großen Meisters darbieten.

Hinter Beethoven ist Haydn von der Forschung lange Zeit zurückgedrängt worden. E. F. Pohls Werk über Haydn blieb unvollendet. Die erste wissenschaftliche Lebensbeschreibung, die alles vollständig gibt, ist 1922 erschienen: sie stammt von dem mannhaften Gegner der Irrtümer Krejschmar, in dessen Augen Haydns und Mozarts Kirchenmusik „Verfall“ war, nämlich von Alfred Schnerich, und ist jüngst in zweiter Auflage vom Amalteaverlag in Wien erneuert worden. Ein überaus reicher Bildschmuck geleitet uns durch die Zeit Haydns. Zur dankenswerten Übersicht über die Werke, zum Verzeichnisse der Namen kommt als Anhang eine stilkritische Abhandlung von Wilhelm Fischer, welcher Verdienst und Tat Haydns tunlichst wahrheitsgemäß gegen das damals Bestehende abgrenzt. Was Haydn geleistet, was er errungen, erscheint viel gewaltiger, als man es sich gewöhnlich vorstellt. Diese Erkenntnis gibt auch Schnerichs Darstellung den warmen Unterton, und besonders darf ihr nachgerühmt werden, daß sie bei aller Wissenschaftlichkeit allgemein verständlich bleibt. So ist dieses Buch in hohem Maße geeignet, die Verehrung Haydns zu fördern und das dringend nötige Band mit der deutschen Vergangenheit fester zu schließen.

Auch mit Händel beschäftigt sich unsere Zeit immer stärker. Obschon Chrysander und seine Schule, namentlich Krejschmar (vgl. dessen Geschichte der Oper) dem Bayreuther Meister abhold waren, besteht sachlich nicht der leiseste Grund, die Freude an der Auferstehung der Händelschen Oper zu dämpfen. Engherzigkeit darf nie mit engem Sinn erwidert werden. Vielmehr hebt uns gerade Bayreuth so hoch empor, daß wir von solcher Warte aus am schönsten überblicken, was vor sich ging und was für uns wichtig ist. In meiner Musikgeschichte habe ich die Opern Händels gepriesen, lange ehe man an die Aufführung herantrat. Nun ist die Sache schon soweit gediehen, daß ein Händel-Festspielhaus in Bergedorf bei Hamburg errichtet werden soll; als Ehrenvorsitzender wirkt der (vorhin bei Beethoven genannte) Prof. Dr. Ferd. Pfuhl in Hamburg (Benekestr. 6). Von ihm erschien eine Festrede über Chrysander (Bergedorf, Köster und Wobbe).

Indem wir noch weiter zurückgehen, erwähnen wir eine zur allgemeinen Kenntnis bestimmte, aber durchaus nicht unwissenschaftliche Ausgabe des Loheimer oder Locheimer Liederbuches im Wölbing-Verlag, Berlin (= Steingraber-Verlag, Leipzig) 1926. Um 1452 (späteste Jahreszahl ist 1460) in Niederbayern verfaßt, gewährt es reizvollen Einblick in die Melodieführung des 15. Jahrhunderts, an der sich das Volk, das heißt, unbekannt gebliebene Urheber und kunstmäßig geschulte Tonsetzer zugleich beteiligten. Über den geschichtlichen Sachverhalt gibt Hans Joachim Moser im ersten Bande seiner Geschichte der deutschen Musik Auskunft. Zuerst erschien das Loheimer Liederbuch 1867 in Chrysanders Jahrbuch. Der Wölbing-Verlag hat 1925 eine prächtige Nachbildung veranstaltet. Nun liegt eine bequeme lesbare Fassung vor. Den Wortlaut hat Karl Escher neuhochdeutsch angeglichen; die Notensatzung stammt von Walter Lott. Je auf der linken Druckseite ist die Melodie mit erster Strophe; rechts der ganze Liedtext. Die 43 Lieder haben einen gewissen gemeinsamen Grundzug, der sich aber schwer in Worte bringen läßt. Unter manchen Anklängen an Späteres finden wir im Liede: „Das Meiden hat mein Glück geraubt“ eine der Vorformen zur Fassung der Osterhymne in Liszts Christus.

Aus dem Schrifttum über R. Wagner nennen wir zunächst einen neuen Beitrag zur Lebensgeschichte: R. Wagner und seine erste „Elisabeth“, Johanna Jachmann-Wagner; Dom-Verlag, Berlin. In den Familienbriefen des Meisters bemerkte erläuternd E. Fr. Glasenapp, daß in der Jachmannschen Familie vermutlich noch Briefe vorhanden seien. Dieser, sowie aller sonstige reiche

Stoff ist von Johanna's Sohne Hans Jachmann zu einem Lebensbilde seiner Mutter verarbeitet, das wir mit Teilnahme verfolgen. Die Beziehungen zu Wagner sind besonders zusammengestellt von einem Forscher, mit dem wir uns hier nicht auseinandersehen können. Ein zweites Werk, nicht lebensgeschichtlich, sondern die Auffassung betreffend, ist soeben vom Verlag Max Hesse (Berlin) ausgegeben worden: wir meinen das Buch über *Tristan*, vom Münchener Universitätsprofessor Alfred Lorenz. Wir haben darauf zuvor schon nachdrücklich hingewiesen.

Das Gesetz über Verlängerung der Schutzfrist beginnt die Gemüter zu beschäftigen. Inzwischen läuft gerade noch die Frist für Bruckner ab, und er wird mit dem Jahre 1927 verlagsfrei; der genaue gesetzliche Zeitpunkt ist der 1. Februar. Dann erscheint auch bei Peters meine Übertragung der neun Symphonieen auf zwei Klaviere. Diese Angabe werden mir die Leser nicht verübeln. Unter dem Schrifttum über Bruckner, das anlässlich des dreißigjährigen Todestages hervortrat, sei diesmal nur „Eine Brucknerwallfahrt“ nach St. Florian genannt. Sie erschien in Heft 3 des 42. Jahrgangs von Reclams Universalien. Ihr Verfasser, Dr. Gustav Renker in Bern, gehört zu den Freunden Bayreuths und hat sich als dichtender Schriftsteller einen hochgeachteten Namen gemacht. Vollauf bestätigt sich sein Ruf in dem neuesten Roman „Der See“ (L. Staackmann, Leipzig; 4.50 Mk., geb. 6.50). Es ist ein Preislied der Heimat eines stillen, noch unberührten Sees in Kärnten. Wie fein ist Renkers Bemerkung: „Seen, die keinen Schilfsaum haben, schienen mir kalt und seelenlos.“ Der Heimatsee aber weckt die dichterische Einbildungskraft: alte Sagen greifen in die neueste Zeit herüber und wir folgen mit Anteilnahme dem wechselreichen Schicksale des Grafen Medardus Lodron. Was uns aber vollends fesselt, das ist des Grafen Freundschaft mit Anton Bruckner, dessen Tiefe und Bedeutung er begreifen lernt, dessen große Zukunft er mitten aus selbstsamer Gegenwart heraus erahnt. Dem Naturfönnigen öffnet sich auch das Elementare der Leistung des Symphonikers, dessen Wesen als etwas von selbst Verständliches aus der liebevoll gezeichneten österreichischen Landschaft hervorstößt.

Wer sich über die ungeheuerlich bunte musikalische Gegenwart und jüngste Vergangenheit unterrichten will, wird mit Nutzen zu Arthur Seidls Aufsätzen greifen, die der Verlag Gustav Bosse unter dem Titel „Neuzeitliche Tondichter und zeitgenössische Tonkünstler“ gesammelt und mit fünfzig sprechenden Bildnisbeigaben als 18. und 19. Band seiner Deutschen Musikbücherei herausgegeben hat. Nicht allen Beurteilungen wird sich der Leser anschließen können. Doch unverkennbar bleibt der schätzenswerte Sinn für gerechtes Abwägen. Dazu findet man hier eine Menge von Tatsachenstoff aufgespeichert, der zeitgenössisches Leben und Streben kennzeichnet. Schade, daß Arthur Seidl noch nicht mit August Halm in Berührung kam; seine neueste Symphonie, seine Bühnenmusik zu Shakespeares Sommernachtsstraum und Wintermärchen, seine Kammermusik (Streichquartette in B-dur und A-dur) verdienen allgemeine Aufmerksamkeit. Wie es zurzeit mit der deutschen Musikpflege bestellt ist, ihre Licht- und Schattenseiten ersieht man auch aus dem vierten Bande des Deutschen Musikjahrbuches, das Rolf Cunz bei Th. Reissmann-Grone in Essen herausgab.

Dr. Karl Grunsky.

Der Untergang der großen Rasse

bettitelt sich ein im Verlag J. F. Lehmann-München erschienenes Werk von Madison Grant,¹⁾ ein geistvolles, gedankenreiches, glänzend geschriebenes und von R. Pol-land glänzend übersetztes Buch, das deutlich erkennen läßt, wie sehr auch Amerika die Gefahr der Rassenverschlechterung am eigenen Leibe zu spüren beginnt: einem gesunden oder sich noch gesund fühlenden Volke tritt die Untergangsfrage nicht ins Bewußtsein; wo es geschieht, ist es bereits Symptom. Und auffallend ist, wie peinlich das Judentum in der ganzen Welt die Erörterung der Rassenfrage empfindet: „Es ist schlechterdings unmöglich,“ sagt Grant in der Vorrede zur 4. Auflage, „in amerikanischen Zeitungen Betrachtungen über gewisse Religionen oder Rassen zu veröffentlichen, die schon bei der bloßen Erwähnung ihres Namens eine hysterische Empfindlichkeit bekunden. Im Ausland stehen die Dinge ebenso schlecht, und wir besitzen die bestimmte Äußerung eines der hervorragendsten Anthropologen Frankreichs, daß eine Sammlung anthropologischer Maße und Daten bei den französischen Rekruten bei Ausbruch des Weltkriegs durch jüdischen Einfluß verhindert wurde, der dahin abzielte, jeden Gedanken an Rassenunterschiede in Frankreich zu unterdrücken.“ Das Buch ist eine wertvolle Bereicherung der rassenkundlichen Literatur, wenngleich es an wissenschaftlicher Sorgfalt doch hinter Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes zurückbleibt, insofern als der Amerikaner in Einzelheiten die Genauigkeit des deutschen Forschers vermissen läßt. So ist z. B. ganz schiefe die Behauptung, daß Engländer und Deutsche sich ebensovienig als direkte Nachkommen der alten Germanen betrachten dürften als die Italiener und Griechen als solche der Römer aus den Tagen der Republik oder der Hellenen der klassischen Zeit. Immerhin hätten wir dazu doch ein größeres Recht als die beiden andern, insofern als es bereits in der Kaiserzeit etwa des 3. Jahrhunderts überhaupt kaum noch eigentliche Römer und Hellenen gab, während bei uns der Prozentsatz nordisch germanischen Blutes nachweislich immer noch im Durchschnitt 60 v. H. beträgt; somit ist auch die weitere Behauptung, die deutschen Stämme seien größtenteils alpine, geradezu falsch. Ob die „glänzenden Conquistadoren“ nordischen Blutes gewesen sein mögen, scheint auch fraglich — Pizarro, ursprünglich Schweinehirt, entstammte den untersten Schichten und die Handlungsweise dieser durch ihre Pferde und Feuerwaffen der Urbevölkerung weit überlegenen Banditen zeigt nicht die leiseste Spur nordischer Ritterlichkeit. Falsch ist seine Ansicht von der „entsetzlichen Seltenheit von Ritterlichkeit und Großmut“ der Deutschen im Weltkrieg und von unseren „Weltherrschaftsgedanken“. Der Wert des Buches besteht in erster Linie in dem Verdienst, die Rassenkunde auf die Geschichte der Völker Europas angewendet zu haben: das eben hat Grant als erster getan, denn sein Buch ist bereits 1916 in Amerika erschienen, also ganz unabhängig von Günther ist er zu dem gleichen Ergebnis gekommen, daß das Erlöschen des nordischen Blutes in einem Volkstum auch deren Untergang bedeutet habe. Auch die Wertung des Weltkrieges als eines „Bürgerkrieges“ innerhalb der nordischen Rasse ist ein richtiger Gedanke. Befremden aber muß nach der Vorrede das schweigende Übergehen des Judentums.

Diesem widmet L o t h r o p S t o d d a r d „Kulturumsturz“. Die Eroberung des „Untermenschen“, ebenfalls im Lehmannschen Verlag erschienen, ein paar Seiten, es einreihend unter die zerstörenden Kräfte aller Kultur. Stoddards Buch baut sich auf der Bedeutung biologischer Tatsachen auf im Sinne, man möchte fast sagen einer Kampfschrift zur Niederhaltung und Ausmerzung des „Untermenschen“ durch negative Auslese, d. h. durch Verhinderung der Fortpflanzung der Minderwertigen, Schlechten — worin er sich mit dem Biologen der Berliner Universität B a u e r

¹⁾ Der Preis dieses Werkes und des von Stoddard beträgt geh. je 6 M., geb. je 7 M.

begegnet — und zur Erhaltung der Art durch rassenbewußte Erbgesundheitslehre. Er bekämpft aufs Schärfste die Umwelttheorie, den „Schmelztiegel“, wie Grant es ausdrückt, und stellt der Lehre von der Gleichheit aller Menschen mit schneidendster Bestimmtheit „das eiserne Gesetz der Ungleichheit“ entgegen. Nur ein hochwertiges Menschentum ist Schöpfer und Träger der Kultur, die nun als „Bürde“ auf den Minderwertigen und Nichtanpassungsfähigen, den „Untermenschen“, lastet, der darum diese Kultur, die er sich nicht zu eigen machen kann, zu zerstören trachtet, um so mehr, je leichter er der „Lockung der Urkümlichen“, der zersetzenden Beurteilung der bestehenden Verhältnisse und der Verherrlichung des Urkümlichen seitens krankhaft veranlagter oder mißleiteter Höherwertiger, der geborenen Führer der Masse, erliegt. Auch die grauenvolle Entartung der abendländischen Literatur und Kunst wird als Rückkehr in Urweltsvorgängen gewertet, als Auflehnung der entarteten Bevölkerungsbestandteile gegen die Kultur. Man sieht, wie tief Stoddard das Problem des Kulturumsturzes faßt und wie weit er den Kreis der Minderwertigen zieht. Der Anteil des Judentums an dem Zerstörungswerk ist an der Wirkung von Karl Marx treffend gezeichnet, und die Darstellung der „Empörung des Untermenschen“, des Bolschewismus, eine geradezu glänzende Leistung. Allerdings muß man hier einwenden, daß das, was der bolschewistischen Revolution ihre ungeheuere Stosskraft gab, der Haß des russischen Volkes gegen die ihm aufgepfropfte, wesenfremde westeuropäische Zivilisation gewesen ist, nicht gegen eine bodenständige Kultur. Ob Rußland zur Hervorbringung einer solchen wird fähig sein — auch nach Abschüttelung des Bolschewismus — ist eine für uns völlig unbeantwortbare Frage. Mehr auch noch, als Stoddard es tut, hätte er neben der biologischen Gemütsrichtung die individualistische betonen müssen, denn die Führer des Umsturzes sind doch nicht bloß immer mißleitete Höherwertige, sondern, wie er ganz richtig sagt, entspringt die Leidenschaft für die natürliche Gleichheit ursprünglichen gewissen Trieben des Ich, des Selbst, besonders denen der Selbsterhaltung und Selbstachtung, und Individualismus ist die Behauptung der Eiferer gegen die Ungleichheit, „daß schon die höhere Begabung ein Grundrecht ist“ („Unrecht der Natur“). Es ist doch zweifellos, daß in weiten kulturfeindlichen Schichten auch individuelle Führerbegabung vorhanden ist, die sich bei der stärkeren Aktualität des Willens zum Bösen mit Erfolg geltend machen wird. — Ob die Hoffnungen, die er auf die zur Arterhaltung empfohlenen Maßregeln setzt, nicht zu optimistisch sind, bleibe hier unerörtert, desgleichen die Frage, ob er nicht doch in Ansehung des Rassenproblems der „Offenbarung der Biologie“ allzuviel zutraut. In jedem Falle müssen wir dem überaus spannenden und tiefgreifenden Buche, das bei aller Wissenschaftlichkeit durchaus gemeinverständlich geschrieben ist,²⁾ die weiteste Verbreitung wünschen — es hilft zum Sehndwerden.

²⁾ Eine „keineswegs leichte Lektüre“ dagegen soll das in den „Preussischen Jahrbüchern“ (Bd. 197, Heft 1) von einem Professor E. Obst mit allen Posaunen Jerichos angekündigte Werk von Franz Boas „Kultur und Rasse“ sein, das wir hier lediglich des Gegenfases halber erwähnen. Ob der Verfasser Jude ist, sei dahin gestellt, germanisch klingt jedenfalls der Name Boas nicht gerade, und Ad. Bartels erwähnt auch einen jüdischen Schriftsteller Eduard Boas: immerhin gibt, was Obst als Hauptergebnis des Buches anführt, daß die Scheidung zwischen hochbegabten und minderwertigen Rassen der wissenschaftlichen Begründung nahezu ganz entbehre, zu denken; und wenn es in der Besprechung heißt: „ein Volk, das die Gefühlskragelei (!) eines Hans Günther wissenschaftlich ernst nimmt und sich an dem Gedanken der Wiedervernordung berauscht, braucht dringend das sachliche, fließschürfende und abwägende Urteil eines Franz Boas“, so verstehen wir zwar nicht, was das blödsinnige Wort „Gefühlskragelei“ heißen soll, wohl aber was der Herr Professor damit meint bezw. wofür Geistes er ist. Nach der Besprechung also zu urteilen, wird dies Buch den Juden sicher mehr Freude machen als das von Günther oder Stoddard.

Wir wünschen sie auch dem bereits früher auf dem Umschlag der Blätter angepriesenen Buch „Erotik und Rasse“ von Herwig Hartner (Deutscher Volksverlag Dr. Voepfle, München). Ausgehend von der „erotischen Revolution“, d. h. „der Verdrängung des Seelischen durch das sinnlich Triebhafte ja rein Geschlechtliche bis zur Darstellung der unnatürlichen Triebe“ deckt Hartner die Voraussetzungen der auf das Geschlechtliche gerichteten Bewegung sachlich kühl und erschöpfend auf. Dabei zieht er auch ernster zu nehmende Schriftsteller wie Arthur Schnitzler und Jakob Wassermann, deren Bemühungen, dem deutschen Wesen nahe zu kommen, er durchaus Gerechtigkeit widerfahren läßt, heran, um die tiefe Kluft zu beleuchten, die zwischen der Psyche der Rassen besteht. Dieses Buch mußte geschrieben werden. Niemand, der sich im Ernst mit der Rassenfrage, wo sie uns am nächsten berührt, beschäftigt, wird an ihm vorbeigehen können, schon allein wegen der Fülle des aufgearbeiteten Stoffes.³⁾

Dr. Hermann Seeliger.

Lebendige Theatergeschichte.

Zu den eindruckvollsten Erlebnissen der Jöglinge des „Fridericianums“ — jener Nachfolgerin der alten Latein- und Gelehrtenschule in Dessau (an der einst Basedow lehrte und Wilhelm Müller, der „Griechenmüller“ unterrichtete!) aus den Jahren des beginnenden 20. Jahrhunderts — gehörte es, wenn am altberühmten „Herzoglichen Hoftheater“ die sog. Schülervorstellungen stattfanden. War doch hier unter der Regie des „Theater-Erbprinzen“ (des nachmaligen Herzogs Friedrich II. von Anhalt) ein Schauspielensemble vereinigt worden, das die Klassiker Shakespeare, Schiller, Goethe, Kleist, Grillparzer, Hebbel stets in vorbildlicher, nahezu strichloser Aufführung, darbot. In diesem ragte eine Gestalt auf: machtvoll und sympathisch und in jeder Rolle charakteristisch, der die Jugend die ganze Herzensfreude ehrlichster Begeisterung jeweils entgegenzubringen nicht müde wurde: es war Hans Calm. — „Lang, lang ist's her“

Herzog Friedrich II. ist tot. Und „sein“ Theater ist im Wirbel der Ereignisse von 1918 verändert worden. Das alte Theatergebäude wurde zudem ein Opfer der Flammen. Und „die alte Garde“ der Hofchauspieler ist „zu ihren Vätern“ versammelt, oder lebt, so „recht und schlecht“ es die Zeit erlaubt, im Ruhestande, den man sich einst goldener und geruhamer erträumt. Aber der in Tradition und künstlerischer Arbeit anerzogene lebendige Theatergeist lebt noch immer in ihnen, die eine Zeit ehrlichster Arbeit „auf den Brettern, so die Welt bedeuten“, verbracht haben. Und dieser Geist ist es, der lebendig Zeugnis gibt von ihrer Seele, die in jenem Stück Theatergeschichte steckt, das sie mit erleben, mit verkörperten

Wenige Wochen ist es her, daß Hans Calm sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum beging und Gegenstand der Liebe und Verehrung wurde in einer eigens ihm gewidmeten Morgenseier im Dessauer „Friedrich-Theater“. Als Schauspieler und wahrhaften Künstler, als Rezitator und Lehrer der Sprechkunst am Cöthener Polytechnikum feierte man den noch immer jugendlich-elastischen Mimen. Als Verfasser einer Reihe von handfesten Lehrbüchern für die Praxis des Schauspielers und Sprechers wie Redners hätte ihn zugleich die wissenschaftliche Welt ehren können. Und mehr noch auch die junge Theaterwissenschaft kann den Mann der Praxis, „vom Bau“, nunmehr zu den Ihrigen zählen. Denn als „Festgabe“ gleichsam legt Calm soeben ihr einen stattlichen Band tiefgeschürfender Klein-

³⁾ Preis geh. 5 M., in Ganzleinen 7 M.

und Feinarbeit vor: „Kulturbilder aus der deutschen Theater-geschichte“ (K. a. d. d. Th. G. von Hans Calm, mit einem Bilderatlas von Dr. Alfred Jericke. 8°. 492 S., verlegt bei Köhler u. Amelang, Leipzig 1925).

Noch fehlt die wissenschaftlich fundierte deutsche Theatergeschichte: an ihrer Stelle müssen daher vorläufig die Veröffentlichungen der „deutschen Gesellschaft für Theatergeschichte“ Zeugnis geben von dem Wesen und dem Inhalt der theatergeschichtlich wichtigen Perioden in Deutschland. Da aber diese Veröffentlichungen sich mehr-minder doch nur an eine kleine Anzahl gelehrter und wissenschaftlich interessierter Kreise zu wenden pflegen, so blieb die mehr volkstümlich gehaltene Geschichte des deutschen Bühnenwesens und der mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen bislang ungeschrieben. Hans Calm hat sich dieser Aufgabe nunmehr unterzogen; und es darf festgestellt sein: soviel ihm, dem noch nicht durch die strenge Schule der heutigen theaterwissenschaftlichen Seminare Gegangenen, dies möglich war, ist ihm auch die wissenschaftliche Untermauerung seines Themas anerkennenswert gelungen. Wohl wird der streng-kritische Maßstab an diese und jene Kapitel andere Anforderungen stellen, die geschlossene Entwicklung des immer noch ziemlich weit gefassten „Begriffes“ Theatergeschichte vermissen, wichtige Untersuchungen (z. B. über die Hans-Sachs-Bühne und die Bühne der Meistersinger, das Lauchstädter Haus usw.) ungern entbehren, statt der „Lebensabrisse“ bedeutender Mimen im letzten Abschnitt doch wohl lieber eine Einführung in die heutigen theatralischen Bedingungen, Reformen und Entwicklungen gesehen haben — im Ganzen genommen, ist es dem Verfasser gelungen, die Gesamtheit „deutsche Theatergeschichte“ klar und eindrucksvoll zu umreißen. Die an mehreren Stellen bekante freiwillige Thema-Beschränkung, die eben nur immer wieder plastische Kulturbilder geben will und die kulturellen Zusammenhänge zwischen Theater und Zeit ins Licht zu rücken sucht, findet im Verlauf der Arbeit ihre sich rechtfertigende Befestigung. Und so dient diese in erster Linie dazu, in weiteren Kreisen das Interesse an diesem Kunst-zweig volklichen Lebens, den wir im weitesten Umfang „Theatergeschichte“ nennen, zu wecken. Eine wesentliche Unterstützung sind dem Laien die mannigfachen Zitate und Abdrucke aus dramatischen Werken der früheren Epochen, die sonst schwer zu erreichen sind. Einzelne Kapitel erfreuen zudem durch die lebhaft-zustimmende Art, wie der Verfasser Zeit- und Streitfragen vom allgemein-künstlerischen Standpunkt zu beleuchten trachtet — z. B. die Auseinandersetzung über Wagner als Dichter. — Zwei monographische Arbeiten über die „Frau auf dem Theater“ und „Gegen das Theater“ ergänzen das Buch in vorteilhafter Weise. — Seinen eigentlichen Wert (auch vor dem Forum der „Kunst“) bestimmt aber endlich der von Dr. Jericke aus dem Nachlaß Kösters sinnvoll und aufschlußreich zusammengestellte Bilderatlas mit seinen Erläuterungen, die niemand ohne innere Bereicherung aus der Hand legen wird. Hier offenbart sich die vom Verfasser erstrebte Harmonisierung zwischen „Kunst und Kultur“ in reichster Vollendung. — Ein Personenverzeichnis, das bei künftigen Auflagen noch durch ein Sachregister zu vervollständigen wäre (im Verein mit einer Korrektur des ganzen Buches auf letzte Stilschönheit und Zeichensetzung) macht das Buch weiterhin brauchbar und zweckvoll. Die äußere Ausstattung ist gediegen und sorgfältig. Die Ausführung der Bildbeilagen gereicht dem Verlag zu hohen Ehren. Calms Buch ist lebendige Theatergeschichte — und das ist mehr als theoretisierende, geistreichelnde Untersuchung. Es ist mit dem Herzen geschrieben. So will das Theater in deutschem Sinne „erlebt“ sein!

Walthert Eggert-Bayreuth.

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Braunschweig. Ortsgruppe des Richard Wagner - Verbandes Deutscher Frauen. Am 30. 11. 26 veranstaltete die Ortsgruppe im „Hofjäger“ einen Gesellschaftsabend, an dem vom Landestheater Frau Klara Kleppe, Frä. Liesel Sturmfels, Herr Richard Stieber, Herr Willi Sonnen, Frau Balletmeister Gähler, Herr Solotänzer Böttcher, außerdem der gemischte Chor der Gesangsschule Koch sowie das Orchester des Musikvereins Braunschweig unter Leitung des Kapellmeisters Herrn Otto Sommer mitwirkten. Der erste Teil der Folge bot Arien und Chöre aus Richard Wagners Jugendopern „Die Feen“ und „Das Liebesverbot“. Der dritte Teil brachte Ballettmusik zur Pantomime „Les petits riens“ von Mozart, von Damen der Gesellschaft ausgeführt. Im zweiten Teil zeigte Sonja Leströh, Solotänzerin des Cerriballes in Wien, eine geborene junge Braunschweigerin, ihre schöne Kunst in heiteren und ernststen Tanzdarbietungen. Der Reinertrag des Abends, der auf mehr als Tausend Mark einzuschätzen ist, soll dazu dienen, unbemittelten Anhängern der Kunst Richard Wagners den Besuch der Bayreuther Festspiele zu ermöglichen.

Darmstadt. Ortsgruppe des Richard Wagner-Verbandes Deutscher Frauen. Im Hause der Frau von Selgum am 9. 12. 26: Gedenkvortrag der Vorsitzenden über Richard Sternfeld; musikalischer Teil: 1. Schumann: a) Widmung, b) Mit Myrthen und Rosen, c) Schöne Fremde. (Frä. Rüsch.) 2. Schubert: a) Die Stadt, b) Die Nebensonnen, c) Der Doppelgänger. (Herr Pistor.) 3. R. Wagner: a) Der Engel, b) Stehe still! (Frä. Rüsch.) 4. Strauß: a) Traum durch die Dämmerung, b) Allerseelen, c) Ich trage meine Minne. (Herr Pistor.) 5. Wagner-Liszt: Isolde's Liebestod. (Herr Riede.) 6. Wagner: a) Im Treibhaus, b) Schmerzen, c) Träume. (Frä. Rüsch.) 7. Schluß aus „Parsifal“. (Herr Pistor.) Am Flügel: Herr Kapellmeister Riede.

Graz. W.-V. Am 18. 12. 26 hielt der Verein seine Hauptversammlung ab, wobei der frühere Vorstand wiedergewählt wurde: Architekt Friedrich Hofmann, Obmann; Hofrat Dr. Julius Weis von Osborn, Obmann-Stellvertreter; Oberrechnungsrat Eugen Mihurko, Kassier; Dr. Otto Hödel, Schriftführer; Dr. Norbert Stücker, Optiker Richard Görner, beide Beisitzer. Danach hielt der Verein einen Studienabend mit 2. Akt Walküre, 1. und 2. Szene: Wotan und Fricka, und Wotan und Brünhilde. Den Wotan sang Herr Opernsänger Emmerich Schreiner, Fricka Frau Koch-Hanschmann, Brünhilde Frau Minna Tube, Opernsängerin. Die Begleitung leistete Herr Dr. Alfred Schmidt. Die Erläuterung der Szene gab vorher Herr stud. phil. Norbert Kossa. Der Verein hat im Jahr 1925 4 Studenten und einer Künstlerin die Reise nach Bayreuth und den Besuch der Festspiele ermöglicht.

Hamburg. (W.-V.) 142. V.-A. 5. 11. 26. Schumann-Liszt. Ausführende: Sophie Salzmann (Kl.), Emil Leichsenring (Cello), Elisabeth Göbber (Ges.), Dr. F. Glage (Begleitung): Schumann, Lieder, Konzert für Cello u. Kl., Carneval op. 9 (Fr. Liszt gewidmet); Liszt, Consolation für Cello u. Kl., Lieder, Spanische Rhapsodie. — 143. V.-A. 26. 11. 26. Händel-Gluck. Ausführende: Anni Stegelmann-Herr, Käthe Marie Dittmar (Violine), Karl Sattelberg (Tenor), Adolf Stegelmann (Kl.): Händel, Arioso und Menuett für Violine und Cello, Arien aus „Acis und Galathea“ und „Esther“, Sonate g-moll für 2 Violinen und Klavier, 2 Arien mit obligater Violine, Glück, Gavotte und Melodie für Violine und Klavier, Arie des Paris aus „Paris und Helena“. — Wohltätigkeitskonzert zum Besten armer Witwen und Kinder für Weihnachtsbescherung 10. 12. 26. Ausführende: Gertrud Randohr (Ges.), Wilhelm Schulze (Kl.), Jan Gesterkamp (Violine), Dr. F. Glage (Begleitung): Werke von Bach, Liszt (Vogelpredigt), Mozart, Corelli, Lisolf, Grieg, Beethoven, Strauß, Sarasate.

Leipzig. Ortsgruppe des A. W.-Verbandes deutscher Frauen: 14. 11. 26: Volkstümliche Veranstaltung gemeinsam mit dem Verein für Volkswohl unter gütiger Mitwirkung von Frau Greta Daeglau-Berlin, Herrn Edgar Reinhold Schütz-Berlin und Herrn Otto Daube-Altenburg. „Richard Wagner als Prophet des Deutschtums“, Vortrag mit Lichtbildern, gehalten von Frau Greta Daeglau. Gesänge aus Tannhäuser, Lohengrin und Meistersinger, vorgetragen von Herrn Edgar Reinhold Schütz, am Flügel begleitet von Herrn Otto Daube. 14. 12. 26: Teeabend im Hause Ahlswede. Ausführende: Herr Friedrich Zimmermann-Chemnitz (Vortrag), Herr Josef Correck-Chemnitz (Gesang) und Herr Otto Daube-Altenburg (Erläuterung der Gesänge und Begleitung am Flügel). Vortragssfolge: Siegfried Wagner als Mensch und Künstler (Vortrag v. Hrn. Zimmermann). Musikalischer Gang durch das Sternengebot und Einführung in die Gesänge Josefs Correcks (Herr Daube.) Gesänge von

Siegfried Wagner, Richard Wagner und Franz Liszt. (Herr Correck.) Ein Teil vom Ertrag dieses Abends floß auf Wunsch der selbstlos schaffenden Künstler dem Weimarer Festspielfonds zu und wurde in Höhe von 150 M nach Rathenow abgesandt.

Wien. Akademischer Wagner-Verein. Für das Vereinsjahr 1926/27 sind vier Musikabende geplant unter dem Titel: Die Vorläufer Wagners und der junge Wagner; Richard Wagner und seine Zeitgenossen; die Nachfolger Wagners; Beethoven-Festkonzert. — Jedem dieser Abende gehen einleitende Worte unseres Ehrenmitgliedes Hofrat Max Millenkovich voran. Der erste Musikabend 8. 11. 26: Weber: Arie des Adolar aus „Eurypenthe“. Klavier-sonate in As-dur (zur Hundertjahrfeier). Wagner: Arie der Feenkönigin aus „Die Feen“. Marschner: Bruchstücke aus „Der Vampyr“ usw.: Arie der Malvine, der erste Zwiegesang von Aubry und Malvine, Arie des Aubry mit dem Allegro-Schluß von Richard Wagner und der zweite Zwiegesang von Aubry und Malvine. Mitwirkende: Frä. Thea Schaffschick, Herr Karl Niedermann, Herr Fritz Kuba. — 20. 11. 26: Vortrag des Herrn Edmund Steinacker über „Franz Liszt vor 70 Jahren“, persönliche Erinnerungen, unter Mitwirkung des Herrn Prof. Walter Kerschbaumer.

Außerhalb der Vereine.

Chemnitz. 19. 10. 26: Im Hause des Herrn Friedrich Zimmermann: Siegfried Wagner-Abend, zugunsten des Weimarer Festspielfonds. Durchaus im Bayreuther Sinne. Vortrag des Herrn Fr. Zimmermann über „S. W. als Mensch und als Künstler“, Herr Otto Daube: Erläuterungen mit Beispielen am Flügel zu „Bärenhäuter“ und „Sternengebot“, Herr Josef Correck sang aus „Herzog Wildfang“ den Gesang „von Reinhalts junger Liebe“ und aus „Sternengebot“ den Monolog des Adalbert, zur Begleitung des Herrn Kapellmeisters Egelkraut.

Dresden. Herr Alfred Pellegrini wird einen Kursus von Vorträgen über R. Wagners Schaffen halten und mit Herrn Otto Daube die Tätigkeit der Ortsgruppe des „Bayreuther Bundes deutscher Jugend“ eröffnen.

Leipzig. Die hiesige Pets-Film-Verleih-Anstalt (Inhb. Paul Töpfer) gedenkt einen Film: „50 Jahre Bayreuth“ in Betrieb zu setzen. Immerhin ein charakteristisches Zeichen der Zeit, welches nicht als „allzumodern“ unterschätzt werden sollte. Wie viele gute Deutsche bekommen erst durch die Anschauung eine Vorstellung davon, daß etwas in Bayreuth vorhanden ist. Es wäre also eine Art Anschauungsunterricht, eine Augenzeitung von guter Tendenz.

Stadtfroda (Thüringen). Der hiesige „Geschichts- und Alterumsforschende Verein“ veranstaltete am 26. 10. 26 eine Gedächtnisfeier für den hier geborenen Professor und Direktor Julius K n i e s e. Herr Oberlehrer Scheffel entwarf in der Festrede ein Lebensbild von der Volksschülerzeit an. Das von der Tochter Knieses dem Verein gewidmete Bild des Künstlers wurde von den Vereinsmitgliedern der hiesigen Gemeinde übergeben und wird einen würdigen Platz im Sitzungssaal des Gemeinderates finden.

Berichtigung.

Auf Wunsch wird gerne festgestellt, daß die in der Jahresabrechnung für 1925/26 aufgeführte Ablieferung der Ortsgruppe Hannover nicht M 1250.—, sondern M 1500.— betragen hat.

Es wurden seinerzeit für in Hannover angefallene Unkosten M 250.— angefordert und an obigem Betrage abgesetzt, weil angenommen wurde, daß die Spesen die Ortsgruppe betreffen, während sie tatsächlich den Gesamtverband mit dem Sitz Hannover (zur Deckung der entstandenen Spesen für Protokolle und Jahresberichte usw.) angehen.

Das Endergebnis der Abrechnung wird durch diese Richtigstellung nicht berührt.

Bayreuth, den 22. Dezember 1926.

Hermann Krück,
Schatzmeister der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Zweites (Frühlings-) Stück 1927.

Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Triebe folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

Goethe.

Beethoven.

Es ist wahr: ein Ausbruch von Begeisterung für Beethoven hat nicht mehr den Reiz der Neuheit wie vor hundert Jahren. Das Gescheite ist über ihn schon gedacht worden — doch gilt es auch Goethes Rat zu befolgen und es noch einmal zu denken; oder wenigstens auf eine Hauptquelle hinzuweisen. Wo finden wir mehr Ursprünglichkeit und Kraft im Eintreten für Beethoven, als bei andern großen Meistern wie Liszt und R. Wagner? Was unser Meister über Beethoven sagte, das ist in den Gesammelten Schriften für alle Zeiten niedergelegt als Denkmal einer einzigartigen künstlerischen Wahlverwandtschaft. Zu bequemer Übersicht bietet Wagners Verhältnis zu Beethoven die Enzyklopädie Glasenapps. Ebenso ist alles zusammengestellt in einem Bande der Musikalischen Volksbücher Adolf Spemanns (Wagners Schriften über Beethoven; Engelhorn, Stuttgart).

Hier wollen wir an ein Stück Leben erinnern: als Wagner in Paris darbt, hat ihm die Fügung in den Jahren 1840, 41 und 42 drei Aufführungen der Neunten vergönnt: es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir den Eindruck als eine Wende seines künstlerischen Schaffens werten. Mit Eifer schrieb der Künstler die ganze Partitur für sich ab, um den genauen und tiefen Einblick in das Werk zu gewinnen. Gleichzeitig regte sich die künstlerische Eingebung und es entstand die Faustouvertüre, die eigentlich als erster Satz einer Faustsymphonie gedacht war (van Santen-Kolff erörterte 1894 in den Bayreuther Blättern das Wachsen und Werden der Faustouvertüre). Der ganze innere Vorgang, wie er sich in jener Zeit abspielte, hat etwas so Ergreifendes und Einzigartiges, daß wir ihn mit Ehrfurcht ausdenken müssen: seit Platons Gedanken über eine Erziehung durch die Kunst ist ihr Erzieherisches kaum je in solcher Stärke und so entscheidend verspürt worden wie in Paris von R. Wagner, dem jungen Musikdramatiker. Beethoven wirkte eine Läuterung, eine Reinigung seines ganzen Wesens, die geradezu sokratisch-platonisch anmutet.

Als dann die Pariser Trübsal durch die Dresdener Erfolge aufgewogen wurde, da drängte es den jungen Meister, auch den Brüdern den Weg

zu zeigen, den seine Sehnsucht gefunden hatte. Mit Beseitigung bedeutender Hindernisse zeugt Wagner für Beethovens Größe und führt (1846) die Neunte in Dresden zum Sieg! Und mit der Neunten weicht er später, nach zahllosen Nöten und Kämpfen, (1872) die Grundpfeiler des Festspielhauses.

Wer die Zusammengehörigkeit beider Großen wegreden wollte, beginge eine geschichtliche Fälschung. Freilich gibt es auch heute noch eine Art von Beethovenfreunden, die sich mit Wagner, weil er „fürs Theater schrieb“, nicht befassen wollen. Auch kommt es häufig vor, daß an Beethoven nur gewisse Eigenheiten einleuchten, andere aber, die doch auch zu seinem Wesen gehören, in Dämmer und Dunkel bleiben. Aus persönlicher Erfahrung der jüngsten Zeit ist mir der Fall bekannt, daß jemand trotz offenkundigster musikalischer Fähigkeit die Neunte mit Befremden ablehnte und als Einzelheit z. B. „Froh wie seine Sonnen fliegen“ unverständlich und ungenießbar fand.

Solche Beobachtungen können uns über etwas belehren, was an Gedenkfeiern leicht vergessen bleibt: der große Name, den das Wort Beethoven für alle musiktreibenden Völker in sich schließt, bietet keine Gewähr, daß jeder Musikalische den Urgrund des Ruhmes erfühle! Was die Zeitgenossen tadelten, das bleibt auch heute der Grund vielfacher Zurückhaltung: die Enge, Gleichform und Ungefahr des bürgerlichen Daseins erschrickt vor dem Leidenschaftlichen, wie es aus Beethovens Musik hervorbricht. Ein klein wenig muß man schon Kämpfer sein, Hitze und Kälte gelitten haben, um (nach Goethes Spruch) des Helden Wert zu erkennen und ihn mit Lust zu preisen und zu nennen. Das Spießbürgerliche versteckt sich natürlich hinter einem zugehörigen Wall von Schutzgedanken. Bald sucht man sich einzureden, olympische Ruhe sei höher und gelte mehr als bewegte Leidenschaft. Bald handelt man davon, Beethoven habe die Form „entstraft“ oder „abgewiesen“: eine Vorstellung, die ehe belustigen als betrüben kann, weil sie von keinerlei Kenntnis befangen erscheint. Man lese nur einmal, was Alfred Lorenz in Sandbergers neuem Beethoven-Jahrbuch (Band 1) über die Form der Durchführung im Allegro der Eroica schreibt. Was übrigens die Neunte betrifft, so hat Otto Baensch im 2. Jahrgang jenes Jahrbuchs neue geschichtliche Feststellungen gemacht, die allgemeiner Kenntnis wert sind und außerdem ist er als gewissenhafter Erläuterer des Scherzos der Neunten zu neuen Ergebnissen gelangt (vergl. auch den Bayreuther Festspielführer von 1925). Gerade wie jüngst Alfred Lorenz über das Geheimnis der Form bei Wagner das lösende Wort fand, so scheint es, daß auch das Beethoven-Schrifttum nicht zur Ruhe kommt, sondern immer wieder von der weltbewegenden Macht des Tonschöpfers Kunde und Zeugnis gibt.

Noch aus anderm Grunde muß immer von neuem ins Bewußtsein heraufgeholt werden, womit Beethovensche Eindrücke unsere Gefühlswelt bereichern haben. Die Gegenwart läßt keinen Großen unangefochten. Nicht als

wäre es ihr darum zu tun, ihn ursprünglicher als vorher ins Leben zurückzurufen. Sondern es ist die Zerstörungslust, die wütend ihr überlegtes Werk vollbringt. Alles Große muß überwunden, umgewertet, d. h. beseitigt werden. Die Anfechtung ist soweit gediehen, daß die Verehrer Beethovens geradezu in die Verteidigung gedrängt sind. Einer blutleeren, gemütsarmen Kunst widerstrebt der ideale Zug deutscher Musik in Beethoven.

Wenn auch kein Zweifel sein kann, daß wir mit Beethoven obsiegen, so ist es doch gut, die Voraussetzung solchen Sieges ins Auge zu fassen. Die schönsten Werte und Schätze der Kunst fallen der Vernichtung anheim, wenn ihre Pflege erlischt: wir sehen es am Untergang der griechischen Schöpfungen (der nicht, wie böswillig behauptet, von den Germanen herrührt). Es wäre denkbar, daß mit dem Anschwellen moderner Unbildung die Herzen für Musik zu schlagen verlernten. Sofern dann ein Widerhall fehlte, wären unsere großen deutschen Meister tot. Um also Beethovens Kunst die weitere Dauer zu sichern, gilt es, den Zeitfragen gegenüber eine solche Stellung einzunehmen, welche überall den Forderungen des Gemütes gerecht wird und schöpferische Seelenkraft fordert. Dann, aber auch nur dann können wir ohne Redensart die frohe Behauptung wagen: Beethovens Klänge sind unsterblich!

Dr. Karl Grunsky.

Über die Macht der Drei im Mythenbilden.

Von Hans von Wolzogen.

3. Die drei Elementarreiche.

Auch die mythologische Wissenschaft ist dem Geiste der Zeit darin gefolgt, daß sie der Zusammenstellung und Vergleichung von Mythenbildern nur dann wissenschaftlichen Wert zubilligt, wenn dabei vorerst Zeit und Ort der Entstehung eines jeden durch die Forschung festgestellt worden, und sonach der Stoff selber geschichtlich geworden ist. Das Mythenbilden der menschlichen Phantasie derart unter dem Gesichtspunkte des Werdens und der Entwicklung streng wissenschaftlich — biologisch — zu betrachten, lag jedoch nicht in der Absicht, welche diese Abhandlung ins Leben rief, welche vielmehr einem psychologischen Interesse entsprungen ist, hervorgerufen durch die Erfahrung von einer besonderen Eigentümlichkeit der menschlichen Phantasie beim Mythenbilden jeder Zeit und jedes Volkes. Daß hiermit etwa dem Wahngebilde eines raffelosen Allgemeinmenschen gedient werde, dieser Verdacht ist von dem geistigen Bereiche der „Bayreuther Blätter“ ohnehin ausgeschlossen; es sollte mit dieser Vorbemerkung eben nur verhütet

werden, daß wissenschaftlich geschulte Leser unseren Betrachtungen gegenüber sich von vornherein auf einen falschen Standpunkt stellen und Entwicklungsgeschichte vermissen, wo eben nur ein bedeutendes Moment menschlicher Phantasiefähigkeit durch Beispiele belegt werden sollte. Wer unter dieser Voraussetzung den Betrachtungen weiter folgen mag, trete nun zunächst mit ein in den weiten Kreis der Natur.

Als der religiöse Trieb den Menschen zum Himmel emporblicken ließ, mußte er in den Elementen, die sich ihm dort vereint wirksam zeigten, sofort die Dreiteilung wiederfinden, die ihm im eigenen Leben auf Erden herrschend erschienen war. Da gab es ein Lustreich, das vom klaren, himmelblauen, allumfassenden und sanft alldurchwehenden Äther sich wandeln und gleichsam auflösen konnte in den tobenden, Wetterwolken sammelnden und jagenden Sturm. Da strömte das Wasser aus den Wolken zur Erde nieder. Da zuckte das sonst in der Sonne vereinte Licht als feurige Lohe im Blicke herab. Das himmlische Reich erschien danach selbst dreifach als ätherisches Lustreich, als Wolkenmeer und als leuchtendes Feuerelement.

Hochwichtig war das Wasser. Es ward verehrt als das reinigende, heilende, erfrischende, ernährende Element. In seinen Quellen und Wellen rauschte dem Menschen geheimnisvolle Kunde wunderbarer Wesen. In seinem Grunde barg es zauberhafte Schätze, nicht wirklich nur Goldsand und Perlen, sondern einen ganzen Goldhort mythischer Phantasie. Ruhte es selber als Schatz des Himmels in seinen Wolken geborgen, so war auch die von ihm genährte Saat und Frucht der Schatz aus dem Schoße der Erde. Das Wasser bedeutete und bewahrte den Reichtum aller Reiche der Schöpfung. Und nun breitete es sich vor den Blicken freier Nordgeborenen aus als das undurchmeßbare, unergründliche Meer um die Insel der Erde, in übergewaltiger Majestät, eine den Lebenden unbeschreitbare Brücke in ein jenseitiges unbekanntes Land. Die Erde selbst schien diesem Meere entstiegen zu sein als dessen in Urzeiten geborgener Schatz; und ebenso entstieg ihm allmorgentlich die goldene Sonne, wie sie nach dem Gewitterkampfe dem Wolkenmeere entstiegen war. Himmlischen Ursprungs selbst, ward das Wasser so wieder die Heimat und der Mutterchoß alles Werdens und Seins. Es ist das Urelement, auf Himmel und Erde gleich verteilt, und darin dem Feuer gleich. Aber es löscht das Feuer, wo es als Brand und Glut verderblich wird; und indem es die Sonne aus sich gebiert, und indem es ihre Glut wieder zu sanfter Wärme lindert, und indem es dabei dem Blicke seinen himmlischen Ursprung verdankt, ist seinetwegen und durch seine Macht auch die Macht des Feuers überhaupt erst gut. Licht und Dunkel, Blich und Wolke, werden erst wertvoll durch seinen Besitz und Gewinn.

Das Feuer trat andererseits besonders als das doppelsinnige gute und böse Element hervor. Es erschien dreifach gut als Wärme in der Luft, als Sonne am lichten Himmel und als Flamme aus den Wolken. Diese Flamme

selber erschien dann wieder dreifach, wenn man auch zur Erde sich wandte, wo der Blitz aus der Wolke zündend als Feuer fortlebte, wo aber auch aus dem Holze ein glühender Blitz erzeugt werden konnte, und wo der Schoß der Erde selbst die vulkanische Feuermacht barg. Hier ward diese Macht so gewaltig schädlich, wie andererseits ihre Wärme zumal in südlichen Erdtheilen sich in dörrende Gluthitze wandeln und dadurch auch die lichte Sonne zum feindlichen Dämonen, zum feuerspeienden Drachen (anstelle des dumpf-düsteren Lindwurmes germanischer Nebellande) werden konnte.

Das Luftreich vereinte diese beiden vornehmlich wichtigen Elemente. In seiner bald sonnig lichten, bald dunkel wolkigen Erscheinung war es ebenfalls doppelseitig, doch wie das Wasser nicht geradezu feindlich, sondern überall das im Wechsel Bleibende und durch seine Wirkungen Segnende und den Schaden wieder Heilende. In ihm liegt der starke Keim des Monotheismus. Die hohe Himmelsmacht, die selbst im Sturme nur vorüberbrausend durch die Wipfel der irdischen Bäume fährt, tritt an die Spitze der ganzen Götterwelt. Führen seine beiden Hauptäußerungen, Regen und Blitz, zur Erde herab, so finden sich dort ihre elementarischen Abbilder als das Wasser des Meeres und der Quellen, das Feuer in Herdflammen und Vulkanen. In Indien waren Brahma, Vishnu und Civa zum Trimurtis zusammengetreten, drei Gestalten, die noch die alte elementare Dreiheit ahnen lassen. Ursprünglich waren Vishnu und Civa (Rudra) mit Agni im Vereine Gesellen des Indra gewesen und hatten die Wasser- und die Sturmseite des Himmels dargestellt, indes Agni die besondere Flammenwaffe des Gottes verkörperte. Später, als Indra und Agni vor der metaphysischen Abstraktion ihrer himmlischen Macht, dem Brahma, weichen gemußt, bedurfte die also vergeistigte Gottheit, um festen Fuß im Volke zu fassen, doch wieder der Hilfe der volkstümlichen Dreiheit. So gesellten sich dem Brahma die altmythischen Indrasfreunde Vishnu und Civa, deren jeder selber nun ein mehrseitiger Indra geworden war, zu. Wie Indra in allen drei Sphären als Sonne am Himmel, als Feuer auf Erden und als Blitz in dem Mittelreiche des Wetterkampfes oder des Werbedranges wohnen sollte, so nun Vishnu, der alle drei Sphären im Nu durchschritt, und so auch Civa, der nicht nur das Sturmwesen (= Rudra) blieb, sondern auch der zündenden Flamme und der finsternen Wetterwolke waltete.

Zu diesen drei Göttern, die nach brahmanischem System Eins wurden, stellte der Volksinn seine alten Göttinnen: brahmanisch sollten sie nur als Femininformen der Götter, als Brahmani, Vaishnavi und Civani gelten; dem Volke aber waren sie die alten Sondergestalten der Sarasvati, Lakshmi und Bhavani. Sie gelangen nicht zu besonderer mythischer Bedeutung. Das eigentlich Weibliche neben den anderen drei Elementen ist jedenfalls die Erde. Gerade diese konnte jedoch nicht ohne weiteres als eigenes Element gleich geordnet zu den drei anderen gestellt werden, als der Mensch

sich von dem über ihm Hoherhobenen auf sie zurückwandte. Es ist ja wohl auch ganz begreiflich, daß der Mensch, als er überhaupt anfang, sich um die Erde zu bekümmern, indem er sie zum Ackerland benutzte, diese unterworfenen Oberfläche nicht in der Weise religiös auffassen konnte, wie die leuchtende, siegende, segnende Macht des Himmelslichtes, welchem er selbst unterworfen sich fühlte. Das Religiöse kam nur insoweit zur Geltung, als die unterirdische Welt, die Trägerin der Lebenskeime und die Hüterin der Toten, geheimnisvoll dunkel der menschlichen Phantasie sich bemächtigte. Sonst aber bleibt die Erde nur als die weibliche Seite des *Generationsmythos* von Bedeutung.

Hier fällt uns wohl am Ehesten der uns so vertraute germanische Mythos von der schlafenden und erweckten Walküre ein. Man hatte bisher immer an eine Erweckung der in den Winterschlaf versenkten Erde durch den sonnigen Himmelsgott gedacht und im Weckerkusse die lenzliche Vermählung des Himmels mit der Erde gesehen. Wer aber vom Erdmythos bei den Germanen nichts wissen will und unsere Volksphantasie, dem Zuge deutscher Seele nach oben gemäß, ganz dem Himmel zugewandt glaubt: dem wird die schlafende Walküre, wie man neuerdings sagt, zum „Dunkelmond“, die erweckte zum Vollmond. Dies scheint nun wenigstens mit der nordischen Herkunft der Mythen nicht recht zu stimmen, da der Mond in den kurzen hellen Sommernächten des Nordens überhaupt nicht zur Geltung kommt, in der langen Winternacht aber von keinem Sonnengott geweckt wird. Man müßte also annehmen, daß gerade dieser so nordisch gefärbte Walkürenmythos erst aus dem mittleren Germanien nach Skandinavien gelangt sei, während er bei uns als Märchen vom Dornröschen zurückblieb. Immerhin dünkt es wunderlich, wie Sonne und Mond im Werbekuß zusammen kommen sollten, ohne daß der Mond, anstatt zum Vollmond aufzublühen, vor der Sonne verblaßte, wie er es doch in der Natur tut. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß Erd- wie Mondmythos das Geheimnisvolle gemeinschaftlich haben, wobei die Herrin der Nacht der Höhen dann aber jedenfalls eindrucksvoller auf die mythenbildende Phantasie wirken mußte, als die Herrin der Nacht der Tiefen. Diese scheint danach eher geeignet, zur Mutter der Mysterien zu werden, („Im Finstern sind Mysterien zu Haus“ heißt's im „Faust“), welche nicht mehr an die Naturanschauung gebunden sind, sondern bereits aus geistigem Sinnen und Deuten hervorgingen. Dies führt aber aus der reinarischen Sphäre in das mehr Asiatisch-Semitische zurück, wo die Geschlechtsseite der weiblichen Gottesvorstellung hervortritt, die dem Erdmythos von der „großen Mutter“ orgiastische Kulte verband. Die „große Mutter“ erscheint alsdann wieder dreigestaltig, als Rhea, Kybele und Demeter, in Hellas, blieb aber durch ihre Tochter Kora immer noch mit den Geheimnissen der Unterwelt verknüpft. Die Erdgöttin selber trat übrigens mit allen dreien himmlischen Elementarmächten in Verbindung, insofern als Demeter des Zeus, des

Poseidon und eben in ihrer Tochter noch des Hades Buhle oder Gattin hieß. Der Frigg wirft Loki vor, mit allen drei Brüdern Odhin, Wili und We, die den Elementargestalten Odhin, Hönir und Loki entsprechen, gebuhlt zu haben. Nur in einer Bedeutung konnte die weibliche Gottheit sich über alle Götter erheben, als dunkle Macht des Schicksals. Die selbe Göttin des Todes war auch Mutter alles Lebens, das aus der Erde sprießt, und das mit dieser aus dem Urwasserreiche der Göttin stammt. Dies Reich, das Leben und Tod in sich beschließt, barg das Geheimnis alles Lebens, des Werdens und Seins, und raunte in seinem Rauschen die wunderbare Kunde göttlicher Offenbarung. Die germanische Schwanjungfrau war auch Walküre; aber die Walküre Skuld in der Edda ist eine Norn am Weltenbaumbrunnen, und auch die Nornen sind Schwanjungfrauen. Sie gehören ihrem Wesen nach zum Bronnen, aus dem sie Wasser schöpfen für das Gedeihen des Weltbaumes und Schicksalswissen und Weisheitskunde für Götter und Menschen. Die düstere Schicksalsmacht ist überall zu Hause, sie waltet geheimnisvoll hinter allen Erscheinungen. Die Mutter der Götter ward zu ihrer Moira; und wenn diese sich auch in der gestaltenfrohen Phantasie des Hellenen wie im dichterischen germanischen Mythenbilden wiederum in eine Dreiheit von Moiren und Nornen zerlegte; in der Idee befestigte sich die Vorstellung einer noch über den Göttern stehenden allwaltenden einheitlichen Schicksalsmacht, und zwar bewußter bei den philosophisch gebildeten Hellenen als bei den kriegerischen Germanen, die an ihrem persönlichen Heervater bis an sein Ende festhielten.

Aber höher als die Religion des Schicksals steht die der Sittlichkeit. Das Schicksal wirkt zwingend von den Göttern herab auf die Menschen, und selbst die Götter müssen sich seiner dunklen Obmacht fügen. Die Sittlichkeit hebt den Menschen frei zu den lichten Göttern empor und auch die Götter selber zur Vorstellung der Einen Gottheit, die das Ewig-Gute bedeutet. Diese Verbindung der Menschen und Götter fand aber ihren ersten Ausdruck schon durch den Himmelsmythos, nämlich in den Vorstellungen der natürlichen Mittler zwischen Himmel und Erde, Regen und Blitz, die nicht zwingend sondern heilend wirkten und daher auch vertraulich sich zu den Menschen gesellten, ja sich in ihre Hand gaben, um als Opferflamme den Göttern heimgeschickt, als Rausch- und Weibetränk von den Menschen selber genossen zu werden. So wird der Menscheng Geist über das Mythische hinaus entrückt in die Sphäre der Göttlichkeit.

4. Der Gewittermythos.

Wir sahen den Arier den Blick, der seine Götter suchte und sah, zuerst zum Himmel erheben. Gleich im Norden wie im Süden, wo er ward und wo er weilte! Das Licht war ihm die reinste und stärkste Erscheinung des göttlich Ursächlichen für alles Lebende, um ihn her und in seinem eigenen Inneren. Die Bezeichnung des Lichtes ward ihm frühe zum Worte für seine Gottheit. Wo das Licht durchbrach, als Morgensonne am Erdrand hervor durchs Dunkel der Nacht, oder als Blitz durch die schwarzen Hüllen der Wetterwolken, da siegte die Gottheit über ihre und des Menschen gemeinsamen Feinde. Zumal aber der Gewitterkampf war von jeher bedeutungsvoll für die Seele des heroisch angelegten arischen Menschen. Die Wiederkehr des Lichtes an jedem Morgen und sein scheinbares Verschwinden am Abende ward weit eher zum mythischen Spiele, zu einer Art mythischen Märchens; aber der Gewitterkampf blieb dabei eine gewaltig durchbrechende ernste Wahrheit, eine stets von neuem entscheidende bedeutende Wirklichkeit. In ihm wirkte die Gottheit als geistverwandter Kämpfer für das Heil des Menschen, und mit Gebet und Opfer bemühte sich der fromme Mensch ihr wieder beizustehen.

Aus diesem Gewitterkampfe treten nun dem Arier, wie seine älteste überlieferte religiöse Urkunde, die indischen Veden, uns noch erkennen lassen, drei Gestalten vor allem bedeutsam hervor, in welchen aber nur das Bild einer einzigen kämpfenden Person mit der Waffe und dem Gewinne ihres Kampfes in dreifacher Verleiblichung sich darstellt. Der lichte Himmel kämpft mit dem Blitze, um den von den feindlichen Dämonen geraubten Regen. Eben diese drei Vorstellungen des altindischen Gewittermythos nahmen die Gestalten an jener drei vedischen Hauptgottheiten: Indra, Agni und Soma.

Im hellenischen Mythos der Geburt Athenas ist der Gott selbst durch die eigentümliche Umbildung der mythischen Handlung in zwei Gestalten zerfallen. Der Himmels Gott ist sowohl als Vater des Blitzes, wie als Blitzender, d. h. den Blitz als Waffe schwingender Heiland vorgestellt. Hephaistos zerschlägt den Schädel des Zeus; und es entspringt ihm Athena: sie selber die blitzende Wolke, welche den fruchtbaren Regen spendet. Denn als Tritogeneia ist Athena selber eine Wassergottheit, wie jede Wolkenfrau. Sie ist für den hellenischen Mythos das selbe, was die von Indra aus der Dämmerhöhle befreiten Wolkenkühe sind. Aber nicht nur das: ihre Namen verraten auch in ihr wiederum dreifache Bedeutung, wonach sie nicht allein die regenspendende Wolke (tritogeneia), sondern auch selber den Blitz (chrysaigis) und sogar den durch das Gewitter gereinigten, blauen Himmel in seiner fleckenlosen Reinheit (parthenos) mythoplastisch vorstellen konnte.

Wenn in diesem Mythos der Himmels Gott als Zeus und als Hephaistos unterschieden auftrat, nämlich als Wolkenerzeuger und als Blitzschwinger, so

besorgt dies Doppelgeschäft doch gewöhnlich Zeus allein, und wenn sich ihm Athena gesellt, so tritt als der Dritte nun noch Apollon, die in der Sonne zusammengefaßte Lichtmacht, hinzu, um so den eigentlichen olympischen Dreigötterverein der homerischen Zeit zu bilden. Diese bereits als religiöse Formel auftretende Gruppe zeigt uns in hellenischer Abgeklärtheit die Macht der Drei zu künstlerischer Person geworden: die dreigetheilt verkörperte volle Machtäußerung des Allvaters Zeus, als des Wolken sammelnden, blühenden und leuchtenden Himmels.

Der Gewitterkampf führt seinerseits drei Mächte ins Treffen, die von den hellenischen Vorstellungen sehr bezeichnend als die einzigen drei echten Geburten aus der Ehe des Zeus und der Hera gefaßt werden: die regenspendende Wolke, der Sturm und der Blitz. Diese sind nun vertreten durch die natürlich gebildete Dreieit der Gottheiten: Hebe, die Nektar (d. i. Regenwasser) Schenkende, Ares Enyalios (d. h. Bläser, Sturm) und Hephaistos. Übrigens wird statt Hephaistos auch Prometheus als die entbindende Kraft genannt, und diese Dreigötter Hephaistos, Prometheus, Athena, zusammengeschlossen durch die Vorstellung des Blitzes und durch die Idee der menschenhelfenden Künstlerschaft, die der großen Kulturwirkung des Feuers auf Erden entspricht, wurden zu Athen in gemeinsamen Heiligtümern verehrt und durch Fackelläufe gefeiert. Die drei Himmelsmächte sind hier auf die dreifach gestaltete Blitzmacht beschränkt.

Die selbe Dreieit himmelsmythischer Vorstellungen treffen wir aber auch bei den Germanen. Cäsar nennt die germanischen Hauptgötter: Sol, Volcanus, Luna. Denen würde in nordischer Mythenwelt Odhinn, Thor und Freyja entsprechen. An Freyjas Stelle ist im Norden ihr Bruder getreten, sofern nach Adams von Bremen Berichte zu Upsala im Hauptheiligtume des Landes die Dreigötter Odhinn, Thor und Freyr verehrt wurden. Freyr ist der fruchtbar wirkende Gott des jungen Lichts, das dem Wanenreiche des Wasserelementes allmorgentlich frisch entsteigt, um zu dem himmlischen Reiche der Asen überzugehen. Er steht in der Gruppe wie Apollon bei Zeus und Athena als die Sonne neben dem Gewitter, die beides Kinder des Himmelsgottes sind. Aber in Skandinavien wie in Attika spielt das Wetterkind, Thor wie Athena, als nationaler Liebling die religiöse Hauptrolle.

Die bei Cäsar den Freyr noch vertretende weibliche Luna übrigens wäre dann jene weibliche Mythengestalt, die auch in Lunas Vorbilde, der griechischen Artemis, der Himmelsjägerin, erscheint. Im reinen Himmelsmythos finden wir sie als Wolke, die aber schon auf das Element des Wassers deutet. Der Himmel selbst mit seinen Wolken war ja das erste „Meer“, das die mythische Vorstellung des Menschen umfassen konnte. Späterhin bilden Wolken- und Wellenmeer stets Parallelen. So ist Freyja Walküre, d. i. die am Himmel dahinjagende, tauspennende Wolke (Wal-

frenja), Schwanenjungfrau aus dem Wanenreiche (Vanadis) und Trägerin des goldenen Schmuckes Brisingamen. An ihrer Stelle steht wieder in einer anderen, anscheinend schon zur mythologischen Formel gewordenen nordischen Dreigöttergruppe der Vertreter ihres heimatlichen Wasserelementes Hoenir, gegen den sie samt ihrem Bruder, nach dem Mythos vom Wanenkampfe, ausgetauscht ward, wodurch sie erst zu den Asen (Himmelsgöttern) gekommen sein sollte.

Jene Dreigötter heißen: Odhinn, Hoenir und Loki. Loki, häufig der Begleiter Thors, ist ursprünglich Elementargeist des Feuers, beide also: „Donner“ und „Bliß“. In der nordischen Dichtung tritt bei Loki mehr das feindliche Wesen des Feuerelementes hervor, wogegen Thor als die durch Gewitter Fruchtbarkeit schaffende Sommergotttheit insbesondere der „Freund der Menschen“ (vinr verliðha) genannt werden konnte. Auch in anderen Zügen und Tätigkeiten, als hinkender, gefesselter Meister der Schmiedezwerge, ähnelt Loki dem Blißgotte, dem hellenischen Hephaistos, und darf als solcher ebenfalls im Vulcanus gesehen werden. In diesem Sinne elementarer Unterscheidung, worauf noch zurückzukommen sein wird, wiederholt sich Cäsars deutsche Dreigöttergruppe Sol, Luna, Vulcanus auch in der nordischen Dreieit Odhinn, Hoenir, Loki. So wäre die Grundvorstellung eben dieser Dreieit also wieder im altarischen Wettermythos zu finden, dessen Hauptgestalten die indischen Indra (Himmel), Soma (Regen) und Agni (Bliß), mit den germanischen Gottheiten sich decken, welche, wie wir schon sahen, das Licht- oder Luft-, das Wasser- oder Wolkenreich und das Feuerelement verkörpern sollen.

Wenn in obigen Beispielen die Dreieit der Vorstellungen aus dem gesamten Mythengebilde des Himmels sich in drei hervorragenden Einzelgestalten verkörpert hatte, so tritt sie aber auch als dreifache Eigenschaft einer Persönlichkeit noch inniger zusammen. Der hellenische Zeus herrschte in allen drei Elementarreichen: als *Ἠρας*, als *τοῦτος* und als *χρόνιος*. Auch diese Dreifaltigkeit ist hervorgegangen aus dem einfachen Himmelsmythos. Zeus waltet des Lichtes, der Wolken und ihrer Gewässer. Das Gewässer des Regens verbindet Himmel und Erde; es schafft der Erde Leben und Gedeihen; und was die Wolke im Himmelsmeere, das ist die Erde im irdischen, eine schatzbergende und quellenreiche Insel. Auch das düstere Wesen des Unterirdischen, woher diese Quellen stammen, und wo diese Schätze geborgen sind, ist der dunkeln Art der Wolke zu vergleichen. Die ursprüngliche Identität der himmlischen Macht, die das Licht spendet, die Wolken sammelt und der Erde Gedeihen schafft, bricht in dieser Bezeichnung des dreifachen Zeus wieder durch, der sich mythisch geschieden hatte in die Gestalten des Zeus, Poseidon und Hades und sein Reich so verteilt hatte auf Himmel, Meer und Unterwelt. — Ihm in diesem dreifachen Amte sehr ähnlich ist sein Sohn Hermes. Zunächst vereinigt er in sich die Bedeutung des Soma

und des Agni; er ist Regengott als der Imbramos, dem Quellen, Fische und Schildkröten heilig, und führt den Blißstab mit den Schlangen. Bliß und Regen sind die verbindenden Boten zwischen Himmel und Erde, gleich wie Hermes selber. Aber sein Botenlauf beschränkt sich nicht auf die Oberwelt; der wolkengeborene Gott gehört auch ins Reich der Nacht und des Todes und führt die Seelen der Gestorbenen zur Unterwelt ein. So verschmelzen in der Hermesgestalt die Gebiete der Luft, des Wassers und der Erde, wozu der Gewittermythos den Blißstab (caduceus) liefert.

Wenn wir bei den eben herausgegriffenen Beispielen unterscheiden konnten: Vorgänge, die in realer Beziehung zueinander stehen, und Erscheinungen oder Gebiete, die sich durch mythische Analogie zusammenstellen ließen, so ist es die Idee der Verbindung des Himmlischen und des Irdischen gewesen, die auch der Analogie noch eine gewisse reale Begründung verschaffte. Denn die Übereinstimmung des himmlischen und des irdischen Meeres ward mythisch erläutert durch die Vorstellung des beiden gemeinsamen Wasserelementes, das als Regen von den Wolken zur Erde strömt. Mit dem Regen wird der Mond in Verbindung gebracht, der selber als eine lichte Wolke, inselgleich, im Himmelsmeere schwamm. Ward nun der selbe Regen in den arischen Mythen auch zum Unsterblichkeitsfranke, oft im geheimnisvoll heiligen Mondgefäße (dem Ur-Grall), so erkennen wir, wie verbindend, verschmelzend, versittlichend und vergeistigend schon diese naturalistischen Mittler-Vorstellungen des Blißes und Regens auf das Mythenbilden der Völker gewirkt haben, bis schließlich im Verlaufe der menschlichen Erfahrungen aus dem natürlichen Lebenssegen des arischen Naturmenschen, der mythischen Phantasie der Völker geradezu entgegenkommend, die Idee des persönlichen, lebendigen und geistigen Seelenheils der Menschheit geworden ist.

Zeitgeist und Bernergeist.

(über Schweizer Dichter.)

„Man kann einen ganzen Haufen Scheiter in einen Ofen tun, sie machen den selben nicht warm, die Scheiter bleiben Scheiter und der Ofen bleibt kalt. Man muß Feuer anmachen unter die Scheiter und die selben müssen aufgehen in Flammen, müssen leuchten und sprenzeln nach allen Seiten; dann gibt es einen warmen Ofen. Das ist eine Gleichnißrede, deutet mir sie!“ (Im „Bauern-Spiegel“.)

„Es war nicht die Arbeit, welche Vreneli beschwerlich fiel: es war die Atmosphäre, in welcher die Arbeit verrichtet werden sollte. Mit erfrorenen Fingern macht man keine Knoten auf; mit erkältetem Gemüte wird Leichtes schwer verbracht.“ (In „Uli der Pächter“.)

Vielhundertmal stand ich auf dem Weissenstein und schaute lange ins Land hinaus. Von solcher Jura-Höhe aus erblickt man bei klarem Wetter fast die ganze Schweiz. Und den hinter Bergen verborgenen oder im Dunst verdämmernden Rest ahnt man. In weitem, weißem Kranz fassen die Hochalpen den ganzen Süden ein; sie verlieren sich im Osten mit dem Säntis noch erkennbar gegen Oesterreich zu. Schweift der Blick westwärts, so gewahrt er Mont Blanc und Dent du Midi; dann reiht sich der schimmernde Ring an den blauen Jura. Gerade gegenüber krönen den Kranz als Hauptschmuck die Berner Alpen. Steil und spitz ragt das Finsteraarhorn empor; Mönch und Eiger, Blümlisalp, Schreck- und Wetterhörner sind ihm fast ebenbürtig. Und in der Mitte dieser männlichen Bergesriesen ruht kräftigzart die Jungfrau. Im Banne dieser Gebirge steht der alte Kanton Bern, steht mit ihm das ganze schweizerische Hügelland. Kein schlechter Scherz wagt sich je an die Berner Ewigschnee-Jungfrau; an ihr läßt Gott im Abendglühen das Schweizerkreuz sehen, als Felsenschatten im Firn. Sogar die bis Jungfrauoch führende Bahn hat den Ruf der Schlanken nicht zu verlezen, nur ihren Ruhm zu mehrern vermocht. Zahllose Vorberge schmiegen sich zu Füßen der Alpen: Stockhorn, Pilatus, Rigi, Mythen scheinen nah. Noch näher gewahren wir das Gewirr der Gräben und Kämme des Emmentaler Hügelgebiets. Es scheint, als ob Wogen eines Meeres erstarrt seien. Aber die Wellengipfel tragen dunkle Tannenwaldungen und in den Tälern und auf der Ebene gerade uns zu Füßen liegen Hunderte von Dörfern. Wie ein glitzerndes Band fließt die Emme auf uns zu in die größere Aare, deren Windungen wir weit verfolgen. Ferner, zwischen zwei Hügeln, glänzt die Spitze des Berner Münsters. Dort unten liegt Uzenstorf, wo Albert Bizijs bauern lernte, und jene Anhöhen wenige Wegstunden weiter

jüdlisch gehören der Gemeinde Lüzelslüh, wo er als Jeremias Gotthelf predigte in Wort und Schrift. Jeden Fleck Erde seiner Schilderungen überblicken wir hier; es ist, als ob der Hauch frischgepflügten Bodens aus seiner Landschaft heraufdampfe. Alle Dorfschaften und Höfe Gotthelfs, die wirklichen wie die erdachten, da liegen sie vor uns. Da sehen wir deutlich Burgdorf, Koppigen, das Grauholz, Kriegstetten, Wiedlisbach, Wangen, Bipp, Schönbühl, Grenchen. Aber auch Erdöpfelkofen, Brönzwyhl, Freligen, Liebiwyhl, Lümliwyhl, Lättikofen, Gäuchli-, Züsi-, Zinggi-, Küechli- und Gytiwyhl müssen da ganz in der Nähe sein, und richtig! dort ist die Ankenballe, der Hunghafen, das Blißloch, die Vohfreude, der Nidleboden, der Zyberlihoger, d'Olungge, d'Gnepfi, dort die Säublume, der Knubel, das Kuttelbad, Bärhegen, die Dornhalde und der Kirchstalden, der Tschaggeneigraben und, Leser, wenn Du noch mehr Namen willst, siehst Du dort auch das Dörfchen Niegenug hervorgucken. Den ganzen Schauplatz des Lebens und Sterbens der seltsamen Magd Elsi übersiehst Du da. Aber auch Kellers Seldwylla erblickst Du und Meyers Mythikon. Dort ist ein Türmchen, hier ein Spizchen. Auch die Lage von Gotthelfs Geburtsort können wir leicht erraten: dort im Westen glänzen drei Seen, der große von Neuchatel, im französisch sprechenden Kanton, der lange zu Preußen gehörte; noch näher blinkt der Bielersee mit seiner schönbewaldeten Peters-Insel, wo einst Rousseau eine Zuflucht fand. Und zwischen den beiden Wasserpiegeln schimmert zur Seite der kleine Murtensee. Im freiburgischen Städtchen Murten, wo vor 450 Jahren Karl der Kühne von Burgund Mut und Schlacht verlor, kam am 4. Oktober 1797 — ein Halbjahr vor dem Franzosen-Einfall — Bizius aus altem Berner Geschlecht zur Welt. Soweit ihm diese Welt Heimat bedeutete, überblicken wir sie ganz von unserm Weissenstein. Wohl hat Gotthelf in Göttingen studiert; ausländisches Wissen hat er sich angeeignet, fremde Sitten nie. Unwillkürlich wandten wir uns nach Norden, die deutsche Hochschule der Brüder Grimm mit der Seele suchend; unsere Augen vermögen von naher Kuppe aus über fünf waldige Juraketten hinweg ein Stücklein Rhein zwischen Basel und Säckingen zu erkennen und weiter hinweg Schwarz- und Wasgenwald. Doch vergessen wir nicht das schöne, saubere Heimatstädtchen, dem unser Ausichtsberg gehört. An der Aare, tausend Meter unter uns, steht das schon von den Römern Solodurum genannte Solothurn mit seinen elf Kirchen, Klöstern und seinem Krummen Turm. Einer weit größeren Stadt wohl anstehen würde der weithin sichtbare St. Ursus-Dom mit Kuppel und Einzelturm. Manch altes Patrizierhaus ragt aus den Bäumen. Das Städtchen war während voller 250 Jahre, von 1522—1792, Sitz der Ambassadoren Frankreichs bei der Eidgenossenschaft. Französische Gelder und Sitten haben Spuren hinterlassen. Neben zahlreichen Gönnern des französischen Einflusses gab es auch so unabhängige Gestalten wie die Junker vom Staal. Der Entscheidungskampf im Krieg

der Eidgenossen gegen Kaiser Maximilian wurde 1499 auf solothurnischem Gebiet, bei Dorneck, geschlagen: er löste die Schweiz aus dem Reichsverband los. Solothurns Zeughaus ist eines der sehenswertesten. In jenem adeligen Hause, das dem Berner Konvertiten Karl Ludwig von Haller, dem Geschichtsschreiber der Reaktion und Restauration gehörte, wohnt heute der Bischof von Basel-Lugano. In jener andern Villa lebte und starb der Pole Kosciuszko.

All dies scheinbar Fernliegende gehört mit zu unserm Denken und Träumen, wenn wir hier von Jurahöhe aus auf einmal das ganze Land übersehen, in dem ein J. Gotthelf, G. Keller, A. F. Meyer, aber auch ein K. Spitteler, ein H. Leuthold die Wurzeln ihrer Kraft besaßen. R. Wagner hat versucht, den Einfluß des Klimas auf die Kunst zu untersuchen. Schon in den „Wibelungen“ sagte er: „Den ersten Eindruck empfängt der Mensch von der ihn umgebenden Natur“. Auch sagt er ja, eine Haupteigenschaft des wirklichen Kunstwerks bestehe darin, daß es nach Ort, Zeit und Umständen auf das Schärfste bestimmt sich kundgebe, daß es daher in seiner lebendigsten Wirkungsfähigkeit gar nicht zur Erscheinung kommen könne, außer eben an einem bestimmten Orte, zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen. Und man erinnere sich an das von R. Wagner fernerhin über das „absolute“, weder an Ort und Zeit gebundene Kunstwerk Geschriebene. Oder man denke an seine köstliche Schilderung des Schein-Monumentalen! So darf uns die Aussicht auf die Berge, Täler, Hügel und Ebenen der Schweiz wohl Andeutungen geben für Gegensätze und Gemeinsames in den Werken ihrer Söhne. Ein Blick vom Weißenstein schweift über ein, in starken natürlichen Grenzen abgeschlossenes Gebiet, eine von felsigen Knochen und Knorpeln eingeschlossene Herzkammer Europas. Aber von ihr aus fließen Ströme nach allen Himmelsrichtungen. Vor allem der Rhein, aber auch Rhone, Po, Inn und Elsch nähren hier ihren Jugendlauf. Und zwei große Schienenstränge kreuzen sich dort, ein paar Stunden entfernt, im solothurnischen Städtchen Olten: sie verbinden Deutschland mit Italien, Österreich mit Frankreich. Es wird uns nicht wundern, wenn in diesem fast ganz vor unsern Augen liegenden Land mit seinen 25 sehr selbständigen Kleinstaaten sowohl konservative Abgeschlossenheit, Treue und Eigenbrödelei, Kirchturmpolitik ihren Sitz haben so gut wie radikales Europäertum und Internationalismus. Raum (Geographie, Lage) und Zeit (Geschichte) erklären viele Erscheinungsformen. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, wie die Wolken, die da über uns wandern, aber eng im Raum zu unsern Füßen stoßen sich Rassen und Sprachen und Konfessionen. Das urchig reformierte Emmental mündet in die klosterreiche Bischofsstadt Solothurn; eine Wegstunde scheidet Dialekte und Temperamente, zwei weitere Stunden deutsch von französisch. Jura und Emmental sind rauh, aber an den ganz nahen Seen wächst ein feuriger Wein. Immer

wieder erhob sich Gotthelf und schöpfte Kraft und Vertrauen, wenn er von sonntäglicher Höhe aus das liebe Land betrachtete. Aber unten in den Gräben und Tälern wohnen Not und Kampf, Erliegen und Leidenschaft. Patrizierhaus und Pächterhütte haben ihre Plagen. Zu ihnen hinab müssen wir! Aber Gotthelf will Tannenduft und Himmelsblau hinunterbringen; er will und muß den Sorgenden und Sündigenden den Ausblick und Aufstieg lehren; er muß ihnen Höheres und Ewiges zeigen. Und Gotthelf steigt hinab und mischt sich unter die Leute und sucht sie auf im Wirtshaus, im Stall, bei der Arbeit; er spricht mit jedem, ermahnt und warnt und droht. Um tiefer und bestimmter zu wirken bedient er sich ihrer Sprache, ihrer Flüche; nichts beschönigt und zerzärtelt er. Wer nicht für seinen Gott ist, ist wider ihn. Und nur da und dort merken wir ihm an, wie viel Leuchtendes er von der Höhe hinabbringen und wie zart und schön er es mitteilen wollte. Noch heutigen Tags ist im Emmental jeder und jede auf Du und Du; einem Fremden gegenüber wird etwa zum „Ihr“ gegriffen. Das so oft gehörte Lied singt wahr: „Da git's nüt vo Komplimänte, allem seit me numme Du, sig's der Milchbueb mit der Bränte oder sig's des Ratsherrn Suh“ (. . . allen sagt man nur Du, sei es der Knabe mit dem Milchgefäß oder eines Ratsherrn Sohn). Nur um den Inhalt, nicht um die Form kümmert sich Gotthelf. Der Städter G. Keller bleibt länger auf den Bergen und behält sich auch im Tale bei seinen das „Sie“ kennenden Zürchern den eigenen Ton bei. Wenn die Kerle nichts Schöneres und Höheres in dessen Sprache hören wollen — er zwingt sie nicht dazu. Form und Inhalt bilden bei ihm eine Einheit. Und der Patrizier K. F. Meyer? Der bleibt oben auf dem Hügel. Wohl versteht und spricht auch er den Dialekt seines Volkes, aber er sucht es nur an Sonntagsvormittagen auf. Auch er liebt es und möchte es erheben, auch er ist tief religiös wie der Berner, aber er fühlt, daß sich Höchstes nicht jedem dichterisch mitteilen läßt. Die Form geht ihm über den Inhalt. Konrad Ferdinand Meyers Kunstverstand und Sorgfalt sind jenen Heinrich Meyers, des Goethesfreundes, vom andern Seeufer verwandter. Bizio erzählt seine Geschichte, falls das Manuskript verschwunden oder verlegt ist, ein zweites und drittes Mal unbekümmert um die erste Fassung, erhaben über Stilwechsel und gar Satzzeichen. Man vergleiche, wie Meyer solche Sorglosigkeit empfindet und eine stofflich ganz gleichgültige, scheinbare Nachlässigkeit — auf deren Entdeckung sich das Publikum noch gar etwas einbildet — leise ironisiert. Sein Dante hatte von Alstorre erzählt, der im Schatten einer Ceder entschlummert war. Die Zuhörer haben den Bericht unterbrochen, erst später kann der Erzähler fortfahren: „Endlich entdeckten die Beiden den entmönchten Mönch, welcher, wie gesagt, den Rücken an den Stamm einer Pinie lehnte — An den Stamm einer Ceder, Dante, verbesserte die aufmerksam gewordene Fürstin. — einer Ceder lehnte und sich die Fußspitzen sonnte . . .“

Der geniale Spitteler endlich verachtet die Täler und die dort hausenden blonden Bestien, erhaben steht er über Gut und Böse, er hat die Peitsche nicht vergessen und haßt die ihm Widerstrebenden. Neben ihm, dem Gott der Form, sind die Prosa-Epiker gar keine Dichter. Homer, Vergil, Ariost, Milton nur seien seinesgleichen.

Es ist Abend geworden und wir müssen unser Schauinsland unter der Tanne, zwischen Enzianen, Germern und Orchideen verlassen; zwei Stunden haben wir nach Solothurn zu gehen. Fern herauf ertönen Abendglocken — Eichendorff hätte tief gefühlt: „Und in der Einsamkeit frag' ich erschrocken: wo werd' ich sein im künft'gen Lenze?“ Und ich suche verhallende, vom Wind verwehte Glockentöne aufzufangen, die Dir, lesender Begleiter, tiefer als die Schlagworte Naturalismus, Realismus, Idealismus, Romantik sagen, welchen Anteil jene Gestalten an ihnen haben.

J. Gotthelf beginnt sein streitbares, rücksichtsloses Buch „Zeitgeist und Bernergeist“ unerwartet zart: „Zu Rüchliwyl war Sonntag. Wohl kein Wort hat in aller Herren Ländern in den Ohren des eigentlichen Volkes einen schönern Klang als das Wort Sonntag. Es ist, als höre man Glockengeläute, als sehe man die Sonne am blauen Himmel und friedlich und fröhlich alles auf Erden. Es wird Einem, als liege man auf sonnigen Matten oder an schattigem Waldestrand und in süßen Träumen sehe man durch den weiten Himmel ein weißes Wölklein ziehn, und dieses Wölklein sei die eigene Seele, die entbunden von des Leibes enger Hütte, droben in den unendlichen Räumen den Vater sucht, der verheißen hat, daß jedes Kind, welches ihn suche, ihn auch finden werde. Der schöne Klang weckt süße Gefühle der Ruhe bei den Müden, bringt das Wehen des Friedens über unruhige Seelen, ist der Ruf aus der Heimat Allen, welche das Sehnen nach Oben haben, welche das wahre Heimweh im Herzen tragen.“

Oder dürfen wir von Gotthelf noch eine andere Glockenstelle anführen? In „Dürsli, der Brantweinsäufer“ hören wir: „Da klangen wieder wunderschöne helle Glockentöne durch die heiter werdenden Lüfte den Wald herauf. Es drangen dumpf und schauerlich wie Stimmen aus einer andern Welt aus tieferem Hintergrunde mächtig erschütternde Klänge; sie verschwammen ineinander zu den wunderbaren Lauten, welche die Lust der Welt aus den Herzen treiben, in tiefe Andacht die Seelen versenken und Millionen Kniee beugen in wirklicher Demut vor dem Allerhöchsten. Es läutete aus dem Solothurnergebiet herauf, und zu dem Läuten von vielen Glocken klang in wunderbarer erschütternder Tiefe laut und vernehmlich die Glocke im Münster zu Solothurn.“

Gottfried Keller sagt im „Grünen Heinrich“: „Wenn ich an einem Pfingstmorgen auf einem Berge stehe in der kristallklaren Luft, so ist mir das Glockengeläute in der fernen Tiefe die allerschönste Musik, und ich

habe schon oft darüber spintisiert, durch welchen Gebrauch bei einer allfälligen Abschaffung des Kirchentumes das schöne Geläute wohl erhalten werden dürfte. Es wollte mir jedoch nichts einfallen, was nicht töricht und gemacht ausgesehen hätte, und ich fand zuletzt immer, daß der sehnstüchtige Reiz der Glockentöne gerade in dem jetzigen Zustande bestehe, wo sie fern aus der blauen Tiefe herüberklangen und mir sagten, daß dort das Volk in alten gläubigen Erinnerungen versammelt saß. In meiner Freiheit ehrte ich dann diese Erinnerungen, wie diejenigen der Kindheit, und eben dadurch, daß ich von ihnen geschieden war, wurden mir die Glocken, die so viele Jahrhunderte in dem alten schönen Lande klangen, wehmütig ergreifend. Ich empfand, daß man nichts „machen“ kann, und daß die Vergänglichkeit, der ewige Wandel alles Irdischen schon genugsam für poetisch sehnstüchtigen Reiz sorgen.“

Von K. F. Meyer lese man sein Gedicht von der sterbenden Frau eines Arztes, die in ihrer letzten Stunde sich an Alpen und Weiden, moosige Steine und Herdengetön erinnert und plötzlich gesund zu werden glaubt, da ihr auch jenes einsame, verlorene Geläut eines fernen Glöckleins, das die Herde sucht, einfällt: „Das Glöcklein! Wieder! Hörst du's? Gute Nacht . . .“ — Und im Gedicht „Ich würd' es hören“ meint Meyer, nichts würde ihn wecken, läge er unterm Firneschein auf hoher Alp begraben.

„Doch klänge sanfter Glockenchor,
Ich ließe mich wohl stören
Und lauscht' ein Weilchen gern empor,
Das Herdgeläut zu hören.“

Von Karl Spitteler's Glockenliedern sei „Glöckleins Klage“ erwähnt:

„Ein junges Glöcklein klagte
der Orgel einst sein Leid:
„Wie oft mit deinem Reichtum
erweckst du meinen Reid.
Kannst hundertfältig sagen,
was deine Seele spürt;
Und was du spürst, das fühlt man,
und was du fühlst, das rührt.
Ich, wenn vor Weh und Mitleid
mir schier das Herz zerspringt,
Ist's stets der gleiche Wohllaut,
den meine Zunge singt.
Nach einem echten Mißklang
ring ich aus tiefster Brust.
Wer leiht mir Kraft zum Schreien?
Es wär mir bittre Luft.“

Da hörst Du, Leser, wenn Du zu lauschen verstehst, einen bezeichnenden Klang, einen Eigenton der vier Dichter von der Gläubigkeit Gotthelfs bis zur Sehnsucht Spittlers nach einem echten Mißklang.

Wie gern würden wir den Dichtern nun weiter folgen! Jedes ihrer Werke betrachten und wieder genießen! Oder ihre Sprache beschauen von Gotthelfs Mundart über Kellers wie von selbst verständlich satte und reife bis zum Feilen Meyers und Spittlers. Unser an Wagners „Gefühlswegweisen“ geübtes Empfinden würde auch gern unzählige herrliche Einzelheiten auffuchen. Bei allen diesen Augenmenschen genannten, „nüchternen, wenig musikalischen“ Schweizern finden wir auch deutlich die viel zu wenig beachtete Technik der Leitmotive, der Eigentöne und Associative, wie wir sie in diesen Blättern 1917 anzudeuten versuchten. Sie tritt auch in dem herrlichen Drama „Opferpiel“ eines jüngsten Schweizer Dichters, Robert Faesi, wieder klar hervor.

Gern möchten wir auch den Leser, und uns, erfreuen mit Proben des echten Humors, der Gotthelfs und namentlich Kellers zweite Natur ist, aber selbst bei Meyer oft durchbricht („Schuß von der Kanzel“, „Plautus im Nonnenkloster“, „Die sanfte Klostersaufhebung“) und noch beim jungen Spittler wärmt, bevor er sich bei ihm zur Satire wandelt. So belehrend wie belustigend wäre auch der Vergleich des weit- und abscheißigen Humors eines Sterne, Jean Paul und Raabe mit dem saftgeschwellten Kellers, der unvergleichbar wäre, wenn nicht die allerbesten Werke von Dickens und Thackeray und eben doch auch Raabes an ihn erinnerten. Jeder Humorist ist ein enttäuschter Idealist. Nur ein solcher erkennt die Welt und den Jahrmarkt des Lebens tief und rein genug, um im Kleinsten wie im Höchsten die ewige Unstimmigkeit zwischen Ideal und Wirklichkeit, Wille und Vorstellung zu erkennen, zu beweinen, zu belächeln. „Lobet Gott mit großem Schalle“ singt feierlich die Gemeinde, als endlich der Schuß des Pfarrherrn knallt. Im Gemüt des wahren Humoristen werden wir immer einen Niederschlag von Trauer treffen, das Hoffmann'sche stygische Bächlein rinnt durch ihr Leben. Wären es Pessimisten? Doch still! Es ist bei bedeutendsten Bayreuthern Sitte geworden, dieses Wort anzuseinden, als ob es nur auf die humorlosen Welterschmerzler nach Art der Byron, Heine, Lenau, Leopardi paßte. Dürfen wir persönlich aber nicht dem „Ring“ und „Tristan“ Treue halten? Sie scheinen mir durch „Parsifal“ nicht aufgehoben. Schopenhauer gehört immer noch zu Wagner. Pessimisten wie Raabe und Gjellerup halten wir für echtste Wirker im Sinne Bayreuths. Den Krieg und die Niederlage dagegen schuldet Deutschland dem Gründungsoptimismus und dem übermaß blinden Selbstvertrauens. Deutsche Waffen und deutsche Kultur in allen Ehren, aber nur Unbesonnenheit konnte voraussetzen, ein ganzes Volk sei deren Träger. Die Massen der Völker sind sich in ihren guten und schlechten Eigenschaften und Instinkten sehr ähnlich; „deutsch“ im Bayreuther

Sinn ist immer nur eine dünne Schicht. Das Vergessen des „Rings“ und Wagners „Wollen wir hoffen?“ mit seiner Verurteilung des „sanguinischen Optimismus“ erschiene uns als eine verhängnisvolle Verfälschung des Lebenswerks R. Wagners. Wir kennen Kant unendlich viel weniger gut als etwa sein großer Deuter, Chamberlain; aber wir fürchteten schon 1913 Kants Wort, der Krieg sei darin schlimm, daß er mehr schlechte Menschen mache, als er deren wegnehme. Schopenhauers und Wotans Einsichten schließen Tatkraft und Lebensfreude nicht aus, ihre Mischung von Trauer und Trost erzeugt eben den Humor und auch die Empfängnisfähigkeit für Religion und hohe Kunst. Möge J. Gotthelf uns mit dem „optimistischen“ Bayreuth versöhnen durch seine Großmutter Käthi, wenn er meint: „Bei dem vielen Graben jedoch und dieweil man anfänglich alles verloren gab, hatte Käthi sich angewöhnt, jeden gefunden Erdapfel als einen gefundenen anzusehen, während man zuerst jeden kranken als einen verlorenen betrachtete. In Beziehung auf den Ertrag kam es wohl auf eins heraus, ob man es auf die erste oder zweite Weise ansah; doch in Beziehung auf die Gemütsstimmung lag zwischen den beiden Ansichten eine himmelweite Kluft.“ Gotthelf ließ acht Jahre nach dem Druck von „Uli der Knecht“ eine nicht minder meisterliche Fortsetzung „Uli der Pächter“ folgen. Ulis Heirat schien ihm nicht als Schluß zu genügen; für den Ehemann erst beginne nach dem Scherzspiel die Schlacht mit dem Leben: „Wehe dem, der mit dem ersten Siege allen Kampf zu Ende glaubt! Das Wahren des Sieges ist oft schwerer als desselben Erringen, wie ein rascher kühner Anlauf leichter ist, als ein fest und standhaft Ausharren.“ Dabei denken wir an die zu Unrecht stets „optimistisch“ genannten „Meistersinger“, die uns das Drama Sachsens erleben lassen, aber erst das Scherzspiel Walthers. Dem sanguinischen Optimismus drohen immer üble Streiche. Typischer für die Masse der Deutschen und weit einflußreicher als etwa Goethe und Kant war, um nur einen der nicht allzu übeln zu nennen — Karl May! Der Kraftmensch, Schmetterhand, Christ, Orgelspieler und Kunstschütze, der alle Feinde spielend besiegt und sie dann laufen läßt, auf daß sie sich bekehren. Wobei wir noch vergaßen, daß er auch Kenner aller orientalischen Sprachen ist und taucht wie eine Ente. May mit seinen Millionenauflagen ist zweifellos der harmlose Normal-Deutsche der Zeit zwischen 1871 und 1914.

Beschränken wir unsere Betrachtung von Schweizer Dichtern heut und hier auf ein belehrendes politisches Lied. Möge es dem Leser nicht „garstig“ erscheinen!

Politik war allen unsern Großen nur Mittel zum Zweck, ein Mittel, durch das sie Kultur, Freiheit, Sitte, geistiges und körperliches Wohlbefinden ihres Volkes zu fördern, ja zu erzwingen hofften. Gotthelf und Keller werden ins wildeste Parteigewühl gerissen. Man denkt an den sturm-

läutenden Richard Wagner, der neben umstürzlerischen Russen einem Kulturideal nachjagt und ihm schließlich unter dem Schutze eines Königs nahekommt. Der weite Weg von Feuerbach zu Schopenhauer, von Jubel zu Enttäuschung, von Enttäuschung zu Verbitterung und endlich zu abendlicher Resignation blieb nur dem aristokratischen, feinen, nie in unedle Gebärden verfallenden, nie sich ganz ausgebenden K. F. Meyer erspart. Seine beiden Volksgenossen aber stürzen sich ins volle Menschenleben, das leider, wo Ihr es auch packt, idealem Streben die Flügel stutzen wird. Sogar J. Gotthelf begrüßt zuerst die Revolution von 1830. Aber was er erhoffte, erfüllt sich nicht. Da empört er sich wie Wagner aus Liebe, nicht aus Haß. Rücksichtslos gegen eigenes Wohlergehen greift er Regierung, Gesellschaft, Beamte, Advokaten, Wirte an; er wird — so scheinbar widersprechend es klingt — zum vorwärtstreibenden Reaktionär, zum positiven Verneiner. In einem Brief an Burkhalter bekennt Gotthelf selbst: „Auch nicht Fleiß oder Ehrgeiz machten mich zum Schriftsteller, sondern die Welt. Sie drückte so lange auf mich, bis sie mir schließlich Bücher aus dem Kopf drückte, um sie ihr an den Kopf zu werfen.“ Da liegt ein großer Unterschied: die meisten schreiben ihre Bücher der Welt zu Gefallen, er aber, um sie ihr an den Kopf zu werfen. Gelegentlich schüttet er dabei wohl auch das Kind mit dem Bade aus. Am schärfsten spricht sich Gotthelf aus in seinem viel angegriffenen, 1852 bei Springer in Berlin (Welch' neues Paradoxon!) gedruckten und erst neulich wieder herausgegebenen Buch, dem er den programmatischen Titel gibt: „Zeitgeist und Berner-geist“. Er enthält eine Drohung und eine Verheißung. Jahrzehnte vor Gotthelf hatte eine ihm sehr ähnliche, ehrlich-starke Natur, der treue E. M. Arndt vom „Geist der Zeit“ geschrieben. Ob der Berner das Wort bewußt vom Sohn Rügens übernommen hat, wissen wir nicht. Aus gleichem Wissen und Fühlen heraus fanden die beiden Luther-Naturen das treffende Wort. Zeitgeist! Wo saß' ich diesen Proteus, diese Qualle, diesen Polyp? Im „Faust“ steht auch ein bekannter Satz vom Geist der Zeiten. Was Arndt und Gotthelf als „Zeitgeist“ an den Pranger stellen, ist leichter zu empfinden als in Worte zu fassen. Wir fühlen den Feind auf allen Gebieten. Wie Loge wandelt er sich und züngelt als Lohe und Lüge überall. Er hat den Nibelungen und Niedrigen Feuer gebracht, das nun nicht bloß wärmt und schöne Schmiedearbeiten ermöglicht, sondern auch brennt und verzehrt. Er ist nicht Prometheus, sondern Lucifer. Er hat Maschinen erfunden und alle Bedürfnisse ins Unendliche vermehrt. Er ist der Erbauer riesiger Fabriken, er industrialisiert die Landwirtschaft, treibt Sport, druckt dreimal täglich Zeitungen, schreibt neue Kleidung vor, hält Schule und Banken, entwertet die Persönlichkeit, vermännlicht die Frau, vergottet die Massen, egalisiert Dumm und Gescheit, Reich und Arm, Krank und Gesund. Er spricht von Freiheit und ist Despot.

Luther wie Abraham a Santa Clara schon wandten sich gegen Vorposten dieses Feindes. Besonders erstarkte er, als Verkörperung der Herrscher in Frankreich und England und all ihrer Nachahmer die zwei letzten revolutionären, durch Reaktionen unterbrochenen Jahrhunderte heraufführte. Heute erscheinen uns als „Zeitgeist“ die Unnatur, die Verlogenheit und das Phrasentum, die blinde, gierige, nie zufriedene Neuerungs- und Wechselfucht, die Verbildung, Mode und Sport, Journalismus, parteipolitisch und parlamentarisches Claquewesen, Gleichmacherei, Wunsch nach dem Chaos, Vorgeben von Freiheit bei politischer und finanzieller Versklavung, Schiebertum, Gründungsschwindel, Humanitätsduselei bei nacktestem Egoismus, Ersatz der Kunst durch das Kino. Solche Erscheinungsformen des Zeitgeistes hatte, wie uns dünkt, schon Rousseau im Auge, wenn er Rückkehr zur Natur verlangte, oder Voltaire, wenn er gegen Aberglauben und leichtem Optimismus stritt. Was schematisch zu „Revolution“ oder „Reaktion“ eingereiht wird, berührt uns hier nicht: im „Zeitgeist“ wird eines gegen das andere ausgespielt. Im Kampf gegen ihn stehen daher für uns Arndt und Gotthelf neben Görres und Pestalozzi; Balzac und Carlyle sind im Bund, Dickens und Ahland sehen ihn, Kleist starb am Zeitgeist, Grillparzer versteckt sich vor ihm, Immermann kennt ihn, Gobineau, Lagarde und Chamberlain warnen vor ihm, Tolstoi entflieht ihm. Ihn meinten Schiller und Beethoven, wenn sie ausriefen „was die Mode frech geteilt“. Zeitgeistlinge suchen ihr „frech“ durch „streng“ zu ersetzen und strichen den Satz am liebsten ganz. Gegen die Oper des Zeitgeistes kämpften Gluck, Weber, Wagner. „Zeitgeist“ ist das, was die Minderwertigen und Mischlinge seit Jahrtausenden immer wieder zu bringen versuchen. Es ist der Gegensatz zu jener goldenen Zeit, von der Goethe meint, sie sei zwar vorbei, allein die Guten brächten sie zurück. Nichts anderes wollte Gotthelf. Alles, was er predigt, schreibt, arbeitet, ist auf dieses Ziel gerichtet. Er sieht nur die ethischen Gegensätze. Aus ihnen leitet er Glück und Unglück ab. Begriffe wie Sozialismus, Republikanertum, Monarchie, Parteien sind für ihn leerer Rauch. Er greift nicht die „radikale Partei“ an, sondern die unter ihr sich bergenden wirklichen oder auch vermeintlichen Vertreter des unethischen Zeitgeistes. Greifen wir auf Geratewohl wenige Sätze heraus.

„Was so e Hansli sagt, ersinnet der Hansli nicht, es sind Floskeln, Phrasen des Zeitgeistes, mit denen man erst spielt, als wie mit Zählpfennigen; dann aber werden sie Samenkörner des Zeitgeistes, gehen auf, gestalten sich zu lebendigen Formeln, zu den Grundsätzen der Zeit, zu den Zaubersprüchen, mit welchen man den Teufel ruft; aus scheinbar leeren Redensarten solche Grundsätze und Zaubersprüche zu machen, ist des Teufels Bande tätig nach und nach. Mitten in Europa als Christ verfolgt zu werden, gehört zu den Wahrscheinlichkeiten des Tages.“ (In „Käthi“.)

„Hunderte springen, wenn sie nur irgendwie ein Geschäft erblicken, mit beiden Beinen hinein. Tausende gar mit dem Kopf voran, ohne sich zu kümmern, mögen die Beine nach oder nicht. Uli gehörte nicht zu dieser Rasse. Uli hatte eine der bedächtigen Berner Naturen und war nicht demoralisiert durch den Zeitgeist, d. h. durch den Schwindelgeist der Zeit.“ (In „Uli der Pächter“.)

Unermüdet weist der Pfarrer auf Christus und Gott hin: „Sein Geist sei ein ewiger Geist, den könnte der Menschen Gutmüthen, der zum Zeitgeiste geballt durch die Völker streiche, so wenig überwältigen als die flüchtigen Nebel, welche durch die Täler streifen, die Berge dort hinten in die Abgründe zu stürzen vermöchten.“ (In „Zeitgeist und Bernergeist“.)

Gotthefs ganzes 1846 vollendetes Buch „Jakobs, des Handwerksgeßellen Wanderungen durch die Schweiz“ ist eine köstliche, fast Zeile um Zeile auch heute und immer wieder „aktuelle“ Auseinandersetzung mit kommunistischen und sozialistischen Zeitideen. Er spottet über die Meinung, es könnte in der Welt alles gut eingerichtet werden und sagt, der liebe Gott habe nicht mit jedem Menschen ein himmlisches Kindermädchen geboren werden lassen und habe auch dem verlorenen Sohn keine Köchin nachgeschickt. „Denn dies ist eben die Ordnung Gottes, daß der Sünder durch Weh zum Wohl geführt wird, daß Züchtigungen wirken friedsame Früchte der Gerechtigkeit, daß, wer sich nicht bekehrt, untergeht. Gegen diese Ordnung Gottes hilft keine Anstalt, da setze man nur ab, und, wie auch die Sünder das Ding umkehren, den Sünder warm betten, den braven Mann durch Weh zur Sünde treiben möchten unter dem Schirmdache des sogenannten Zeitgeistes, es hilft ihnen all nichts. Freilich fallen ihnen alle zu, welche kein ewiges Leben glauben, und deren sind viele, denn solche können keinen Lebenszweck haben als Genuß. Wer aber ein ewiges Leben glaubt, weiß, daß man sich hier läutern, daß man kämpfen muß und seine Kräfte schärfen, um jenseits die Vollendung zu erlangen; die begreifen die Ordnung Gottes und beten die Weisheit an, welche sie geschaffen. Wie böse, faule Winde über die Erde streichen, Seuchen bringen unter Vieh und Menschen oder Pflanzen, Kartoffeln vergiften, so weht auch zu Zeiten ein fauler, sündiger Geist durch das Menschengeschlecht, Seelen vergiftend, Zeitgeist nennt man gegenwärtig diesen Wind, und selten wird auf Erden jezt ein Menschenkind gefunden werden, welches nicht kürzere oder längere Zeit an demselben krank gelegen hat.“ Aber, wie plötzlich frische Winde kommen, die faulen vertreiben, der Kartoffeltöster sein Ende finden wird, so verbläst sich auch der Zeitgeist, und der gesunde Gottesgeist wird wieder heilend und heiligend wehen über dem Menschengeschlechte.“

Viel machtvoller und nachdrücklicher als Carlisle fordert unser Bischof immer wieder das Beten und Arbeiten. Wie er sich schlagend mit all den Revolutionstheorien und Phrasen, mit der Begehrlichkeit und Unzufrieden-

heit, aber auch mit den wirklichen Freveln an der Menschheit „namentlich in Fabriklanden“ auseinandersetzt, muß jeder selbst in „Jakobs Wanderungen“ nachlesen. Wir empfehlen ihm z. B. das ganze 17. und 18. Kapitel. In seiner Art weist Gotthelf nach, wie einzig Gottes Gesetz Bestand habe, und wie der Mensch dagegen nicht ankämpfen könne. Versuche er es, so verbrenne er die Finger oder Flügel, wie schon die Alten es erfahren und in schönen Fabeln den Nachkommen überliefert haben. „Aber die lesen leider nichts Altes mehr, sondern nur nagelneue Zeitungen, welche am folgenden Tage bereits nicht mehr im Fortschritte sind, daher hinterwärts verbraucht werden. Aus einer Kuh kann der Mensch keinen Hirsch machen, aus einer Kröte keinen Adler, aus einem Rosenstrauch keinen Nußbaum, aus einem Vergißmeinnicht keine Eiche, so kann er aus sich selbst keinen Engel machen mit Flügeln und tugendreich und makellos. Ferner kann er auf einen Felsen nicht Pappeln pflanzen, die Lüneburgerheide nicht mit Hanf besäen, die Jungfrau im Berner Oberland nicht mit Dahlien bekränzen, in Sachsen nicht Datteln ziehen, aus einem Ludimagister keinen Küher machen, einen Roßjungen nicht in ein gelehrtes Haus umwandeln, eine Kaze nicht in eine Nachtigall. Nach Gottes alter Ordnung hat alles seine Natur“

Gotthelf wird Recht haben, auch wenn er sich in einem seiner massenhaften, volksrednerhaften Beispiele vergriffe und es fortgeschrittener Melioration und künstlicher Düngung vielleicht gelänge, auf einer Heide doch Hanf zu kultivieren.

„Der sogenannte Sozialismus ist nichts als ein schlecht Surrogat für Christus, und Surrogate entstehen nur, wenn das Wahre selten wird oder gar nicht zu haben ist. Ein Surrogat verdrängt das andere, keines hat Bestand. So würde der Sozialismus alsbald vom Kommunismus verschlungen, der Kommunismus von Despotismus, und dieses wechselnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht wieder zu dem, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, den Elenden nicht verstößt. Gar mancher begründet den Sozialismus mit dem Christentum und weiß nichts von Liebe, ist geneigt, Gott und Menschen zu hassen, ist Sozialist aus Neid und Haß . . . Es ist hier wie auf dem politischen Markte, es schreit gar mancher von Freiheit die Backen voll, kann nie genug Freiheit kriegen in allen Dingen, und läßt sich das Volk durch dies schöne Geschrei betören, gibt solchen die Gewalt in die Hände, so werden diese die größten Feinde jeglicher Freiheit, der äußeren wie der innern“

Solche Überzeugungen ruhen tief in Bihius, dem bedächtigen Berner, wie sie auch Goethe ureigentümlich waren; ein R. Wagner, ein Schiller, ein G. Keller mußten sich zu ihnen erst durchringen. Aber gerade ihr Kampf ist sehr belehrend, die musikalisch-dramatischen Naturen weisen schärfere Gegensätze auf. Welch' weiter Weg von Karl Moor und Verrina zu Tell und Demetrius! Wie anders können Gralsgesänge als jenes „Wer

sich nicht freut an unserer Luft . . ." im „Liebesverbot"! Statt der Revolution wollte nun Wagner Regeneration, der Deutsche erscheint ihm nicht revolutionär, sondern reformatorisch. Eine ganz ähnliche Wandlung erlebte G. Keller. Man halte neben seine Freischärler- und Jesuiten-Kampfstrophen seine politisch-erzieherischen Novellen, wie „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster", „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", das „Verlorene Lachen". Und dem großen Roman „Martin Salander" sollte noch ein „reaktionärer" — wir sagen lieber: ein von organisch gewachsener Erkenntnis eingegebener — letzter folgen, mit dem parteilosen Sohn Salanders als Held. Mit dem jungen Arnold Salander hätte sich auch J. Gottlieb sofort befreundet. Man vergleiche mit einem seiner oben erwähnten Sätze folgenden Ausspruch Salanders: „Über Naturgesetze hat die Republik nicht abzustimmen, die Vorsehung legt ihr den Plan über die dem Landwirt nützliche Witterung der Jahreszeiten so wenig zur Annahme oder Verwerfung vor als den Untertanen der Könige und diesen selbst, und der Weltverkehr kümmert sich nicht um die Staatsformen der Länder und Weltteile, die er durchbraust." Schon im „Grünen Heinrich" hieß es: „Ich sah, wie es in meiner geliebten Republik Menschen gab, die dieses Wort zu einer hohlen Phrase machten und damit umherzogen, wie die Dirnen, die zum Jahrmarkt gehen, etwa ein leeres Körbchen am Arme tragen. Andere betrachteten die Begriffe Republik, Freiheit und Vaterland als drei Ziegen, die sie unablässig melkten Andere wiederum, als Knechte ihrer eigenen Leidenschaften, witterten überall nichts als Knechtschaft und Verrat, gleich einem armen Hunde, dem man die Nase mit Quarkkäse verstrichen hat und der deshalb die ganze Welt für einen solchen hält"

Phrasen helfen so wenig, als wenn wir, nach Kellers Ausdruck, einem faulen Hering den Kopf abschlagen und sagen: Du sollst eine Forelle sein.

Eine andere Seite des Zeitgeistes berührte Keller 1871 nach dem berühmten Tonhallekrawall in Zürich. (Die Siegesfeier der Reichsdeutschen war durch internierte französische Offiziere und Pöbel gestört worden.) Er verteidigte damals die Deutschen und meinte: „Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Litteratur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärms selbst." Weltlärm, Zivilisation, Zeitgeist!

Ähnlich war Keller schon im Savoyerhandel 1860 der Zeitgeist-Pressen gegenübergetreten, die zur Begründung ihrer Interessenpolitik auf die Zivilisationsgeschenke unserer lateinischen Nachbarn hinaewiesen hatte: „So viel davon ist richtig, daß auch wir ein unsterbliches Geschlecht von Gassen haben, die nach Frankreich gassen und nicht klug werden, als bis sie eine tüchtige Kelle voll Elend in den offenen Mund bekommen haben. Wem Frankreich wirklich was geben kann, der nehme es mit Dank an. Uns kann

es nichts geben, sondern nur nehmen, und unsere Bundesverfassung, das erste brauchbare Originalgewächs seit dem Untergange der alten Eidgenossenschaft, ist das Erzeugnis unseres germanischen Saftes und Blutes, so gut wie die alten Briefe der großen Zeit." Man merke sich, so spricht nicht Gotthelf oder Arndt, sondern der als Radikaler und Erzdemokrat verschriene G. Keller. Er hat, wie Wagner gegenüber Meyerbeer, die Faust nicht im Sacke gemacht, sondern mit ausgestrecktem Zeigfinger auf Krebschäden des Zeitgeistes hingewiesen. Das falsche Litteratentum ist nie treffender an den Pranger gestellt worden als in den „Mißbrauchten Liebesbriefen". Und den stäts nach Wechsel Süchtigen sei sein Satz gewidmet: „Der Teufel sagte: ich muß mich verändern, nahm eine glühende Kohle unter den Schwanz und setzte sich auf ein Pulverfaß."

Fern steht auch K. F. Meyer dem Zeitgeist, als Persönlichkeit wie als Dichter, wenn auch ein Zeitereignis, der Krieg von 1870/71, ihn zum Dichter schuf und sein Chibellinentum reifen ließ. Mochte ein Bismarck ihm groß erscheinen, so wahrte er sich doch vor zeitgenössischen Phrasen: er verarbeitet geschichtliche Größe und mythisiert seine politischen Überzeugungen. Der große Diplomat der Zeit wandelt sich ihm zum mächtigen, vieldeutigen Jürg Jenatsch. „Die staatsrechtlichen Handlungen waren für ihn keine leeren Formeln mehr, keine bloße Übung seiner behenden Gedanken; er war davon durchdrungen, daß dabei Wohl und Wehe der Völker auf dem Spiele stehe, er hatte der Wirklichkeit ins drohende Antlitz geschaut."

Von Albrecht von Haller an standen in der Schweiz Kämpen des Bernergeistes auf: vor und nach dem gewaltigen Gotthelf streiten Pestalozzi, Keller, Meyer. Und der Helfer wären noch viele. So finden sich in den litterarisch kaum bekannten Büchern des bernischen Oberförsters Karl Kasthofer die treffendsten Bemerkungen gegen den Zeitgeist.

Auf eine Seite des Zeitgeistes sei noch hingewiesen, auf die falsche Bildung und ihren Hauptverbreiter, den Journalismus. Vor allem Gotthelf spricht sich mit wahrhaft schopenhauerischer Schärfe gegen die „Tagelöhner" aus. So redet er sie in „Kätli" an: „Die Trompeter der Wissenschaft, die Hausierer der Kultur, welche dieselbe en détail vertragen und verschachern bis in die unterste Klasse der Kulturmenschen, die Zeitungsschreiber, ermangelten nicht, was die Gelehrten entdeckten, so kräftig auszuposaunen, daß Jerichos Mauern eingefallen wären, wenn sie nicht glücklicherweise schon eingefallen gewesen wären." Wer von uns hört da nicht Wagners Ausdruck von den auf dem Baum der Erkenntnis herumkletternden Affen! „Leute, welche wenig mehr als ihre uralten Hausbücher lesen, sind gründlich viel gescheuter, wirklich gebildeter, als die, welche nichts lesen als alle Tage frische Zeitungen." Goethe meinte: „Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wieviel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt." Der Zeitgeist hat es allerdings

dahin gebracht, daß die Tagespresse zu einem notwendigen Übel geworden ist, wie Börse, Wechselkurse, Autos. Die Presse entscheidet heute über Krieg und Frieden, Sieg und Niederlage. Sie gibt auch der Kunst die ihr genehme Richtung. Sie ist der ins Teuflische ausgewachsene Beckmesser der Neuzeit. Mephisto hat sie mit dem Papiergeld zugleich erfunden.

Gottlieb meint, er schätze zwar das Wissen, möge aber sein überschätzen nicht leiden. „Das Wissen allein hat noch keine Nation groß gemacht, wohl aber dessen überschätzen sie verdorben und in Knechtschaft gebracht!“ Horch auf, deutscher Schulmeister! In seinem Kampfbuch vom Zeitgeist geht Böhmer dieser Frage zu Leibe: „Es gibt wohl wenig Worte, welche so lächerlich angewandt, so seltsam begriffen werden als das Wort: Bildung. Es ist zwischen Bildung und Bildung ein viel größerer Unterschied als zwischen Flittergold, Goldschaum und echtem massivem Golde, als zwischen einer Trödelbutik und einem Warenlager von soliden neuen Stoffen. Unter Bildung versteht man allgemein Manieren und Wissen, welche nicht unmittelbar durch den Stand, welchem man angehört, notwendig gemacht werden, nicht durch das Handwerk oder den Beruf, welchem man angehört, bedingt sind, sondern über diese Schranken hinausreichen. Daß nun das wunderbarste Zeug unter dem Namen Bildung passieren will und daß der Eine mit Respekt von einer Bildung redet, über welche sich ein Anderer den Buckel voll lacht, begreift man. Am widerlichsten ist die Bildung, worin lauter Negation oder Gottlosigkeit, einige Witze und einige Stücke aufgeschnappten Wissens schwimmen, eine Wassersuppe mit einigen dünnen Scheibchen Brot, *rari nantes in gurgite vasto*. Ehedem war diese Bildung ein Vorrecht der Mänteltrier oder *commis voyageurs*, jetzt machen sie ihnen viele Schulmeister und einige Leutenants streitig. Eine andere ist die, wo man Zuckermäulchen macht und dummes Zeug liest und dummes Zeug schwätzt, hinten und vornen nichts weiß, am allerwenigsten etwas von dem, was man in den Schranken seiner Lebensweise kennen sollte. Diese Bildung ist vorzüglich weiblicher Art, erstreckt sich von den obersten bis in die untersten gesellschaftlichen Schichten, wird aber am stärksten von denen geritten, die noch etwas mehr scheinen möchten als sie sich selbst dünken. Die Weisheit, die von innen heraustritt, an vernünftigen Gedanken schafft und sie weicht mit höhern Gefühlen, ist aus der Mode gekommen. Wer andächtig hinauf in die Sterne schaut, mit Ehrfurcht erhabene Namen nennt, in Demut sich beugt vor dem Allerhöchsten, den begreift man nicht, darum lacht man ihn aus. Mit offenem Maule hört man Einem zu, der den Durchmesser der Erde angeben kann und das Gewicht der Sonne, der sagen kann, wie schnell die Erde läuft und wie die Berge im Mond heißen und was ein Demokrat sei, und wie, wem das Leben gegeben worden, das Recht habe zu fordern, daß man es ihm auch erhalte und wo möglich mit großen Pasteten und wenn das nicht möglich, so doch mit kleinen. Das ist Bildung, so wird sie verstanden vor-

nehmlich praktisch, und wie glücklich ein Mensch im Bewußtsein des Besizes solcher Bildung ist, noch glücklicher als ein Büblein in den ersten Hosen, kann man alle Tage auf der Landstraße sehen."

Wem solche Überzeugungen übertrieben scheinen, der hat wenig gesehen. Der hat nie einen Dorfschullehrer von Darwin und Haeckel und der Entstehung der Arten reden hören, der hat auch nie erlebt, wie Damen, die den „Fliegenden Holländer“ nie besucht haben und ihn auch gar nicht verstehen würden, über den „Parsifal“ philosophierten, solange die Presse sie auf diese Novität aufmerksam machte. Denke ich daran zurück, so faßt mich ein Ekel und ich finde den Volkswitz nicht mehr unpassend, der zwei Dämchen folgendes Gespräch führen läßt: Ruth: „So, Du warst im Welschland? Was hast Du denn da gelernt?“ Auguste: „Wie fragst Du dumm? Was ich gelernt habe? Bildung, Du Chalb!“

Bizius wie Arndt wissen allzu gut, wo ein Hauptübel sitzt. Seht die Allzuvielen, die Sportplätze, Kinos, Spiel- und Ballsäle besuchen und damit der Zeit und der Zivilisation genügen. Hiefür findet sich immer Muße; für Vertiefung in eine Dichtung bleibt nie Zeit. Tiefsinnige Werke sollten litterarischen Analphabeten ihre letzten Schönheiten nach zerstreutem einmaligem Lesen längst erschlossen haben. Wenn sie wenigstens in Vesperbrotsstückchen feuilletonweise erschienen! Man erfreue sich an den Worten, die R. Wagner (in „Über das Dichten und Komponieren“) seinem Freund Gottfried Keller widmet, der über dem wirklichen Dichten nicht auf die Zeitungen und die Veröffentlichungs-Geburtswehen seiner Arbeiten geachtet habe und dessen Verlagskarriere daher in den Augen geschäftskundiger Autoren ein Mißerfolg sei und ein Beweis dafür, daß Keller wohl nicht auf der Höhe der Zeit angekommen sei. — Statt Kunst werden heute Künsteleien gesucht. Bauchreden gilt als Rhetorik. Die Kunst soll natürlich und die Natur künstlich sein; einem Sonnenuntergang im Freien werden die Campions eines Nacht-Cafés entschieden vorgezogen; die künstliche Nachtigall hat die natürliche ersetzt. Pfui, es gibt noch natürliche Rosen! Kleinkunst herrscht — ein Widerspruch in sich selbst! Ebenso gut ließe sich sagen der Kleingott oder der Fastmoralische oder der Halbchrift. Der zeitgeistige und nachkantische Mensch hat verlernt, zu den Gestirnen aufzublicken, verehrt höchstens noch die Sterne eines Variété. Stadt- und Landesbehörden beehren Fußballspiele mit feierlichem Besuch; im „Ring“ würden sie nie vermißt. Alles strebt nach „Rekorden“, wobei ein geistig Zurückgebliebener wie ich etwa an das Geschichtchen des alten Joh. Peter Hebel denkt, darin ein Reisender sich erkundigt, wann er mit der Post zu zwei Pferden die nächste Stadt erreiche? Man sagt ihm, in zwei Stunden; nehme er aber vier Pferde, schon in anderthalb Stunden und bei sechs Pferden gar in einer Stunde. Der Wanderer schlägt dann vor, acht Pferde zu nehmen: er brauche dann jedenfalls gar nicht wegzufahren. So warte ich krampfhaft darauf, daß ähnliche Höchst-

leistungen der Menschheit nächstens das Gehen an Ort gestatten werden. Wieder erleben wir eine Zeit, in der es schwer ist, keine Satire zu schreiben. Große Kunst, soweit sie sich hinübergerettet hat, ist gut genug für Potpourris. Wagner wird „neu inszeniert“ und daher „Tannhäuser“ ohne sichtbare Wartburg, das „Rheingold“ ohne Walhall und die „Walküre“ ohne Hundings Esche gespielt. Unter einem sonst sehr talentierten Kapellmeister wird der „Ring“ auf zwei Abende zusammengezogen, was neuartige Effekte ermöglicht: so schwingen kaum zehn Minuten nach Siegfried und Brünnhildens Jubelgesang von jauchzender Liebe die Nornen ihr Seil. Für die Liebe des Paares bleibt da wenig Zeit, was aber wenigstens das Gute hat, gewisse Theorien Moritz Wirths überflüssig zu machen. — Statt Glauben findet sich Aberglauben, statt Gewissen Scheinwissen; die Menschen konjugieren — nach einem Satz Fr. Liszt's — nur das Haben, selten das Sein. Apulejus würde heute statt seines goldenen einen blechernen Esel schildern müssen. Auch jene Worte aus der klassischen Walpurgisnacht gelten, wonach es wieder einmal vertrackt und absurd ist im Süden und Norden, Volk und Poeten abgeschmackt. Kein Wunder, daß sich der Zeitgeist selbst in seinem Modewort vom untergehenden Abendland spiegelt. H. v. Kleist hat in ähnlicher Zeit sein Gebet des Zoroaster in den Ruinen von Palmyra finden lassen, worin er ausruft: „Durchdringe mich ganz, vom Scheitel zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darnieder liegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleißnereien, von denen es die Folge ist.“ Und R. Wagner rief mit Carlyle nach jenen, die ihr Herzblut hingäben, um die Zeiten der Anarchie abkürzen zu helfen. Wagners und Kleists Stimmen verhallen, wenn nicht ungehört, so doch fast wirkungslos. Denn der Zeitgeist und seine Presse sind mächtig: sie fangen den Verzweiflungsschrei auf, sie ersticken ihn oder leiten ihn in ihre Schlünde, aus denen höchstens noch ein unvernehmbares oder entstelltes Säuseln dem Rufer widerhallt. Kann man, sich darüber wundern, in einer Zeit, da Kleists Prosaschriften nur als Futter für philologische Dissertationen interessieren? Oder in der geschickten Machern, Talenten ohne Charakter, die Schilderung Wagners und seiner Werke überlassen wird? Die hinterücks auf seine Weise die ausschlaggebende Gesinnung — kappen? Denen es ein Kinderspiel ist, etwa Brahms mit genau der selben Liebe und Wärme zu schildern wie Wagner? — Hauptziel solcher Alleskönner und ihrer Presse ist es, nichts ganz Großes unbesleckt zu lassen; die Ehrfurcht muß vernichtet, die Gesinnung, eine Sache um ihrer selbst willen zu treiben (was R. Wagner bekanntlich als „deutsch“ bezeichnete), muß zerstört werden. Perverbes und Unnatürliches wird in den Vordergrund gerückt, dem Großen Gestrigen wird heulend das ewig Heutige untergeschoben, nur weil es neu ist. Ein paar Journalisten beherrschen die sogenannte öffentliche Meinung, andere Litteraten gewinnen sie durch günstige Kritik und durch Öffnen ihrer gut bezahlten

Zeitungsspalten. Aus Sorge trägt dann auch mancher große Dichter, geheim knirschend und mit der Faust im Sack, die Fesseln dieser journalistischen Wallstreet. Im Zeitgeist liegt es, daß der Kritiker größer scheint als der schaffende Künstler, der Rezensent bedeutender als der Dichter, der Dramaturg weit wichtiger als der Dramatiker. Und gar Kinospiele und Ausstattungssregisseure genießen gottähnliche Verehrung, dem alttestamentarischen Jehova auch darin ähnlich, daß sie aus Nichts dem Publikum eine Welt zu schaffen wissen. Dafür wird dann aber überall dort, wo ein Dichter seinem Stilgesetz zufolge Ausstattung verlangen mußte, keine solche mehr gegeben. Der „Freischütz“ wird ohne Samiel und Wolfszucht aufgeführt! Es gibt kein einfacheres, billigeres, unter nobeln Phrasen feiner verborgenes Mittel, Weber und Wagner dem Publikum gänzlich zu entfremden.

Bevor wir den Zeitgeist verlassen, sei eine Einschubung erlaubt. Der Feuilletonredakteur einer großen Züricher Zeitung, der gern als dritter Eduard in Wagners Geschichte berühmt wäre, hat für Siegfried Wagners Persönlichkeit nur ein spöttisches Lächeln übrig. Seine hohnvoll-herablassende Berichterstattung über einen Vortrag Herrn Wagners strofte von Unrichtigkeiten. Eine höflich nachgesuchte Berichtigung wurde in schnödesten Form abgelehnt, unter Vermehrung der falschen Angaben. Hanslick 2. sucht Bayreuth herabzusetzen, wo nur möglich. Der journalistische Beckmesser hat seinerzeit natürlich für die sog. Freigabe „Parsifals“ und seine erste außerbayreuthische Aufführung in Zürich gewirkt. Meine damaligen Entgegnungen wurden mit blasphemem Hohn überschüttet und gegen mich ein absoluter Nur-Musiker ins Feld geführt. „Schweig mir von Rom!“ war das Schlußwort dieser Herren. Es verstand sich von selbst, daß „Parsifal“ „allen zugänglich gemacht“ werden sollte: die demokratischen Ideale verlangten die Aufführung. (Die Eintrittspreise sind allerdings verhältnismäßig weit höher als selbst in Bayreuth!) Seit dem Krieg ist natürlich die Einstellung dem toten Löwen gegenüber noch weit gereizter. In der deutschen, ja, der deutschen Dichtung herrschen jetzt ausschließlich Hofmannsthal, Wassermann, Thomas Mann, Kerr, Werfel, Barbusse, Anker-Larsen — Goethe wäre stolz, ihnen die Schuhriemen zu lösen. Seitdem der journalistische Herr Doktor überdies an einer „Ehrung“ der schweizerischen Schriftsteller in Paris als einer der wenigen eingeladenen Deutschschweizer teilnehmen durfte, ist er dem Zeitgeist ganz verfallen. Seither ärgert er sich, wenn irgendwie Gotthelfs, Kellers und Meyers Germanentum angetönt wird; selbst der ausgezeichnete neue Schilderer Meyers, Professor Maync, erhält eine Rüge, da er so „abgedroschene“ Dinge wie Meyers Entscheidung zum Ghibellinentum wieder bringe. Je nach dem zeitgeistigen Lüftchen lobt und tadelt unser berühmter Journalist; man kann nie vorauswissen, ob er morgen Gotthelf oder Meyer nicht verspotten oder aber vielleicht gerührt loben wird. Einen Realisten wird er Euch — wenn erwünscht — ebenso

glänzend schildern wie einen Idealisten; er kann national ebenso vortrefflich reden wie international. Einen Satz aus den „Meistersingern“ kennt er auswendig und bei einem Wort Else Lasker-Schülers geht ihm das Herz auf. Welch' weites Herz!

Wo steht Spitteler in diesem Weltenkampf zwischen Berner- und Zeitgeist? Im Grunde verlacht er die Frage, denn er weiß, daß sich Freund und Feind fällen und daß die Götterdämmerung im Laufe der Ewigkeiten wiederkehrt. Wo ist Wahrheit? Wo das Unrecht? Als Germane sucht Spitteler es bei seiner eigenen Rasse. Sogar für das Kino findet er eine Ehrenrettung, weil er es vorher nur vom Hörensichmpfen gekannt habe. So erfährt der Übermensch die Tragik, daß der Zeitgeist ihn frohlockend zu den Seinen zählt und daß er der Halbgott jener wurde, denen seine Dichtung unzugänglich bleibt. So wird der Unzeitgemäße zeitgemäß, der Übermenschliche allzumenschlich.

Mögen obige Andeutungen den Leser anregen, sich nun auch selbst mit dem Proteus auseinanderzusetzen, der einem Gotthelf, Keller, Meyer, einem Arndt, Wagner, Raabe als zu bekämpfender Zeitgeist erschien. Die Werke und die Persönlichkeiten dieser treuen, guten Männer geben uns dann auch das Positive, den Bernergeist. Wir mußten uns darauf beschränken, sein Widerspiel zu zeigen. Wer jemals jenen Dichtern mit der Seele, nicht nur mit dem Ohr, zuzuhören verstand, wird erkennen, daß unserer Zeit vor allem Treue mangelt. Treue seinem Volk, seinem Land, seiner Sprache, seinem Glauben, Ehrfurcht vor Großem, Begeisterungsfähigkeit für Edles. Bernergeist wird seine Jugendideale nicht ironisieren, selbst wenn er sie als Illusionen erkennen sollte. Er wird eine Aufgabe um ihrer selbst willen zu treiben gewillt sein, ohne Rücksicht auf den Nutzen. Er wird Echtes und Wahres über die äußere Form stellen und wird sich durch Schlagworte und Phrasen nicht blenden lassen. Er will lieber arbeiten als schieben, lieber sein als scheinen. Weder Gold noch Maschine wird er anbeten. Er lacht über ewigen Fortschritt auf der als rund erkannten Erde. Er liebt die Natur und ehrt die Kunst, haßt das Unnatürliche und verachtet das Artistische. Er schätzt das Theater als moralische Anstalt und scheut das Theatralische. Effekt macht dem „Berner“ keinen Effekt: jede Wirkung prüft er auf ihre Ursache. Die Tagespresse ist ihm ein notwendiges Übel. Moden sind ihm gleichgültig. Er strebt nach Kultur, nicht nach Zivilisation. Religion hat ihm nichts mit äußerlichen Gebärden zu tun, er erwartet von ihr Durchseelung des Werktags. Neues macht ihm Eindruck, wenn es groß und rein ist, obgleich es neu ist, nicht weil es neu ist. Sein Herz zieht ihn zu Land- und Waldwirtschaft, nicht zur Industrie. Bernergeist ist wahrhaft und nüchtern und wahrhaftig. Er hat Mannszucht. Er ist menschenfreundlich und mitleidig, ohne in allen Rassen und Menschen Brüder zu sehen. In Marken und Grenzprovinzen wird dieser Geist sich häufiger finden als in Großstädten.

Leider gibt es allzu viele Übergänge zwischen Berner- und Zeitgeist. Wenige von uns heutigen problematischen Naturen sind — auch wenn wir „Berner“ sein wollen — nicht mindestens mit einem Tropfen zeitgeistigen Öls gesalbt. Wer gegen Hammelherden ins Feld zieht, erscheint leicht als ein Herr Quirote. Namentlich Deutsche schweben immer in Gefahr, dem Zeitgeist entweder als Ritter von der traurigen Gestalt vorzukommen, oder aber ihm als Sancho Pansas zu fröhnen. Eine sehr mäßige „Dosis“ Bernergeist kann hingegen einen Franzosen als harmonischen Menschen erscheinen lassen.

Die dem Bernergeist entsprechendsten Dichter sind weder Romantiker noch Naturalisten, sondern vielmehr Real-Idealisten in jenem Sinne, den L. Schemann in seinem großen Gobineau-Buch anwendet. J. Gotthelf wird die Natur genau beschreiben, aber auch den Sprung ins Historische, Mythische, Traumhafte wagen. Keller träumt und fabuliert nach Herzenslust, ohne jemals die natürliche Wahrheit zu verlassen. Bernergeist wünschte sich wohl einen idealistischen Zola und einen realistischen Eichendorff. Gotthelf und Keller der französischen Dichtung dürfte H. de Balzac sein, der englischen Frau G. Elliot. Ein Bayreuther, der Bernergesinnung mit Zeitgeistbildung in sich vereinigt, ist Michael Georg Conrad.

Wie gern möchten wir den Leser tiefer zu unsern Schweizer Dichtern führen! Diese Blätter fänden unendlich viel ihnen Vertrautes. So würden wir etwa sehen, wie Keller R. Wagners Festspielgedanken vordenkt und in der Schillerfeier am Mythenstein ein Werk wie die „Meistersinger“ sehnend vorausahnt. Oder wir würden die mythenbildende Kraft Gotthelfs in der „Schwarzen Spinne“, im „Druiden“ bewundern und durch die kurze Geschichte von Elsi, der seltsamen Magd tristitanisch erschüttelt werden.

Männer suchen bei ihren Dichtern gern Frauengestalten, wie die bittere Erde sie nicht hegt. Wenn früher, zu Großmutterzeiten, lieblich-starke Mädchenbilder vor allem der angelsächsischen Poesie vorbehalten schienen, so blühen sie nun herrlich auch in schweizerischen Gärten. Welcher Kranz von Breneli und Meneli bis zu den Amaschpand!

Doch nicht schildern dürfen wir, nur anregen mußten wir. Möge uns dies gelungen sein! —

Kilchberg bei Zürich,

in der „Ring“-Woche vom 13.—18. August 1926.

Karl Alf. Meyer.

Die benediktinische Sendung in der Gegenwart.

Ein Beitrag zur Frage der religiösen Erneuerung.

Von Gerichtsassessor Dr. Bohnacker, Balingen in Württemberg.

„Aller echte Antrieb und alle vollständig ermöglichende Kraft zur Ausführung der großen Regeneration kann nur aus dem tiefen Boden einer wahrhaften Religion erwachsen.“

R. Wagner.

Mit dem tiefdringenden Blick des Dichtersehers hat R. Wagner in seiner Schrift „Religion und Kunst“ das erhabenste Geheimnis des christlichen Glaubens in seinem heiligsten Symbol erfasst, wenn er schreibt:

„Unter den Armsten und von der Welt Abgelegensten erschien der Heiland, den Weg der Erlösung nicht mehr durch Lehren, sondern durch das Beispiel zu weisen: sein eigenes Blut und Fleisch gab er als letztes höchstes Sühnungsoffer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch dahin, und reichte dafür seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle: — „solches allein genießet zu meinem Angedenken“. Dieses das einzige Heilamt des christlichen Glaubens: mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlösers ausgeübt. Wie mit angstvoller Gewissensqual verfolgt diese Lehre die christliche Kirche, ohne daß diese sie je in ihrer Reinheit zur Befolgung bringen könnte, trotzdem sie, sehr ernstlich erwogen, den allgemein faßlichsten Kern des Christentums bilden sollte. Sie wurde zu einer symbolischen Aktion, vom Priester ausgeübt, umgewandelt, während ihr eigentlicher Sinn sich nur in den zeitweilig verordneten Fasten ausspricht, ihre strenge Befolgung aber nur gewissen religiösen Orden, mehr im Sinne einer Demut fördernden Entsagung, als dem eines leiblichen wie geistigen Heilmittels, auferlegt blieb.“

Der hier ausgesprochenen Idee hat Wagner im „Parsifal“ unvergängliche künstlerische Gestalt verliehen. Von dieser hat L. v. Schroeder festgestellt, sie sei die gewaltigste Synthese zwischen dem altärischen kultlichen Drama und dem christlichen Mysterium. Schon Wagner habe intuitiv erkannt, „daß Hört und himmlisches Gefäß, Hört und Gral im letzten Grunde nur Eines sind, ein hehres himmlisches Gut aller Güter“. Es spendet seinen machtvollsten Segen im allerheiligsten Sakrament des Christentums, wie die Knaben- und Jünglingsstimmen im ersten Aufzug des „Parsifal“ verkünden:

„Wein und Brot des letzten Mahles
 Wandelt' einst der Herr des Grales,
 Durch des Mitleids Liebesmacht
 In das Blut, das er vergoß,
 In den Leib, den dar er bracht'.
 Blut und Leib der heil'gen Gabe
 Wandelt heut zu eurer Labe
 Sel'ger Tröstung Liebesgeist
 In den Wein, der nun euch floß,
 In das Brot, das heut euch speißt.“

Zu den von Wagner in der oben angegebenen Stelle genannten Orden, die sich die Pflege des heiligen Liebesmahles in der Liturgie und die Erfüllung der Gralspflichten in einer „Berufsgenossenschaft des göttlichen Dienstes“ (schola dominici servitii) zum Lebensinhalt gemacht haben, gehört in erster Linie der älteste abendländische Orden, der Orden des hl. Benedikt. So hat Wagner in den erwähnten Worten und mit der Gralszene im „Parsifal“ nichts anderes als das heiligste Ideal des benediktinischen Mönchtums umschrieben. Wenn er allerdings meint, jenen religiösen Orden wäre der Dienst des Heilamtes „mehr im Sinne einer Demut fördernden Entfagung“ auferlegt, so lehrt die Entwicklung, welche der benediktinische Orden seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts genommen hat, daß diese Einschränkung heute nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Die Demut, die dieser „Herrendienst“ (servitium dominicum), wie er heute etwa in den Klöstern der beuronischen Kongregation der Benediktiner mit ihren berühmten Abteien Beuron und Maria-Laach ausgeübt wird, erfordert, ist nicht nur jene „Demut als Verzicht: nämlich die Hingabe der eigenen Selbstständigkeit und Selbstherrlichkeit“. Sie erfordert weit mehr „Demut als Leistung: nämlich die Annahme eines dargebotenen, über die kleinen Kreise des eigenen Daseins weit hinausgehenden geistlichen Lebensinhaltes“ (Guardini). Dieses mönchische Wirken bedeutet Loslösung der Menschenherzen aus ihrem Verstricktsein in die Vergänglichkeit der diesseitigen Welt mit ihren tausendfachen Reizen und ihrem rastlosen Getriebe, mit ihrer Bindung in Zeit und Raum in der Erkenntnis, wie sie Wagner erfaßt hat: „Die tiefste Grundlage jeder wahren Religion sehen wir in der Hinfälligkeit der Welt und der hieraus entnommenen Anweisung zur Befreiung von derselben ausgesprochen.“ In die Sphäre des Heiligen und Ewigen, wo sich die göttliche Gnade in die Seele senkt und der Friede der Erlösung herrscht, sollen sich die Herzen erheben, damit nach St. Paulus Gebot unser Wandel im Himmel sei. Solches Streben ist ferne von orientalischer Weltflucht und bedeutet kein Vergessen weltlicher Pflichten. Es ist vielmehr auf Gestaltung eines Lebensstiles gerichtet, der nicht wie unsere neuzeitliche demokratische Kultur den Menschen als Maßstab und Mittelpunkt aller Dinge

nimmt und die Selbstherrlichkeit des isolierten modernen Individuums zum Prinzipie hat. Die Lebenshaltung und Urform solchen Menschentums kreist vielmehr um den Pol des göttlichen Lichtes. Das Heilige ist ihm der letzte und oberste bestimmende Wert und Gott der Mittelpunkt der Dinge. Von der Weihe seines Segens muß das ganze Tageswerk durchdrungen sein, „damit in allem Gott verherrlicht werde“ (ut in omnibus glorificatur Deus). Dieses Menschentum im benediktinischen Geiste oder liturgischen Lebensstil erkennt lebendige Gemeinschaften über sich an und als deren vollendetste und höchste die „Gemeinschaft der Heiligen“. Ein Abbild der *communio Sanctorum* zu sein ist wohl das innerste Ideal einer Benediktinerabtei. So sagt Abt Euthbert Butler, es sei St. Benedikts Gedanke gewesen, eine zu gemeinsamem Leben bis zum Tode verbundene, der Regel unterstellte Mönchsgemeinschaft zu bilden, die in dem Kloster ihres Gelübdes als eine religiöse Familie nicht etwa ein Leben harter Entsagung führe sondern ein solches, das dem Gottesdienst gewidmet ist. Dieser bestehe in dem gemeinschaftlichen Akt der feierlichen Begehung der Liturgie und in der Zucht eines Lebens vorgeschriebener täglicher Handarbeit und religiöser Betrachtung in Übereinstimmung mit der Regel und im Gehorsam gegen den Abt. Die Aufgabenfülle führte dann in der geschichtlichen Entwicklung zu der Trennung der Klostergemeinschaft in die „Priestermönche“ und die „Laienbrüder“. Den ersteren obliegt vornehmlich die Pflege des feierlichen Gotteslobes im Chore, dem nichts vorgezogen werden soll — „*nihil operi Dei praeponatur*“. Die Betreuung jenes einzigen christlichen Heilsamtes, von dem R. Wagner gesprochen hat, ist also das hauptsächlichste benediktinische Gotteswerk. Dieser Weg zu Gott ist anderer Art als der, den die Menschheit — bis zu einem hohen Grade auch die katholische — seit dem Ende des Mittelalters verfolgte. Dieses Gottsuchen ist nicht jenes krampfhaftes Ringen und Kämpfen des einzelnen Gewissens auf dem ihm von der Vorsehung bestimmten besonderen Gange zu Gott, sondern die Verbindung der Einzelseele mit Gott wird durch die Teilnahme am liturgischen Mysterium, namentlich der Messe, an der Darstellung der Erlösertat Christi im heiligen Drama nach seinem Gebote hergestellt. Das Mitfeiern der heiligen Handlung ist schon lebendige Religion. Die gottgeschenkte religiöse Schau in der Messe, dem sakramentalen Symbol und Urbild der Glaubensgeheimnisse, ist der Hauptgegenstand benediktinischer Gottesverehrung und ihr Hauptmittel der Heiligung des persönlichen Lebens. Diese liturgische Glaubensgestaltung bewahrte der benediktinische Orden aus den Zeiten des Urchristentums, bildete sie fort durch die bedeutsamen Reformen der Abtei Cluny im Mittelalter und durch die Erneuerungswerke großer benediktinischer Ordensmänner seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Wirkungen dieses Frömmigkeitstypus erhellen aus den geistigen Ausstrahlungen, welche Kulturstätten wie die großen benedik-

tinischen Abteien ausüben. Sind sie nicht strahlende Sterne in der dunklen Nacht der Untergangsstimmung in der abendländischen Welt? Sind sie vielleicht Boten, die mit der Herrlichkeit ihres Glanzes einen neuen Morgen religiösen Werdens ankünden? Ist es nicht merkwürdig, daß der benediktinische Orden mit seiner Traditionsfülle und seinen Persönlichkeitswerten, mit seiner ebenso altüberkommenen und verklärten wie jugendstarken Frömmigkeit zu neuer, ungeahnter Blüte erwacht in einem Abschnitt der Neuzeit, welchen ein müder, herbstlicher Zug durchweht, wo die Blätter fallen, das wahrhafte, aus tiefen Ursprüngen entspringende Leben erstirbt, in Begriffen erstarrt, wo der zersezende Relativismus und Psychologismus triumphiert, wo eine oberflächliche Kultur sich breit macht und Gotteshaß und Gottesferne die Gefahren des Urtümlichen in der Menschheit heraufbeschwört? Gerade da besiegt der göttliche Mythos, wiedererschieden in der benediktinisch-reformierten Liturgie, das rationalistische und intellektualistische Streben nach Gotteserkenntnis; er richtet gewaltig die Macht des zeugenden Dogmas, welches das Gefäß absoluter Wahrheitswerte ist, wieder auf; gerade da erscheint das sakramentale Symbol mit der Kraft des ihm selbst entsteigenden Lebens. Es gilt der Tatsache dieses Gegenübertretens von tiefstem Verfall und neuer Entfaltung, von ödem Altern und jungem Frühling mehr Beachtung zu schenken, als dies gemeinhin geschieht.

Einen der Anlässe des Schwindens und Wiederkommens des göttlichen Mythos hat R. Wagner in unübertrefflicher Klarheit in den berühmten Worten, die seine Abhandlung „Religion und Kunst“ einleiten, entwickelt. Er meint dort: „Man könnte sagen, daß da, wo die Religion künstlich wird, der Kunst es vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, welche die erstere im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werte nach erfazt, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen.“ Die Erneuerung der Liturgie mit diesem Zauberstabe der Kunst und als ihre Frucht die Weckung eines wieder aufsprießenden starken Glaubens ist ein echt benediktinisches Geisteswerk. Von dieser Liturgie sagt Dr. Ildesons Herwegen, der bekannte Abt von Maria-Laach, Kunst und Leben würden in ihr ineinander aufgehen „und zwar so, daß die Kunst ihr Wesen wieder gewinnt und mit der Religion eine großartige überirdische Einheit bildet“. Beiden, der Schöpfungsweise Wagners und dem geschichtlichen Werden der katholischen Liturgie wie ihrer bewußten Erneuerung durch das benediktinische Mönchtum in der Gegenwart, gemeinsam ist die Wesensverwirklichung von innen heraus, die Geburt der Gestalt aus den Urgründen der Seele in scholastischem Sinne der „forma“, an welchen Begriff Abt Herwegen erinnert. Die glücklichste und vollendeste Deutung hat er auch für diesen Geist gefunden, wenn er sein bestimmendes Prinzip in der *V e r k l ä r u n g* erkennt und es feinsinnig dahin umschreibt: „Die christ-

liche Religion will den Menschen zu einem Ebenbilde Jesu Christi machen: christianus alter Christus! Sie will ihn heiligen, vergeistigen, vergöttlichen. Sie will dem verklärten Christus den verklärten Christen entgegenführen. Sie tut das durch ihr Opfer, ihre Sakramente und ihr Gebet; also durch jene Gnadenvermittlung, mit der die Liturgie wesentlich verknüpft ist. Die Liturgie dient somit im Sinne der Kirche der stufenweisen Verklärung der christlichen Seele. Und in der Hinordnung auf diese Bestimmung hat sich der ihr eigene Schönheitsgehalt zum Kunstwerk gestaltet. Mit anderen Worten: Die Idee der Verklärung ist das Kunstprinzip der Liturgie." Diese Idee als Brücke und Weg zur Erlösung begegnet sich in ihrem innersten Sinn mit dem Regenerationsgedanken Wagners in seiner religiösen Fassung. Er bedeutete ihm „die Erfüllung der reinen Christuslehre". Chamberlain weist mit glänzender Einfühlung in Wagners Ideenwelt darauf hin, Wagner habe ausdrücklich erklärt, daß wir bei unserem Zurückgreifen auf das Ewig-Natürliche auf Gott bauen sollen. Er erinnert an Wagners dramatischen Entwurf „Jesus von Nazareth", in welchem die ganze Jämmerlichkeit unserer Zivilisation bloßgelegt und die Rückkehr zum Rein-Menschlichen im Anschluß an die Worte des Neuen Testaments mit einer Kühnheit gelehrt werde, die in ihrer schmucklosen Einfachheit fast ebenso ergreifend wirke, wie die dreißig Jahre später in Religion und Kunst ausführlicher begründete Doktrin. Nichts anderes kann wohl auch Wagners tiefe Einsicht besagen: „Unser Heil suchen wir einzig in einem Erwachen des Menschen zu einer einfach-heiligen Würde". Seinen machtvollsten Ausdruck hat dieser Glaube Wagners im „Parsifal" gewonnen. Parsifals Sieg und Einsetzung zum Gralskönig ist nichts anderes als heilige Verklärung am Ende seines Entwicklungsganges in der Nachfolge „der Gottesklage, die furchtbar laut ihm in die Seele ruft". Nur mit einem könne dieser Parsifalzauber verglichen werden, urteilt ein Benediktiner in einer geistvollen Studie über „Parsifal und Liturgie", nämlich „mit der würdigen, künstlerisch hochstehenden Feier der katholischen Liturgie. Wo die Kunst mit ähnlicher Vollendung wie im Parsifal in den Dienst des Heiligsten gestellt, da muß die Wirkung noch intensiver sein". (P. Fidelis Böser O.S.B. in den „Benediktinischen Monatsheften" 1919 S. 216 ff.) Unter Anwendung der Wagnerschen Idee des Gesamtkunstwerkes und der Vereinigung der Künste betrachtet er in Anlehnung an „Parsifal" die Liturgie im Einzelnen. Hierauf kann hier nicht eingegangen werden. Aber das Ergebnis dieser Studie soll angeführt werden. Böser sagt:

„Der Wagner'sche Gedanke läßt sich mit Rücksicht auf das liturgische Gesamtkunstwerk also fassen: In den Chor des Gotteshauses, das die Architektur gebaut, die Skulptur und Malerei ausgestattet haben, tritt der künstlerische Mensch, um zur Feier der heiligen Geheimnisse die drei Schwesterkünste, die Dichtkunst, die Ton-

kunst und die Kunst der kirchlichen Zeremonien (das Wesen der alten Tanz- und Reigenkunst) zu vereinigen. Aber diejenigen von den drei Schwesterkünsten, die am meisten Kind unseres Herzens ist, die am meisten unserem eigenen aktuellen Können und Wollen überlassen bleibt, die am meisten die innere Teilnahme unserer Seele offenbart und die andern Künste beseelt und verklärt, ist die Tonkunst."

Im Wagner'schen Gesamtkunstwerk und in der von den Benediktinern erneuerten katholischen Liturgie ist die Idee der Einheit von Kunst und Religion Ereignis geworden. Die Heilstatsachen des christlichen Glaubens greifen hier in unsere Seele herein und werden zu einem gegenwärtigen Erlebnis der Heiligung. Das Symbol gestaltet sich zur Wirklichkeit; das Gleichnis weckt lebendige Wahrheit; kurz der Mythos ist entstanden. Danach verlangte, wenn auch vielfach unbewußt, die moderne Seelenverfassung, die der entmytheten Ratio verfallen war. Dies hat L. F. Clauß in seinem Werke "Rasse und Seele" als "die Weise nordischer Glaubensgestaltung" bezeichnet: "Von aller Geschichte freizumachen alles, was sie schaut, und es hinabzutauchen in die Weihe des Irgendeinmal, in den Schauer ferner Vorzeit, die aus dem verklungenen Endelosen grüßt. Den Gottessohn auf nordische Weise zu glauben, heißt ihn sehen und glauben in der zeitlosen Fassung der Sage" (wobei "Sage" Dichtung ist). Intuitiv ahnten die Benediktinermönche die Notwendigkeit einer solchen Neuschöpfung des christlichen Mythos in seinen unendlichen Sinnbildern und Symbolen. Sie bewegten bewußt in der liturgischen Erneuerung die religiöse Urschau, den christlichen Mythos, gegen die auch in dem noch vorhandenen Gottstreben intellektualistisch gewordene Moderne.

Der Abt von Solesmes Dom Guéranger (1805—1875) war der erste große Inspirator dieser Bewegung und Erneuerer des benediktinischen Mönchtums. Er wirkte in Frankreich. Die ihm kongeniale Reformatorengestalt des Ordens in Deutschland war der Gründer der Abtei und Kongregation Beuron, Maurus Wolter (1825—1890), der weise Gesetzgeber und das erste Oberhaupt der beuronischen Benediktiner, ein Mönch voll tiefchristlicher und hochgeistiger Gläubigkeit, was sein großes Psalmenwerk "Psallite sapienter" bezeugt. Die Begehung der hl. Liturgie im Chor bedeutete ihm den Ausdruck vollkommenster Gottesverehrung. Ihr diente auch die erneute Pflege und wissenschaftliche Erforschung des Gregorianischen Choral, die hauptsächlich an die Schrift des späteren Abtes Benedikt Sauter "Choral und Liturgie" (1865) anknüpft, und die Begründung einer liturgischen Kunst, die unter dem Namen "Beuroner Kunst" bekannt geworden ist. Sie geht zurück auf P. Desiderius Lenz, den Schöpfer des sakralen Monumentalstils. Einen weiteren Überblick über die Abteien und Forschungen und Arbeiten dieser Mönche und über die Geschichte der Kongregation zu geben ist hier nicht am Orte.

In einer gedankenreichen Schrift über „Kirche und Seele“ hat Abt Herwegen dargelegt, wie seit dem Mittelalter die Entwicklung des Religiösen vom Sakralen sich abwendet und dem Sittlichen zustrebt, wie die kultische Gottesverehrung zurückgesetzt und die christliche Ethik die maßgebende Kraft für die Seelenhaltung der Gläubigen wird. Der Hauptfaktor dieser Wendung war die Reformation. Anstelle des gemeinschaftsbildenden Kultus setzten die Reformatoren die mitreißende Macht der Verkündung des Gotteswortes in der Predigt. Dies hing zusammen mit dem Kern ihrer Lehren und dem Bruch mit der mittelalterlichen Weltanschauung. Das Individuum erhob sich; die Einzelseele war erwacht, suchte allein ihren Weg zu Gott und schickte sich an von ihrem Gedankenkreise und persönlichen Wollen aus Kirche, Kultur und Staat zu gestalten. Noch stand aber im lutherischen Deutschland über dem Individuum die Autorität des in der Bibel enthaltenen Gotteswortes, bis seit Lessing auch diese dem selbstverantwortlichen Gewissen des Einzelnen weichen mußte: „Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel nicht die Religion“, hatte Lessing gelehrt. Damit aber war das weitere Werden des Gottesglaubens im protestantischen Deutschland an die prophetische Gewalt einzelner Gottesstreiter gebunden. Das sakrale Opferdrama als Sozialmysterium und Zentralsonne der abendländischen Glaubensgestaltung fehlte fortan. Den Platz des lebendigen christlichen Mythos hatte, nicht zuletzt durch die Einflüsse des rationalistischen Humanismus, die christliche Lehre eingenommen. Insbesondere beschleunigte diese Entwicklung der Calvinismus, der im Gegensatz zu Luther die religiöse Gewissensfreiheit zur politischen Freiheit der Person erweiterte und diese in weltlichem Recht festlegte. Darüber schreibt ein ausgezeichnete neuerer Schriftsteller Hans Schwarz in seinem tiefgründigen Werk „Europa im Aufbruch“: „Die calvinischen Lehren verschuldeten, daß der protestantische Mensch immer weniger vom Kultus begriff, immer eifriger sich der Lehre befließ Sie verschuldeten jene protestantische Scholastik, die zu den unangenehmsten Kapiteln der deutschen Geschichte gehört. Sie verwässerte den Protestantismus zu einer Religion der Gebildeten Die Predigt brachte den Gottesdienst an sich. Wo der Kultus eine gemeinsame Übung gewesen war, die durch die Lehre sich gar nicht mitteilen ließ, wurde die Predigt litterarisch und suchte zu erziehen. Der erste Aufschwung des neuen Kirchenlieds ging vorüber. In Jahrhunderten rannen seine Quellen immer sparsamer. Die Heutigen möchten sich schämen, Kirchenlieder zu dichten, sie fühlen die Ferne vom Volk, die Nähe der Aufklärung, den Verfall eines Geistes.“ Das religiöse mythische Denken starb. Es regierte der Intellekt und der sittliche Wille. Über dieses „mythische Denken“ hat Chamberlain in seinem Wagnerbuche einen wundervollen Abschnitt verfaßt. Er weist darin daraufhin, wie Nietzsche sehr mit Recht von Wagner hervorgehoben

habe: er „denkt in sichtbaren und fühlbaren Vorgängen, nicht in Begriffen, das heißt, daß er mythisch denkt, so wie immer das Volk gedacht hat“. Dieses Denken in Vorgängen einer heiligen Schau, dieser „künstlerische Glauben“ wie Chamberlain sagt, ist der eine Urquell religiösen Lebens. Er bildet und erhält sich durch den sakralen Kult. Den anderen Urquell stellen die großen Prediger dar, die prophetischen Geister. Aber sie sind selten wie Edelsteine. Das Charisma der wortgewaltigen Verkündigung des Heiligen wird nur wenigen Auserwählten zu teil. Es ist wert nachzulesen, was einer der tiefsten Denker der Neuzeit, Novalis, in seinen „Religiösen Fragmenten“ von der Predigt sagt: „Predigten müssen Assoziationen göttlicher Inspirationen, himmlischer Anschauungen sein“. (N. 1030.) „Predigt ist Bruchstück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanonischen Teils der Bibel. Jede Predigt soll Religion erwecken, Religions-Wahrheiten vortragen: Sie ist das Höchste, was ein Mensch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt ist eine Inspirationswirkung, eine Predigt kann nur und muß genialisch sein.“ (N. 1031.) Allein auf das Kommen und Wirken solcher religiöser Geister kann das gläubige Leben und gotterfüllte Werden eines Volkes nicht gegründet werden. Es muß fortdauerndere Grundlagen besitzen, welche die Flamme der Gottesverehrung nie matt werden und erlösen lassen, und solche können nur die sakralen Mysterien abgeben. Weil der Protestantismus ihre strahlende Kraft erblaffen ließ, geriet er unter die Herrschaft scholastischer Lehren. Das Erlebnis der Ruminosen erstarrte zu bloßen gedanklichen Vorstellungen; der Gottesglaube zog sich in eine Begriffswelt zurück und verflüchtigte sich, weil er sich dem menschlichen Fassungsvermögen hiedurch entzog. Der Fluch der Intellektualisierung legte sich über unsere Kultur. Die Welt wurde entgottet. Der Irrglaube ergriff die Völker.

Das selbe Schicksal erlitt unser philosophischer Klassizismus. Seine letzten Forderungen wie etwa der kantische Imperativ wurden in formalen Sätzen niedergelegt. Darum ermangelte auch die Ethik dieser großen Philosophen der tiefsten gemeinschaftsbildenden Antriebe; sie blieb eine Formalethik und besaß keinen Wertinhalt.

So zieht Hans Schwarz das Fazit: „Das Göttliche aber verlor seinen Umriss und wurde, da es Einsicht und höchste Form und also Funktion war, der menschlichen Erkenntnis völlig entrückt. Denn es ließ sich über die Form nichts anderes sagen als das Allgemeinste, nämlich daß sie Form sei.“

Diese Zusammenhänge zwischen Kult, Kunst und Gottesglauben und den Wert mythischer Vorstellungen hat R. Wagner wie wenige andere erkannt. In „Religion und Kunst“ schreibt er, daß „das erfolgreichste Werk des Religionsgründers in der Erfindung der mythischen Allegorien bestand, durch welche das Volk auf dem

Wege des Glaubens zur tatsächlichen Befolgung der aus jener Grund-
erkenntnis (von der Hinfälligkeit der Welt) fließenden Lehre hingeleitet
werden konnte." Dort umschreibt er auch die mythische Denkungsart:
„Was wir im allgemeinen unter künstlerischer Wirksamkeit
verstehen, dürften wir mit Ausbilden des Bildlichen bezeichnen;
dies würde heißen: Die Kunst erfasst das Bildliche des Begriffes, in welchem
dieser sich äußerlich der Phantasie darstellt und erhebt, durch Ausbildung
des zuvor nur allegorisch angewendeten Gleichnisses zum vollendeten,
den Begriff gänzlich in sich fassenden Bilde, diesen über sich selbst hinaus
zu einer Offenbarung." Und im „Kunstwerk der Zukunft" bekennt
er mit herber Offenheit: „Wahr und lebendig ist aber nur, was sinnlich ist
und den Bedingungen der Sinnlichkeit gehorcht. Die höchste Steigerung
des Irrtums ist der Hochmut der Wissenschaft in der Verleugnung und Ver-
achtung der Sinnlichkeit; ihr höchster Sieg dagegen der von ihr selbst herbei-
geführte Untergang dieses Hochmutes in der Anerkennung der Sinnlichkeit."

Mit dieser Entwicklung der Abwendung vom sakralen Kult kam aber
noch eine andere unheilvolle Folge. Wurde der Kultus, der nichts anderes
verkörperte als die religiöse Feier und Verehrung des Absoluten und
Numinosen in einem Kunstwerk in der Form höchster Anbetung, verdrängt
und die Predigt als religiöser gemeinschaftlicher Akt zum Mittelpunkt ge-
macht, so mußte bei der Seltenheit prophetischer Gottesmänner die Religion
aus dem Leben des Volkes langsam, aber sicher sich entfernen. Das Er-
gebnis war dasselbe wie in der griechischen Welt, als die Tragödie, die
Fortsetzung der religiösen Tempelfeiern, „das letzte verhüllende Gewand der
Religion — diese war das „Band der Gemeinschaft" — von sich warf:
„der egoistische, absolute, einzelne Mensch" (R. Wagner
im „Kunstwerk der Zukunft"). Schwand in der abendländischen Kultur
aber der Sinn für das kultische Drama dahin, so mußte der nun „befreite"
Einzelne, das Individuum, noch verlassenener sein als der Mensch im
hellenischen Schicksal, den das nationale tragische Kunstwerk noch im
politischen Staate festhielt. Es wich der christliche Mythos aus unserem
Volke, der es erst zu wahrer Gemeinschaft verband, und es ging auch
der nationale Mythos damit unter, weil kein anderes Kunstwerk auch nur
äußerlich die Stelle der gemeinsamen religiösen Feier einnehmen konnte.
Die wahre völkische Gemeinschaft ging damit verloren. In ihrer vollendetsten
Form hätte sie nur durch die übernatürliche Macht des Erlebnisses von ge-
meinsamem Opfer und Gebet im heiligen liturgischen Kult begründet
werden können.

Zu den mächtigsten Elementen religiöser Erscheinungen gehört die
Opferidee. Der Sinn hiefür erwacht erst heute wieder. Der Opfer-
gedanke ist zu umfassend, um hier seine Fülle zu umreißen. Nur in einer
Beziehung sei auf ihn eingegangen, die P. Panjoeder O.S.B. seinen

„naturgemäßen Abschluß im Opfermahl der Kommunion“ nennt, vergegenständlicht im Messopfer hauptsächlich durch das Brotbrechen, den Friedenskuß und den Genuß der Opferspeise. Diese gemeinschaftsbildende Wirkung der Opferungsidee im sakralen Kult hat R. Wagner im „Parsifal“ zur vollendeten Darstellung gebracht. Die Gralsritter singen beim Liebesmahl:

„Nehmet vom Brot,
wandelt es kühn
zu Leibes Kraft und Stärke;
treu bis zum Tod,
fest jedem Mühn,
zu wirken des Heilands Werke.“
„Nehmet vom Wein,
wandelt ihn neu
zu Lebens feurigem Blute,
froh im Verein
brüdergetreu
zu kämpfen mit seligem Mute.“

Ganz klar hat hier Wagner den Gedanken der „heiligen Blutsbrüderschaft“ in Gestalt gegossen, von dem Chamberlain in seinem Buche „Mensch und Gott“ als dem Sinne des Opfermahls und einem religiösen Urelement spricht.

Diesen Ruf zum persönlichen und gemeinsamen heiligen Opfer trugen jahrhundertlang nicht mehr unsere Völkern in diesem geweihten Sinne durch die deutschen Lande, wie es wohl im Mittelalter der Fall war. Das gotische Lebensgefühl hatte vollständig gesiegt; der faustische Lebensdrang ließ die subjektive seelische Einstellung der nordischen oder nordisch bestimmten Völker zu einem radikalen Durchbruch kommen. Bildete zuvor das christliche Mysterium der Messe eine objektive Heilstatsache, welche die Macht des Göttlichen durch eine sakrale Handlung in den Herzen der mitfeiernden Gemeinde gegenwärtig erscheinen ließ, so traten nunmehr an die Stelle dieser seinsmäßigen (ontischen) Gestaltungsmitte der religiösen Haltung die psychologischen Beziehungen zwischen dem Einzelnen und Gott und ein bloß moralisches Verhältnis der Seele zu ihm. Dies bedeutete das Ende der religiösen Gemeinschaft; denn der Einzelne geriet auf seinem Wege zu Gott in tausendfache Irrbahnen und verlor ihn gar bald aus dem Gesicht, weil sein religiöses Gewissen nicht mehr gleichsam unmerklich durch das Leben in einer überindividuellen Gemeinschaft zu Gott emporgetragen wurde. Die verdrängte Triebwelt unausrottbaren sozialen Empfindens trieb ihn in die Arme der von materialistischen Programmen beherrschten großstädtischen Masse; so blieb er nicht einmal ein „Einzelner“ und sank noch tiefer.

Als diese seelische Struktur der modernen demokratischen Kultur ihren Höhepunkt zu erreichen sich anschickte, besann sich der benediktinische Orden auf seinen höchsten Beruf und pflegte er in seinen Abteien in vertieftem Besinnen und religiösem Schauen wieder jenen heiligen Kult, der das religiöse Sein durch die Symbolisierung der gewaltigsten christlichen Heilstatsachen zur unmittelbaren Wirklichkeit macht. Dieser objektive Heilsweg mußte unzweifelhaft die verirrtten, aber doch das Heilige suchenden Menschen gewaltig anziehen. Der Mensch, der sich zum Maß aller Dinge gemacht hatte, war durch ungeheure Geschehnisse der Weltgeschichte seiner Nichtigkeit belehrt worden. Er strebte nunmehr heraus aus seiner Isolierung. Er suchte Führer, die ihm mehr galten als die Parteigrößen, und ordnete sich überindividuellen Gemeinschaften unter. Die seelische Haltung der Völker begann sich wieder zu wandeln. Ein russischer Philosoph, Nikolai Berdjajew, sieht sogar ein „neues Mittelalter“ im Entstehen begriffen und verkündet dies. Diese Kulturlage erklärt das erstaunliche Wiedererstarken des ältesten abendländischen Ordens seit der Jahrhundertwende. Er war einer der Hauptfaktoren beim Aufbau der mittelalterlichen Welt. Seit dem 13. Jahrhundert mußte er mehr und mehr hinter die im Geiste der subjektiven Moderne geborenen Orden des hl. Franziskus, Dominikus und Ignatius zurücktreten, weil sich die seelische Haltung wandelte von dem „objektiv konkreten Charakter der Lebensauffassung St. Benedikts“ (E. Bultmann). Aber genau in der Zeit, in welcher ein Überdruß am Individualismus und Subjektivismus der neuzeitlichen Kultur sich einstellte, griff er seine Bestimmung wieder auf.

Er konnte dies tun, weil er St. Benedikts Geist in sich erhalten und durch eine starke Tradition in sich bewahrt hatte. Aber nicht deshalb allein konnte er die Reform hervorbringen. Vielleicht war es gerade auch ein Ausfluß jenes nordischen Subjektivismus, des germanischen Wesenszuges der Verinnerlichung, der Steigerung des persönlichen Seelenlebens, welcher eine Vorbedingung der benediktinischen Reform war. Abt Herwegen weist in seiner ausgezeichneten Schrift „Kirche und Seele“ darauf hin, daß „das innerkirchliche Frömmigkeitsleben seit dem Ausgang des Mittelalters von der subjektiv betonten germanischen Seelenhaltung beherrscht wird.“ Diese Tatsache sei nur deshalb so lange übersehen worden, „weil das Mysterium als Pflichtübung dem kirchlichen Leben verblieb und — wenigstens theoretisch — die erste Stelle darin einnahm. Für die seelische Haltung der Gläubigen aber war sie schon längst nicht mehr wirksam bestimmend. Das ganze eigentliche Frömmigkeitsleben nährt sich aus individuellen Andachten und verströmt außerhalb des Mysteriums“. Aber gerade aus dieser Kraft fließt die Energie, mit welcher nun erst der heilige Kult ergriffen und durch Kunst, Forschung und Übung verinnerlicht und erneuert wurde. Das glühende Feuer in den Herzen glaubensstarker und aus-

geprägter Persönlichkeiten, die sich überindividuellen religiösen Idealen unterordneten, entzündete wieder die mächtige Flamme des sakralen Kultes. Die germanische Verinnerlichung verband sich mit den benediktinischen Heilsgütern.

Einen sehr wenig beachteten weiteren Umstand, der den Aufschwung des benediktinischen Mönchtums mit erklärt, hat Dom Germain Morin in seinem Buche „Mönchtum und Urkirche“ angeführt. Er geht von dem Grundsatz aus: „Der Mönch hat die Aufgabe, bis ans Ende der Zeiten den Geist und die Überlieferungen der ersten Christengemeinde zu erhalten.“ Diese begreifen nach Morin hauptsächlich die Teilnahme am Opfer, das persönliche und liturgische Gebet in sich. Sonderbestrebungen, bedingt durch die Geschichte des Christentums, hätten sich aber bei anderen Orden in den Vordergrund gedrängt und die Seelenverfassung der Gläubigen bestimmt. Darum habe man sich daran gewöhnt als einen besonderen Beruf des Benediktinerordens anzusehen, „was während dreizehn Jahrhunderten das gemeinsame Erbe der christlichen Gesellschaft gewesen war“. Von dem benediktinischen Leben urteilt er dann: „Wir sind für unsere moderne Gesellschaft gleichzeitig zu alt und zu jung. Zu alt, weil tausend Einzelheiten unseres Lebens, des liturgischen Lebens im besonderen, den Stempel vergangener Zeiten tragen, worin der heutige Mensch nur das Altertümliche sieht, ohne dessen belebende Kraft und Würze zu ahnen. Zu jung, weil zu rückhaltlos in den Äußerungen unserer Gottesfurcht, unserer Liebe, unserer Verehrung für alles Heilige, für die Autorität, für alles, was in unsern Augen der Glaube Großes und Schönes zeigt.“ „Alles, was die moderne Gesellschaft an Jugendfrische und Lebenskraft für die Zukunft in sich trägt, fühlt sich naturgemäß zu uns hingezogen, ohne zu ahnen, daß diese Jugendkraft zum größten Teile gerade von dem stammt, was wir aus unsern alten Tagen herübergerettet haben“ (die liturgischen Melodien, die christliche Kunst, die Forschungen auf dem Gebiete der kirchlichen Überlieferung). Damit haben die Benediktiner nichts anderes durchgeführt als eine Reformation, eine Hinwendung zum Wesentlichen des Glaubens, eine Zurückführung auf die ursprüngliche, altchristliche Seelenhaltung. Sie treffen sich darin mit R. Wagners Vorstellungen vom wahren Glauben und von dem religiösen Wesen des Reinmenschlichen.

Eine Bedingung für diese Reform aus urchristlichem Geist war seine über anderthalb Jahrtausend währende Pflege im Schoße der benediktinischen Abteien, den scholae dominici servitii. Die Struktur des Ordens weist ein patriarchalisches Gepräge auf. Der Abt ist der Vater der klösterlichen Familie. Diese ist gegründet auf den Gelübden der stabilitas (Ortsbeständigkeit), der conversio morum (des Sittenadels) und der oboedientia (des Gehorsams gegen den Abt). Die einzelnen Abteien haben eine verfassungsmäßig gesicherte Eigenständigkeit. Mehrere Abteien sind auf Grund ihrer

Entstehungsgeschichte oder infolge nationaler Bedingtheit in einer Kongregation zusammengefaßt zur Wahrung „der Einheit des Geistes und der Disziplin.“ (M. Wolter.) An ihrer Spitze steht der Erzabt, dem bestimmte Aufsichts- und Bestätigungsrechte verliehen sind. Um die Jahrhundertwende erhielt der ganze Orden eine äußere Zusammenfassung durch die Aufstellung eines Abt-Primas. Die Selbständigkeit der Kongregationen und Abteien wurde aber hiedurch nicht berührt. Die Primatialwürde kommt dem jeweiligen Abte des internationalen Studienkollegs Anselmianum in Rom zu. Sie bedeutet eine gewisse Repräsentation des gesamten Ordens, darf aber nicht mit der Stellung der Ordensgenerale der anderen großen Orden verglichen werden. Der ganze Aufbau des Benediktinerordens gleicht, wenn ein solcher Hinweis erlaubt ist, einem bündisch-aristokratischen System mit monarchistischen Spitzen und hebt sich scharf ab von der cäsaristischen Zentralisation der militia Christi der Jesuiten. In dieser Wesensverschiedenheit liegt ein Grund für die Möglichkeit der neuen Ordensblüte und benediktinischen Mission in unserer Zeit. Die erste große Persönlichkeit des Benediktinerordens im 19. Jahrhundert Abt Guéranger hatte schon mit klarem Blick diese Lebenswurzel benediktinischen Wesens erkannt. Er sagte:

„Ce qui fait la force des jésuites fera notre danger. Chaque famille monastique prend la physionomie du pays ou elle s'établit. Les abbayes ferventes et florissantes grandissent d'elles-mêmes; les autres, — cela est constant dans l'histoire, — ne se réforment pas par simple voie d'autorité. Un monastère, être vivant, être de tradition, se relève par la doctrine, par la prière et le dévouement de quelques-uns, par l'intelligence de la règle, par l'imitation généreuse d'un milieu voisin et fervent, par son retour à l'air natal et aux conditions de son berceau. C'est notre histoire de quatorze siècles. Le jour ou nous serons doués de centralisation sera le jour ou toute réforme deviendra impossible, la spontanéité vivante étant abolie, remplacée qu'elle sera par des rouages administratifs très parfaits qui imiteront la vie mais qui ne sont pas la vie.“ (Aus „Dom Guéranger, Abbé de Solesmes. Par un moine benedictin.“ 2. Bd. Seite 344.)

Der benediktinische Orden löste nicht die Verbundenheit mit den lebendigen Kräften völkischen Wesens; er blieb dem heimatlichen Boden nahe und verwurzelte mit ihm. Es mehren sich die Stimmen, die das Zusammenklingen völkischer Art und christlicher Frömmigkeit in diesem Orden als einen hohen Kulturwert für unser heutiges Schicksal anerkennen. So schrieb vor kurzem Helmuth v. d. Steinen im „Gewissen“ (Nr. 46 1926) in einem Aufsatz über „Maria-Laach“:

„Aber wie stark das katholische Leben völkisch erhaltend und somit deutsch fördernd gewirkt hat, das muß hier immer wieder betont werden. Die in der alten Kirche bewahrten Schätze der Würde, der Rangordnung, der geistigen Herrschaft haben Volkstum und völkische Kraft erhalten, wo

sie im Norden des Protestantismus und seiner individualistischen Gefährdungen viel stärker zerseht sind, und Maria-Laach und das Wirken seines Abtes ist nicht das Einzige, aber mit das eindrucksvollste Zeichen dafür, daß auf dem Boden der alten Gläubigkeit der Sinn für Volk und Vaterland im allgemeinen und für den großen Beruf des Deutschtums im besonderen in neuen Prägungen gestärkt werden kann. Gemeinsam sehen wir die amerikanische Auflösung der Welt, die Vernichtung und Entwürdigung des Menschen. So müssen die Hüter des Christentums die rettende Gewalt der stärker werdenden deutschen Seele erkennen und so können wir als Deutsche in den Erneuerungsformen christlichen Gehaltes unser deutsches Schicksal mitschwingen sehen." Das reine benediktinische Ringen nach Glaubensvertiefung in unserer Volke dient ebenso der "Erweckung verborgener Kräfte des deutschen Wesens", wie Wagner diese als Wirkung seines Kunstschaffens erstrebt und errungen hat, was er ausdrücklich bekannte. Dieses konservative Wesen des Ordens des hl. Benedikt ist seine Stärke und erhebt ihn darum zu einem ausschlaggebenden Faktor für das christliche Leben der Gegenwart. Der im Zeitalter der Gegenreformation führende Jesuitenorden dagegen hatte sich zu sehr dem modernen Geiste verschrieben. "Die Ausbildung der Jesuiten hatte sich in Jahrhunderten reicher gestaltet, aber sie waren weniger Soldaten und mehr Gelehrte geworden. Sie traten in ein Zeitalter der kirchlichen Wissenschaft ein, während die europäischen Kräfte, die Zukunft hatten, bereits wieder tiefer suchten . . . Sie verfehlten die Wurzeln der völkischen Politik und belasteten den Klerus mit einer Internationale des Geistes". (Hans Schwarz in "Europa im Aufbruch".) Der Jesuitenorden strebte einem religiösen Imperialismus nach; der Benediktinerorden pflegte eine absichtslose Verehrung Gottes.

Alle diese Eigentümlichkeiten des benediktinischen Ordens waren die Voraussetzungen dafür, daß aus ihm große mönchische Persönlichkeiten hervorgingen, die zugleich wahrhafte Kulturträger, insbesondere deutscher Art, darstellen. Man denke an Ordensgestalten wie die Abte Maurus und Plazidus Wolter von Beuron, Benedikt Sauter und Alban Schachleiter von Emaus-Prag, Ildesons Schober von Seckau und Beuron, Raphael Molitor von Coesfeld, Ildesons Herwegen von Maria-Laach und den Abtprimas Fidelis von Stögingen. Neben ihnen stehen in dem Orden namhafte Gelehrte, auserlesene Priester und bedeutende Künstler. Der echt konservative und ebenso fortschrittliche Geist und der Adel dieser Persönlichkeiten ist eine Frucht der Zucht des benediktinischen Lebensstiles, jener sancta morum elegantia (heiliger Vornehmheit der Art) des Ordens. Diese kommt auch in den äußeren Glaubensgebärden wie z. B. den eindrucksvollen tiefen Verneigungen beim Gottesdienst zum Ausdruck. Ihr Zentralbegriff ist die *discretio*, *mater virtutum*, die weise Maßhaltung als Mutter der Tugenden.

Diese wird von der Regel St. Benedikts besonders gerühmt: *Regula discretionis praecipua*. Um die *discretio* kristallisieren sich das Gebot der *gravitas*, *stabilitas* und *integritas*, des Strebens nach ernster Würde, starker Beständigkeit und edler Reinheit. In dieser Ethik ist auch ein Grundsatz eingeschlossen, der in unserem gleichmacherischen, in der Bewertung der Persönlichkeiten abstandslosen Zeitalter für überwunden gilt, nämlich jedem die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt: *omnibus congruus honor exhibeatur* (Hl. Regel, Kap. 63).

Diese Wesenshaltung ist ein Ausfluß römischer Art im besten Sinne. Es ist falsch, diese dem nordischen Charakter an sich gegenüberzustellen unter Gleichsetzung des letzteren mit dem gotischen und faustischen Lebensgefühl; denn auch diese römische Haltung ist nordischer Kultur entstammt. Sie vermag darum ebenso wie das nordische Griechentum uns ein Vorbild zu sein und zur schöpferischen Bereicherung unserer völkischen Kultur beizutragen.

Von der deutschen Weltanschauung ist in einem so glänzenden Werke wie Max Wundts „Deutscher Weltanschauung“ erklärt, sie deute sich als den Sinn der Wirklichkeit: „das rastlose, nie beruhigte Streben“ — also den Drang ins Endelose und die Unraft des Werdens. Hiegegen muß auf Worte des bekannten Rassenforschers Hans Günther hingewiesen werden in seinem Buche: „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen“. Dort mahnt er: „Es ist gefährlich, den Deutschen immer wieder auf das Werden als seine eigentliche Welt hinzuweisen. Der Drang zum Werden allein bewirkt „eine gewisse Vernachlässigung der eigenen leiblichen Gegenwart, der Haltung“ (Hildebrandt), er bewirkt ferner letzten Endes eine Verödung der Seele, die sich ganz der „Sache“ hingeeben hat, welche Hölderlin als kennzeichnend für das 19. Jahrhundert erkannt hat.“ „Ein Gleichgewicht zwischen Werden und Sein im menschlichen Daseinsgefühl muß fordern, wer eine wuchshafte (organische) Gesittung will.“ Um „den Ausgleich zwischen dem Drang zum werdenden Leben und der Schau eines seienden Lebens“ zu erringen, kann uns der objektive Geist der benedikтинischen Welt und ihre seinsmäßige, im Zeichen der Ausgeglichenheit, des Friedens (*Pax*) stehende Haltung ein wirksames Gegengewicht sein. Abt Herwegen erinnert mit Recht daran, daß auch heute wieder wie im deutschen Mittelalter das Benediktinertum für diese geistige Errungenschaft, die „*Maze*“ (*discretio*) und die „*Stäbe*“ (*stabilitas*) dem deutschen Volke Lehrer, Erzieher und Vorbild sein könne. So berührt die Bedeutung benedikтинischer Arbeit nicht nur das religiöse Schicksal unseres Volkes sondern greift hinein bis in die tiefsten Fragen seiner seelischen Richtung und geistigen Psychognomie.

Es ist eine Unmöglichkeit für die Zukunft der deutschen Kultur, daß eine Glaubensgestaltung, wie sie der benedikтинische Katholizismus hervor-

gebracht hat, isoliert bleibt vom kulturellen Schaffen des Gesamtvolkes. Sie bahnt sich gewiß durch eigene Kraft zu einem fruchtbaren Einfluß selbst den Weg. Aber es ist notwendig zur Erhaltung und Erneuerung des christlichen Glaubens und zur Stärkung seiner Schlagkraft gegen das gebildete und halbgebildete Heidentum der modernen Kultur, daß sich Deutsche finden, die über die Schranken der Konfessionen hinweg das wirkliche Wesen der verschiedenen Glaubensformen in voller Reinheit, in ihrem echten Wertgehalt anerkennen und gerade im Zusammenwirken der verschiedenen Glaubensgestalten in friedevollem Wettstreit einen Reichtum der deutschen Kultur¹⁾ erblicken. Denn ihre Aufgabe besteht heute, nachdem nun einmal die Glaubenspaltung eine unausweichliche Tatsache geworden ist, in der Verbindung der Gegensätze, wie sie einer der größten politischen Denker der jüngsten Zeit Moeller v. d. Bruck in seinem Werke „Das Dritte Reich“ gefordert hat: „Wir werden die Kraft haben müssen, alle Gegensätze, die wir von unserer Geschichte her in uns tragen, nicht zu verleugnen und abzustößeln, sondern zu bekennen und zu verbinden“. Die Urgeheimnisse des christlichen Glaubens werden sich uns dann erst in der tiefen Schau offenbaren, wie sie R. Wagner künstlerisch gestaltet hat. Ein Werk wie „Parsifal“ konnte ihm nur gelingen, weil er nicht auf das Scheidende allein seine Blicke haften ließ, sondern mit dem geistigen Auge des Genies und dem Griff des Künstlers zum Wesentlichen die letzten Wahrheiten der christlichen Gesamtreligion erfaßte. So nur konnte er dem deutschen Volke in einem Weibeseftspiel, das zu den gewaltigsten Kunstwerken der Menschheit gehört, das Ideal der christlichen Friedensgemeinschaft vorhalten und zur ewigen Aufgabe stellen. Und so wie er dieses sah — ungeachtet seiner scharfen Angriffe auf das historische Kirchenchristentum — ist es in weitgehendem Maße im benediktinischen Katholizismus verkörpert. Also bestehen auch Nähen und Verwandtschaften, Brücken und Verbindungen zwischen dem Bayreuther

¹⁾ Ich möchte es nicht unterlassen, in diesem Zusammenhang auch auf die beherzigenswerten Ausführungen von Professor Ludwig Schemann in seiner feinsinnigen Schrift „Gobineau und die deutsche Kultur“ (S. 107 ff.) hinzuweisen, wo die Notwendigkeit eines Ausgleiches des Gesamtchristentums mit dem Germanentum betont ist und daran erinnert wird, „daß, wo immer hochstehende Vertreter beider Bekenntnisse von einer zukünftigen, den Deutschen gemeinsamen Religion vermöge einer Weiterentwicklung des Christentums aus germanischem Geiste heraus geträumt haben, dies immer nur auf der Grundlage einer Ausgleichung der beiderseitigen religiösen Temperamente und Besitztümer echten Christentums ganz die selbe, wie überhaupt die seelischen Enderlebnisse die gleichen sind, wo immer man sich an die höchsten Ausprägungen und Formen beider Bekenntnisse hält, so erkennt man ganz die Richtigkeit und Unberechtigung des lediglich durch Nebenrückichten aller, aber immer niederer, Art hervorgerufenen Bestrebens, Protestantismus und Katholizismus stets nur gegeneinander auszuspielen und zu verhehlen, die sich in Wahrheit ergänzen wie Freiheit und Ordnung, und deren Nebeneinanderhergehen und Wettstreiten reichlich soviel Gutes als Böses geschaffen hat.“

Gedanken und dem benediktinischen Geiste. Drum sei dieser Versuch beschlossen mit einer Mahnung des Abtes Herwegen, eines wahrhaft deutschen Gottesmannes, welche dasselbe Bekenntnis enthält wie die als Leitwort dienende Stelle aus Wagner:

„Unsere Zeit der Auflösung, Umbildung und Umschmelzung stellt uns vor Entscheidungsfragen. Die letzten Wurzeln des Seins und Werdens müssen bloßgelegt werden, um das schmerzvolle Ringen der Gegenwart in seinen bewegenden Kräften zu erkennen. Mit sieghafter Klarheit offenbart sich jetzt, daß Religion der eigentliche Sinn des Daseins und der Menschheit ist, der Urgrund alles geistigen Lebens bis in seine sozialen und politischen Auswirkungen. Ob und wie nahe die Menschenseele Gott verbunden ist, das ist die letzte Frage. Ihre Beantwortung löst die tiefsten Rätsel der Zeit auch im Völklerleben.“

Besprechungen.

Ein großes Werk über Bruckner.

Schon mehrfach hatten wir Anlaß, auf die Leistungen hinzuweisen, die dem Berner Hochschullehrer Ernst Kurth einen hohen Rang auf musikwissenschaftlichem Gebiete sichern. Was er im Linearen Kontrapunkt (Werk über Bach) und in der Romantischen Harmonik (Werk über Wagner) an ursprünglichen und fruchtbaren Gedanken darbietet, ist um so wichtiger, als die Schule Krejschmars großen Erscheinungen gegenüber versagte; selbst der bedeutende Hugo Riemann hatte nicht den Weg zu Bayreuth gefunden. Man kann offen von einer Krejschmarpartei reden, welche über die meisten der noch nicht zahlreichen Lehrstellen an den Hochschulen frei verfügt. Es ist in diesem Fall ein Glück, daß die Schweiz ihre Selbständigkeit bewahrt hat. Kurth ging seine eigenen Wege, und die führten ihn zu einer Auffassung, die Bruckner nicht etwa bloß gerecht wird, sondern den Schlüssel zu seiner Erkenntnis darbietet. Im Oktober 1925 erschien dieses große zweibändige Werk über Bruckner bei Max Hesse in Berlin. Auf 1350 Seiten umfaßt es alles, was man von einer gründlich wissenschaftlichen Ergreifung und Durcharbeitung des ganzen Stoffes verlangen kann.

Der erste Band führt uns die geschichtlichen Verhältnisse vor Augen, in die Bruckner eintrat. Mit großer Wärme und mit einem an den Hochschulen seltenen freien Blick, besonders für Seelisches, schildert Kurth den Werdegang des Symphonikers, seine Schicksale, sein Äußeres wie seine Anlagen. Gebrochen wird mit der aus veralteter Blickweise entsprungenen Gewohnheit, einen Tonkünstler mit den Schlaglichtern der Anekdote zu bestrahlen. Vielmehr fließt hier das freie umspielende Tageslicht einer liebenden Betrachtung, welche die Wirklichkeiten abwägt. Wohlthuend berührt uns namentlich, daß das Verhältnis zum Bayreuther Meister wahrheitsgemäß erfasst ist. So tritt Bruckners Gestalt in ihrer eigenen Größe neu hervor. Zugleich zeigt Kurth, warum das Spiel der Gegengeister so lange die Überhand haben konnte. Das Verkanntsein war nicht böser Zufall, sondern entsprach

genau der Eigenart einer bestimmten Persönlichkeit, an der die Menschheit ihre weniger guten Eigenschaften so recht ungestraft auslassen konnte. Denn Bruckners seelisches Leben war, wie bei allen Großen, mit seiner Musik eng und unzertrennlich verwachsen.

Was nun diese selber betrifft, so enthält der erste Band die allgemeinen Grundrisse, auf denen sich der Bau der Brucknerschen Tonkunst erhebt. Kurth prägt den Begriff der Formdynamik; auf sie führt er alles Wesentliche zurück. Er meint damit, daß im Verlaufe des symphonischen Geschehens eine Kraft (Dynamis) steckt, welche sich folgerichtig so und nicht anders äußert. Sie vollendet gewisse Gesetze, deren Ablauf am besten mit dem Naturgeschehen zu vergleichen ist, wie es sich in der Welle, sei es des Wassers, des Windes, des Feuers kundgibt. Solchen Formen gleicht unsere seelische Bewegung. Es ist also weniger die Rede vom Gegenständlichen, das die Seele in sich hereinnimmt, als von der Kraft, mit der sie sich über das Gegenständliche erhebt und hinausschwingt. Diese Betrachtungsweise hat den großen ästhetischen Vorteil, den Bildüberschwang, wie ihn Krehschmar eingebürgert hat, zu zügeln und eine Musik auf ihre eigenen Kräfte und Werte hin zu prüfen. Namentlich trifft Kurth mit seiner Wellentheorie das Wesen der musikalischen Steigerung, die in der Symphonie recht eigentlich zu Hause ist. Es gewährt einen unerschöpflichen Genuß und bleibt immer anregend, wie der Verfasser die Möglichkeiten der Steigerungsformen untersucht und an Bruckner nachweist, wie er dem Auf und Ab der Bewegung folgt, wie er das musikalische Werden zum Ereignis zusammenfaßt. Über hundert Notenbeispiele, vereinfachte Partiturbilder, kommen dem Texte hier zu Hilfe.

Der zweite Band gibt nun die Probe auf die Zweckmäßigkeit formdynamischer Auffassung: er enthält sehr ausführliche Besprechungen aller neun Symphonien. Ausgegangen wird von der Vierten und der Neunten, als von Gegenpolen. Natürlich gibt der Brucknersche Aufbau Anlaß, die Unterschiede von der früheren Auffassung des klassischen Gepräges ins Klare zu bringen. Mit Vorliebe sah man bei Haydn, Mozart und Beethoven Gruppe um Gruppe zur Erledigung gebracht, als läge die Abfolge ganz in einer Ebene, als wären die Haltepunkte ein für allemal festgelegt. Will man im Bilde des Wanderns bleiben, so legt es für sich schon den Gedanken nahe, daß der Boden nicht immer flach sein wird, sondern daß er steigt und fällt, auch daß man sich langsamer oder schneller bewegt, oder daß man überhaupt den Pfad erst sucht, die Bahn sich brechen muß. Die Form in der Musik ist nicht die Ruhe eines immer gleichgestimmten Ebenmaßes, sondern die Spannung einer Bewegung, deren Kräftepiel sehr verschiedene Abmessungen durchlaufen kann. So erklärt Kurth die Befunde, soweit sie vom klassischen Gefüge abzuweichen scheinen.

Diese Gesichtspunkte sind nicht etwa hergezwungen, um Freiheiten von der alten Richtschnur zu heiligen, sondern öffnen gerade für die Betrachtung sowohl der älteren Symphonie wie des gleichzeitigen musikalischen Dramas ein neues Blickfeld, das uns tiefer ins Wesen Beethovens und Wagners hineinführt, als es bisher der musikalischen Theorie je gelang. Die Bedeutung Kurths liegt darin, daß er mit seiner Erklärung Bruckners zugleich die Entwicklung vor und neben dem österreichischen Symphoniker aufhellte. Auf Bruckner selber angewendet läßt sich die Sachlage so ausdrücken: jeder große Meister lehrt die Vergangenheit, auf welche er gründet, neu und besser verstehen. Darin gibt sich das natürliche Wachstum der Kunst zu erkennen. Werke, die nicht über das Vorhergeleistete hinausragen, haben auch nicht die Kraft, die Vergangenheit neu zu beleuchten, sondern werden im Gegenteil mit den Hilfsmitteln früherer Erkenntnisse ausreichend gewürdigt. Solche Werke brauchen nicht unwert zu sein, aber sie greifen nicht in die Zukunft.

An manchen Stellen des Kurth'schen Buches will es nun scheinen, als bestünde gegen das Ebenmäßige eine gewisse Abneigung, oder als ermangelte Bruckner des Ebenmaßes. Doch ist dies nicht die Meinung des Verfassers. Er bekennt nämlich ausdrücklich seine Hochschätzung gegenüber den Formuntersuchungen, die Prof. Dr. Alfred Lorenz (in München) über Wagners Ring und Tristan angestellt hat. Damit ist klar erwiesen, daß Kurth und Lorenz von verschiedenen Ausgangspunkten aus in die gleiche Richtung einmünden. Kurth selber legt größten Wert auf die Nachweise der Zwei- und insbesondere der Dreizahl bei Bruckner. Die Folge beider Zählseinheiten ergibt den sogenannten Bruckner-Rhythmus, der etwas frei Schwebendes hat. In meiner Musikästhetik versuchte ich Zwei und Drei als einzige Möglichkeiten der musikalischen Entsprechung darzutun. Man kann die mit Zahlen faßbare Symmetrie durchaus in den Dienst der Bewegungslehre stellen, wie sie Kurth als etwas Ursprüngliches, als seinen eigenen, lebenbezeugten Gedanken darfut.

Wie man sich aber auch zur dynamischen Wellentheorie stellen mag: aus den Untersuchungen, die Kurth darbietet, geht für Laien wie für Fachleute das Eine als unzweifelhaftes Ergebnis hervor, daß alles Gerede von einem mangelnden Formsinn Bruckners als etwas Überlebtes zu gelten hat, dessen sich jeder schämen muß, der zur Tonkunst überhaupt ein lebendiges Verhältnis anstrebt. Was über Beethovens Formlosigkeit von Zeitgenossen und Nachfahren vorgebracht wurde, habe ich kürzlich (im 6. Heft des 18. Jahrgangs der „Musik“) zusammengestellt: es mahnt zu weiser Zurückhaltung im Urteil.

Eigentlich hätte der Befund an der Brucknerschen Gesangsmusik schon warnen können, ein Bemäkeln der symphonischen Form Bruckners gedankenlos nachzusprechen. Mit liebevoller Ausführlichkeit untersucht Kurth außer den Symphonien nicht allein die andern instrumentalen Erzeugnisse, sondern auch die geistliche und weltliche Gesangsmusik Bruckners, an deren Formen er ebenso neue Entdeckungen macht wie an der Folgerichtigkeit der neun symphonischen Werke.

Möge nun das neue Buch, das wir mit gutem Grund als unentbehrlich bezeichnen dürfen (der Preis ist im Verhältnis zum großen Umfang durchaus nicht hoch), eine Wendung in der Anerkennung eines Künstlers herbeiführen, der des Bayreuther Meisters Aufmerksamkeit auf sich zog und im regelmäßigen Besuch der Festspiele seine Zugehörigkeit zur Bayreuther Gemeinde zeigte; ein weniger Charaktervoller hätte sich damals durch Fernbleiben rascheren Erfolg gesichert.

Dr. Karl Grunsky.

Aus dem Beethoven-Schrifttum.

Es erscheint zweckmäßig, mit einem Hinweise auf Beethovens eigene Werke zu beginnen, die ja doch gekannt sein müssen, wenn das Schrifttum über ihn etwas nutzen soll. Einer früheren Schätzung zufolge sind die Klavier-Sonaten überall dermaßen verbreitet, daß sie der ganzen übrigen Klaviermusik die Wage halten. Dies wird sich kaum verändert haben. In ihnen steckt ungemein vieles, was allgemein gültig, nicht bloß den Klavierspielern genehm ist. Der durchschnittliche Einzelspieler pflegt ja, wie der Solist überhaupt, nur sein beschränktes Gebiet, ohne Überblick über andere Ausdrucksmöglichkeiten der Tonkunst; diesen verschafft ihm bis zu einem gewissen Grade der mannigfache Gehalt der Klavier-Sonaten, sofern er über das eng und eigentlich Klaviermäßige weit hinausführt. Eine neue Ausgabe der Sonaten bringt Peters in Leipzig, und zwar von keinem Oeringeren

als dem Beethovenspieler Max Pauer, der jetzt das Leipziger Konservatorium leitet; in Stuttgart bot er sie alle der Reihe nach öffentlich dar. Jede Seite verrät seine Kenner-schaft. Ehrfürchtig hütet er sich vor bearbeitenden Eingriffen und stellt den Willen des Schöpfers wieder her. Was an unentbehrlichen Winken für den Vortrag eingefügt werden mußte, ist als Weisung des Herausgebers kenntlich. Jedem der drei Bände sind Erläute-rungen für Wiedergabe der Verzierungen, sowie für einzelne Erleichterungen der Spiel-weise beigegeben. Das Eintragen der Fingersätze vollendet die Brauchbarkeit dieser schönen Ausgabe. Von den Bagatellen für Klavier hat der Dreimasken-Verlag in München 1920 eine kleine Ausgabe in Taschenform veranstaltet, die eine willkommene Übersicht der drei Sammlungen (Werk 33, 119, 126) darbietet. Die Einführung von Paul Bekker ist, man muß dies hervorheben, sachlich belehrend gehalten. Auf die Ausgabe der „Musikalischen Stundenbücher“, der diese Fassung der Bagatellen angehört, haben wir wiederholt hinge-wiesen. Wenn außer der Klaviermusik auch Beethovens Kammer- und Orchesterwerke mehr und mehr Gemeingut geworden sind, so trugen hiezu nicht zum wenigsten die Veröffent-lichungen des Peterserschen Verlages bei. Eine kleinere, handlichere Form, geeignet zum Nachschlagen und Nachlesen, brachte in Leipzig Eulenburgs kleine Partiturausgabe auf den Markt. Ihr zur Seite treten neuerdings die Partituren des Wiener Philhar-monischen Verlags, aus deren Bestände wir die mit Unrecht zurückgesetzte C-dur-Messe nennen. Beiderlei Ausgaben bringen uns zum Bewußtsein, wie unentbehrlich Beethoven dem musikalischen Denken geworden ist. Sie erfüllen die wichtige Sendung, daß auch dem begabten Laien ermöglicht wird, den neuesten Formuntersuchungen, wie sie etwa im Neuen Beethoven-Jahrbuch Alfred Lorenz (München) betreibt, mit Gewinn zu folgen. Am besten wäre es, wenn an Hand der Partituren auch das Spiel wenigstens einzelner Stellen betätigt würde. Hiezu sind zwei Klaviere wünschenswert. Die Schwierigkeiten verteilen sich, der Klang wird voller und zugleich klarer. Will man Durchsichtigkeit der Stimmen erreichen, so achte man zum Beispiel bei den Quartetten darauf, daß erste Geige und Bratsche beim einen, zweite Geige und Cello beim andern Spieler bleiben (sofern die Stimmen ein-ander nicht übersteigen). Nach diesem Grundsatz der Kreuzung verfähre man auch beim Erfassen der Orchesterwerke.

Was nun das Schrifttum über Beethoven betrifft, so beschränken wir uns hier auf wenige neue Erscheinungen, indem wir den Leser frühere Berichte einzusehen bitten. Oft wird man nach einer anschaulichen Darstellung von Leben und Kunst Beethovens gefragt; der Fülle der Erscheinungen gegenüber wünscht man entsprechende Ausführlichkeit. Diese bietet die dritte Auflage des Beethovenbuches von Gustav Ernst (Georg Bondi, Berlin 1926). Hier folgen wir des Tondichters Lebenswegen im Spiegel warmer Anteilnahme, und seine Werke werden in schlichter, verständlicher Weise erörtert. Somit eignet sich das Werk, das sich überdies durch deutsche Druckschrift empfiehlt, für jene liebevolle Kenntnis-nahme des Meisters, die seine ewige Leistung verstehen und zunächst aufnehmen möchte, ohne sich in das Hin und Her widerstreitender Gedanken oder wechselnder Würdigung ein-zulassen. Das sorgfältige Verzeichnis der Tonschöpfungen wird durch Erläuterungen be-reichert und alphabetische Register sorgen für die Übersicht in dem fast 600 Seiten um-fassenden Buche. Eine sehr gute, empfehlenswerte Darstellung mittlern Umfangs (211 Seiten) stammt von dem Wiener Dozenten Alfred Orel (Österreichischer Bundesverlag, Wien und Leipzig, 1927). Der Fachmann auf dem Gebiete österreichischer Musik (Orel schrieb auch ein großes Werk über Bruckner) zeichnet Beethovens Zugehörigkeit zum Wiener Kulturkreise mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und in so anregender Weise, daß die Ge-stalt des Künstlers neue Züge erhält. Notenbeispiele, Bilder, eine Liste der Werke und des Schrifttums erhöhen den Wert des Dargebotenen. Ferner lenken wir die Aufmerk-samkeit auf einige Schriften kleineren Umfangs, die sich im Gedenkjahr empfehlen. Da ist die seelenkundige Studie über Beethovens Leben von Romain Rolland (deutsch von

Langnese-Hug, jetzt im Rotapfel-Verlage, Zürich). Malvida von Mensenbug wußte wohl, warum sie ein solches Menschentum, wie es ihr in dem strebenden und ringenden französischen Geiste entgegentrat, nach Kräften schützte und förderte. Wenn man über manchen Erscheinungen der Zeit irre wird: dieses Bekenntnis zu Beethovens Heldentum kann einen wieder aufrichten! Beigegeben hat Romain Rolland eine stattliche Reihe Beethovenscher Äußerungen, namentlich charakteristische Briefe; dazu den Nachweis des Schrifttums und der zeitgenössischen Bildnisse Beethovens. Eine andere Gabe findet man in der Sammlung von Breitkopf und Härtels Musikbüchern: La Mara weiß uns das Wesentliche aus Beethovens Leben und Wirken in ihrer klaren, ausgezeichnet seinen Darstellungsweise lebendig vorzuführen. Die letzte Bearbeitung stammt von 1923. Ursprünglich stand die Arbeit in der Reihe der bekannten „Musikalischen Studienköpfe“ von La Mara. Beethovens Werke sind auch hier übersichtlich verzeichnet. Max Steiniger, der bekannte Musikschriftsteller, ersetzt die ältere Lebensbeschreibung des Reclam'schen Verlags soeben durch eine neue, die nicht bloß den Stand gegenwärtiger Forschungsarbeit berücksichtigt, sondern eine eigene Prägung aufweist, welche ihr die erwünschte volksmäßige Verbreitung sichert. Lebensgeschichtliches und Künstlerisches ist mit bedeutendem Geschick ineinandergearbeitet, und es darf gesagt werden, daß der anregende Ton Steinigers jedes trockene Zusammenfassen meidet. — In der neuen Ausgabe der „Großmeister deutscher Musik“ (Bosse, Regensburg) bietet Hans von Wolzogen fünfzig Seiten über Beethoven: eine gedankenvolle Betrachtung, die nicht etwa nur predigt, sondern begründet und klärt. Im ersten Bande einer neuartigen, noch von uns zu besprechenden Musikgeschichte „Von Musikern und Musik“ widmen Walter Kühn und Hans Lebede dem Meister der neunten Symphonie einen großen Abschnitt, in welchem Hoffmann, Schumann, Grillparzer, der Bayreuther Meister, der um Beethoven kämpfte, und von Neueren als Dirigent Zumpe, als Gelehrter Willibald Nagel zu Worte kommen; ebenso Beethoven selber. Der Versuch, kraft einer solchen Aufreihung lebendiges Erkennen zu vermitteln, darf als geglückt gelten. Aus der Zahl der Quellschriften haben wir in den Bayreuther Blättern bisher nicht erwähnt: eine Arbeit des Beethovenforschers Max Unger, die schon im Gedenkjahr 1921 erschien. Sie hat zum Gegenstande den Freundschaftsverkehr, der Beethoven mit seinen Verlegern Steiner, Haslinger und Schlesinger verband. Die Ausführungen des Geschichtsschreibers erhalten besonderes Gewicht durch die vielen Briefe und Schriftstücke aus dem Archive des derzeitigen Inhabers der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung, des Herrn Robert Lienau. Es hat, wie wir kaum zu versichern brauchen, seinen eigenen Reiz, zu verfolgen, wie sich der Meister mit den Vertretern des Geschäftslebens gestellt hat. — Vieles Wissenswerte ist ferner zusammengetragen in den Beethovenheften der Zeitschrift Die Musik vom März 1925, März 1926, März und April 1927. Außerordentlich reichhaltig zeigt sich der Beethoven-Almanach der Deutschen Musikbücherei, den der rührige Verleger Gustav Bosse auf 1927 herausgebracht hat (597 Seiten stark). Hier kommen aus früheren Tagen Bettina Brentano, Grillparzer, Hoffmann, Liszt, Peter Cornelius, Richard Wagner zu Wort; sodann findet der Leser die verschiedensten Namen der Musikwissenschaft der Gegenwart: Adler behandelt Beethovens Gesamterscheinung, Altmann seine Persönlichkeit, wie sie sich in den Briefen spiegelt, Moser Beethovens Stellung in der Musikgeschichte, Schiedermaier die Bonner Jahre, Kobald die Wiener Zeit und Umwelt, Sandberger neu aufgefundene Jugendkompositionen, Nagel die Klavierwerke, Gysi die Kammermusik, Kroyer die Symphonien, Schering die Chormusik, Albert den Fidelio, Rudolf Haas die zeitgenössische Kritik, Reinhold Zimmermann Anton Schindler. Unter den Verfassern von Novellen und Märchen bemerken wir Karl Söhle und Wilhelm Matthies. Auch sei Arthur Seidls Betrachtung der Klingerschen Beethovenstatue hervorgehoben. (Damit wäre zu vergleichen: Josef Mantuani „Beethoven und Klingers Beethovenstatue“, Gerold, Wien.) Mit Turnaus und Wildermanns Fidelio-Aus-

staltung sind wir keineswegs einverstanden. Alles in allem behauptet Bosses Beethoven-Almanach durch Vielseitigkeit und Gediegenheit bleibenden Wert; die Ausstattung gibt deutsche Schrift, Notenbeispiele und Notenbeilagen (auch eine Komposition Siegmund von Hauseggers) und 32 ganzseitige Abbildungen.

Nun fügen wir noch solche Schriften an, die sich ästhetisch mit Beethovens Kunst befassen. An vorderster Stelle stehen für uns natürlich des Bayreuther Meisters Kundgebungen. Wiederholt sei ihre Vereinigung in Engelhorns Verlag empfohlen (Spemanns „Musikalische Volksbücher“). So manchem Angriff Wagners Auffassung begegnete: es ist nun einmal Vorrecht des Genies, dem Genie den Weg zum Verständnis zu bahnen. Wir wollen uns aber gegen wissenschaftliche Betrachtung keineswegs absperren, sofern sie belehrt und bereichert. Einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des Beethovenschen Formbaus liefert Arnold Schmitz (Bonn) mit der Sonderschrift „Beethovens zwei Prinzipie; ihre Bedeutung für Themen- und Satzbau“ (Ferd. Dümmler, Berlin). Hier wird nämlich nachgewiesen, daß es in der Eigenart des Tonichters liegt, die gegensächlichen Bildungen aus den Formungen des Anfangs abzuleiten: Prinzip der „kontrastierenden Ableitung“. Mozart verfährt anders. Auf Beethovens Jugendwerke fällt manches Licht, wenn Sterkel und die Mannheimer verglichen werden. Zu wünschen wäre nur, daß derartige Untersuchungen begrifflich schärfer umrissen würden; dies erleichterte eine ersprießliche gegenseitige Verständigung. Ins Gebiet der Ausübung führt „Der deutsche Gesangsverein für gemischten Chor“ von Siegfried Ochs (Max Hesse, Berlin). Der dritte Band dieses Beratungswerkes behandelt neben Haydn und Bruckner auch Beethoven; Hörer wie Leiter werden großen Nutzen aus dem ziehen, was der bekannte Dirigent als erfahrener Kenner mitteilt. Wir kommen auf das Werk noch zurück. Dem Klavierspieler sind zwei Bücher zu empfehlen, die in Beethovens Klaviersonaten einführen: ein kürzeres von 300 Seiten Kleinoktav, als ein „Buch für Jedermann“, dargeboten von Fritz Volbach (Tonger, Köln, 1920) und ein längeres, zweibändiges (248 und 415 Seiten Großoktav) von Wilibald Nagel (Herm. Beyer, Langensalza, 1923); beide natürlich mit Notenbeispielen. Bedenkt man, daß schon Reinecke und Hugo Riemann den selben Stoff in Buchform bearbeitet haben, daß Volbach und Nagel schon in zweiter Auflage erschienen, so erstaunt man freudig und findet bestätigt, was wir zu Anfang über die Volkstümlichkeit der Sonaten bemerkten. Fritz Volbach und W. Nagel sind beide durchaus wissenschaftlich gerichtet; das heißt, sie helfen dem Spieler durch Aufdeckung der inneren Zusammenhänge das Verständnis sich selber erringen. F. Volbach kann auf eine von ihm besorgte neue Ausgabe der Sonaten (bei Tonger) verweisen. Einleitend legt er die Sonatenform dar und spricht über den Vortrag der Klavierwerke (man vergleiche das Buch von Marg bei Bosses Anleitung zum Spiel der Beethovenschen Klavierwerke). In den Erläuterungen selbst bewährt Volbach bedeutendes erzieherisches Geschick. Es hängt von Wünschen oder Bedürfnissen des Spielers ab, zu welchem Erläuterungswerk er greifen will. W. Nagel bestätigt ebenfalls den Ruf, den er als gründlicher Forscher hat. Seine aufschlußreichen geschichtlichen und erklärenden Darlegungen zwingen zu aneignendem Nachdenken und vertiefen beträchtlich den künstlerischen Genuß der Sonaten. Das große Werk ist auch ins Ausland gedrungen. Zum Schluß nennen wir noch zwei allgemeine Bücher über Beethoven, die sehr vieles voraussetzen und eigentlich nur solchen Lesern zugute kommen, die ihr Urteil auch gegen fremde Zumutung bewahren und begründen können. Walther Krug ist als Verfasser der „Neuen Musik“ bekannt geworden. Was er in seiner Streichschrift über „Beethovens Vollendung“ (Allgemeine Verlagsanstalt München) zu Sonaten und Symphonien, Messe und Kammermusik vorbringt, sind Gedanken und Bedenken eines Ringenden, der lieber ehrlich zweifelt als gezwungen zustimmt. Eine Einzelheit: die Fuge Werk 133 erweist sich, wenn man sie als Schlußsatz hört (das Wendlingquartett spielte sie im ursprünglichen Zusammenhang nach der Cavatine des Werkes 130), durchaus zugehörig, ins Hohe

und Große führend, und was Krug dagegen vorbringt, dürfte sich kaum als stichhaltig erweisen. Wir ehren gewisse Einwände, die gegen manche Stelle bei Beethoven möglich sind. Nur geben wir hinwieder zu erwägen, daß sie klar und greifbar geformt sein sollten. Was zum Beispiel über die Neunte verlautes, ist (Seite 134) etwas wunderbar ausgedrückt, und auch sonst streift der Verfasser den neuzeitlichen Ton, so mit der Redensart vom „Schicksalhaften“. Man kann aber an solchen Büchern, die den Leser zur Selbstbehauptung nötigen, recht vieles Neue lernen. Das selbe gilt vom Beethovenbuche, das August Halm bei Max Hesse noch rechtzeitig zum Feste erscheinen ließ. Wie anregend ist es, den geistreichen Ausführungen des Denkers und Künstlers zu folgen! Durch seine hier wieder mehr zur Schau getragene Abneigung gegen R. Wagner lasse man sich nicht abhalten, seinen Ausführungen über Beethoven zu folgen (schade, daß er über die Werke nicht alles planmäßiger zusammengestellt hat). Überall, wo es sich um begrifflich Faßbares handelt, weiß Halm seine starke Überlegenheit zur Geltung zu bringen. Weitausholende Vergleiche — und an solchen spart er nicht — fordern meistens zum Widerspruch heraus. Seiner Grundanschauung, daß die Form selber schon etwas „ausdrückt“, stimmen wir bei. Doch sehen wir mehr Möglichkeiten. Vor allem ist die fließende Form Bachs, so hoch sie zu werten sei, nicht dazu da, die feste Form Beethovens zu überbieten. Es gibt Mittel, die einander ausschließen. Über ihren Eigenwert läßt sich niemals allgemeines Einverständnis erzielen. Trotz vielem, was abzuwehren bleibt, fesselt Halm auch in diesem Buche wieder durch eine Fülle einzelner Wahrnehmungen, die trefflicher sind und ein bewußtes Aneignen des Kunstwerks vertiefen; namentlich wird befriedigt, wer das Erkenntnismäßige in der Musik betont wissen möchte. Auch Halms „Einführung in die Musik“ (Deutsche Buchgemeinschaft) enthält vieles über Beethoven.

Einen Überblick über die Geschichte der Anerkennung Beethovens findet man in Adolf Sandbergers bedeutsamen, unentbehrlichen Beethoven-Aufsätzen (Dreimasken-Verlag, München 1924). Hier und in den beiden Jahrgängen des *Neuen Beethoven-Jahrbuchs*, das Sandberger bei Benno Filsen in Augsburg herausgibt, ist auch das neue und neueste Schrifttum über Beethoven verzeichnet und beurteilt.

Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Apolda. Die Ortsgruppe des Bayreuther Bundes veranstaltete am 11. 1. 27 unter Mitwirkung der Herren Otto Daube aus Altenburg und Kammer Sänger Alfred Kase aus Leipzig eine Einführung in Werke Richard und Siegfried Wagners und Franz Liszts durch Vortrag von „Siegfried-Idyll“, Wagners Ansprache, „Lasso“, „Von Reinhalts junger Liebe“ („Herzog Wildfang“), Vorspiel zu „Die heilige Linde“, Märchen vom dicken fetten Pfannenkuchen, Schlußansprache des Hans Sachs.

Augsburg. Dank den Bemühungen der Frau Major Melanie Ehrmbach hat der Bayreuther Bund der deutschen Jugend seit dem 23. 1. 27 nun auch hier eine Ortsgruppe. Die Vorstandschaft setzt sich zusammen: 1. Vorstand Konzepts. Josef Klein vom Augsburger Konservatorium, 2. Vorstand Fabrikdirektor Dr. Rudolf Grünner, Beisitzer Musikschritsteller Dr. Max Herre, Schriftleiter Max Hohenater, Frau Melanie Ehrmbach, Schriftführerin Frau Inspektor Heusch, Kassenvwart Bankbeamter Ostermeyer. — Schon am 13. Februar, als dem Todesstag Richard Wagners, konnten zu dessen Gedenken die Mitglieder und interessierten Gäste zu einer eindrucksvollen Morgenfeier zu-

jammengerufen werden. In seiner doppelten Eigenschaft als Hausherr und 2. Vorsitzender der Ortsgruppe fand Herr Dr. Grünher warme Worte der Begrüßung und nahm noch einmal Gelegenheit, die Ziele des Bundes zu erläutern und fruchtbare Mitarbeit den Erschienenen ans Herz zu legen. Herr Konzertmeister Klein (1. Vorsitzender), Herr Seiffert und Frau Dr. Grünher brachten das Adagio aus dem Trio Es-Dur von L. van Beethoven zum Vortrag und machten damit die Gemüter empfänglich für die folgenden Darbietungen. Wehmütige und doch erhebende Stimmung überkam den Kreis, als Herr Major Ebrambach aus Glasenapp's Wagner-Biographie das Kapitel über den Heimgang des Meisters vorzulesen die Freundlichkeit hatte. Herr Dr. Herre ließ in eindringlichen Worten erkennen, daß der vom Bund angestrebte Geist „Bayreuth-Weimar“ die Grundlage zum kulturellen Aufstieg des deutschen Volkes bildet. Er stellte diesen Geist als das Bollwerk hin, das entweder unter dem allseitigen Ansturm der alle Werte zerstörenden Verflachtung fällt oder aber, wenn wir der Mahnung folgen „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“, den Grund zu einem neuen Deutschland bildet. Der gütigen Mitwirkung von Fräulein Anni Kiehlung verdankten wir die schöne Wiedergabe der drei Wagner'schen Lieder „Träume“, „Stehe still!“ und „Schmerzen“. Die Romanze F-Dur von L. van Beethoven für Klavier und Violine, von Herrn Konzertmeister Klein und Frau Dr. Grünher zu beseeletem Vortrag gebracht, ließ die von starken Eindrücken reiche Feier harmonisch ausklingen. Frohes Hoffen, den Zielen des Bundes in immer größerem Kreise Eingang verschaffen zu können, nahmen die Mitglieder mit nach Hause. 7 neue Mitglieder konnten in die Liste eingetragen werden.

Berlin. Akademischer Richard Wagner-Verein an der Universität Berlin. Anlässlich des 40jährigen Bestehens des A. R. W. V. fand am 23. Februar 1927 eine Feier in der Universität statt. Mitwirkende: Vera Kläse-Rabitz, Berlin, Dr. Kromolicki, Berlin, Dr. Banasch, Berlin, Hanns Udo Müller, Berlin, der Michaeliskirchenchor, Berlin.

Darmstadt. Ortsgruppe des R. W.-Verbandes deutscher Frauen. Zum Besten der R. W.-Stipendienstiftung (6. März) Morgenseier. Frau Oberstl. v. Selzam widmete Richard Sternfeld Worte des Gedenkens. Vortragsfolge: 1. a) Händel, Largo aus der Oper „Xerxes“ mit oblig. Cello (Cello: Oberstl. v. Selzam), b) Gluck, Rezitativ und Arie des Orpheus (Fräulein Kaufmann), 2. Trunk, „Getrost“ (Herr Herrmann), 3. Hugo Wolf, a) „Verborgenheit“, b) „Frage und Antwort“ (Fräulein Kaufmann), 4. R. Sternfeld, Abendruhe: a) „Abend“, b) „Der Abendstern“, c) „Ruhe der Nacht“ (Herr Herrmann), 5. Improvisation über R. Wagner's „Tristan“ (Herr Riede), 6. H. Wolf, a) „In der Frühe“, b) „Er ist's“ (Fräulein Kaufmann), 7. R. Sternfeld, 2. Balladen: a) „Die blaue Blume“, b) „Das Lied“ (Herr Herrmann), 8. Trauermusik aus „Götterdämmerung“ (Herr Riede). Am Flügel: Herr Kapellmeister Riede.

Graz. W.-V. Der erste Wagnerabend fand statt am 16. 1. 27 und brachte Wotans Abschied, von den Worten Brünnhildens an: War es so schmachlich — vorgetragen von Opernsänger Emmerich Schreiner als Wotan und von Frau Minna Tube, ebenfalls Opernsängerin, als Brünnhilde, die Klavierleistung hatte Fräulein Lotte Kloss übernommen. Dem Vortrag ging eine dramatische und musikalische Erläuterung voraus, die Herr Stud. Phil. Norbert Roffa besorgte. — Der zweite Abend fand am 14. 2. statt, als Gedenkfeier des Todes R. Wagner's, und brachte den 3. Akt der Götterdämmerung. Brünnhilde: Frau M. Tube, Siegfried: Herr Dr. Böhm, Hagen: Herr Julius Egger, Gutrune: Frau Spitzer, Gunther: Herr Mikol, Rheinföchter: die Damen Kallah, Pischegger und Lerner. Am Klavier: Herr Dr. Alfred Schmidt.

Hamburg. 145. W.-A. 11. 2. Wagner-Niebsche-Abend. Ausführende: Lita Schneider-Hübner, Walther Blanke, Gesang; Otto Schnabel, Vortrag; Dr. F. Glage, Begleitung: Niebsche-Lieder, Vortrag „Wagner und Niebsche“, Wagner-Lieder, Schlussgesang des Hans Sachs. — 146. W.-A. 11. 3. Deutsche Lieder der Gegenwart. Ausführende: Helmy Walter, Martin Erich, Gesang; Cornelius Czarniowski, Dr. F. Glage, Klavier. Werke von Gräner, Trunk, Braunsfels, Weismann, Stöhr, Kaun, Mary, Strässer, Korngold, Fleck, Göhler, Czarniowski.

Kürnberg. Der Jahresbericht für 1926 der Ortsgruppe des R.-W.-Verbandes deutscher Frauen unter der vorbildlich tätigen Leitung der Frau Consul Clara Lambrecht teilt außer den verschiedenen erfolgreichen Veranstaltungen, wovon die W. Bl. meist schon berichtet, den Anregung der Vorsitzenden mit, daß fernerhin auch „Wagnerverehrer“ den Verehrerinnen in der Ortsgruppe sich anschließen sollten. Es ist noch hinzuzufügen, daß A. 2000 an die R. W.-Stipendienstiftung abgeliefert werden konnten, esliche Künstler unterstützt wurden und für die Weimarer Festspiele eine Spende gegeben worden ist.

Wien. Akademischer Wagnerverein. 3. 2. 27. 1. Trauerfeier für Heinrich Werner (gest. 4. Januar d. J.): Gedenkworte, gesprochen von Reg.-R. Dr. Anton Reichel. — Hugo Wolf: Aber Nacht. Anakreons Grab. Denk es, o Seele. Nun laß uns Frieden schließen.

(Herr Franz Schindler.) II. Richard Wagner und seine Zeitgenossen. Mitwirkende: Konzertpianistin Frau Mena Töpfer-Kawinek, Opernsängerin Frä. Thea Sevcik, Frä. Olga Levko. Die Herren: Opernsänger Georg Puntschart (Volksoper), Franz Schindler, Josef Schütz, Gustav Terenzi (Volksoper); der Wiener Bruckner-Chor, Dirigent Prof. Leo Weber. Künstlerische Leitung Fritz Kuba. Einleitende Worte von Hofrat Mag. Millenkovich-Morold. Vortragsfolge: Richard Wagner: Szene aus „Der fliegende Holländer“ (Frä. Sevcik, die Herren Schindler und Puntschart). Anton Bruckner: „Locus iste“ für gemischten Chor (Der Bruckner-Chor mit Prof. Weber). Franz Liszt: Liebesstraum — Étüde in Des — Onnenreigen — Campanella (Frau Töpfer-Kawinek). Robert Franz: Aus meinen großen Schmerzen — Mädchen mit dem roten Mündchen — Die Lotosblume — Liebesfeier (Herr Schütz). Peter Cornelius: Szene aus „Gunlöd“ (Gunlöd-Frä. Sevcik; Odin-F. Terenzi; Geisterchor: der Bruckner-Chor mit Prof. Weber). — Richard Wagner: Quintett aus „Die Meistersinger von Nürnberg“ (Eva-Frä. Sevcik, Magdalene-Frä. Levko; Walther-F. Terenzi; David-H. Schütz; Sachs-H. Puntschart). Am Klavier: Herr Kuba. — 10. Febr. Ordentliche Hauptversammlung. Tagesordnung: Erstattung der Jahres-, Vermögens- und Archivberichte. Neuwahl des Vorstandes und der Rechnungsprüfer. Festsetzung des Mitgliederbeitrages für 1927. — In der am Donnerstag, den 10. 2. stattgefundenen Hauptversammlung wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt. An Stelle des verstorbenen Herrn Hofrat Dr. H. Werner tritt Herr Prof. Dr. L. Grießer. Auf Antrag des Vorstandes wurde Herr Dr. Wilhelm Kienzl anlässlich seines 70. Geburtstages einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. — Am 11. 3. veranstalteten der Ak. W.-V. mit dem Ak. Verein der Germanisten eine Gedenkfeier für H. St. Chamberlain, wobei sprachen S. Magnif. Hofrat Prof. Dr. H. Molisch, Dr. phil. u. med. Tirala, Dr. F. Koch.

Würzburg. Zweigverein: 1) 20. 11. 1926: vorbereitende Sitzung. Wieland, der Schmied, rezitiert von Dr. Heinrich König. 2) 9. 12.: 1. Vereins-sitzung. Tristan und Isolde, einleitender Vortrag — Geschäftliches. 3) 7. 1. 1927: 2. Vereins-sitzung. Rezitation der Tristan-dichtung durch Dr. Heinrich König. 4) 28. 1.: 3. Vereins-sitzung, sachungsgebende Hauptversammlung, Wahl des Ausschusses, Obmann: Universitätsprofessor Dr. W. Lubosch, stellvertretender Obmann und Kassensführer: Finanzdirektor Dr. Hendrich, Schriftführerin: Frau verw. Bürgermeister Schöneberger, Beirat in künstlerischen Fragen: Dr. Heinrich König, Beigeordnete: Fräulein Volkhardt, Lehrerin an der Frauenschule. 5) 11. 2.: 4. Vereins-sitzung im Saale des akademischen Gesangsvereins: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Alfred Lorenz-München über den Aufbau der Tristan-Musik. — Dem Zweigverein gehören 3. 3. 45 ordentliche und 15 außerordentliche Mitglieder an.

Außerhalb der Vereine.

Jena. An hiesiger Universität ist ein „ästhetisch-dramaturgisches Seminar“ eröffnet worden, welches als einzigen Schmuck die Büsten Goethe's, Schillers und Wagners enthält und von Herrn Prof. Dr. Hugo Dinger geleitet wird.

München. Die Vereinigung „Dem Gedenken König Ludwig II. von Bayern“ beging am 13. 2. eine Richard Wagner-Feier: Themen aus Parsifal, Orgel, Prof. Ernst Lorenz, einleitende Worte von Ludwig Berg-Bauer, Rondo von Beethoven, Ständchen von Schubert, Gisela von Parzifort, Wagner-Lieder, Berta Schildberger „Liszt's Héroïde Élégiacque“, Helma Lankmer, Rezitationen vom Verf. Hofschauspieler Max Bayrhammer, Präludium und Aria von Reger, Violine, Palma von Parzifort-Erdmann, Orgel, Prof. Lorenz, Arie von Mozart, Kammerf. Erich Zimmermann, Siegfrieds Tod, Orgel, Prof. Lorenz. — Am 14. 3. veranstaltete Herr Dr. Georg Schott eine eindrucksvolle Chamberlain-Gedenkfeier: „Auf des Lebens Höhe“, in Wort, Ton und Bild. — Hierzu ist bei J. F. Lehmann ein sehr hübsches Büchlein erschienen, welches die Feier erläutert, mit Bildern („Erdenwelt und Überwelt“) von Hodler, die Entkäufchen, und Thoma, Sehnsucht, („Sinnwissen und Herzwissen“), Dürer, Melancholie, und Schäfer, der Gelehrte, („Buchstabe und Geist“) Carllagoz, Klosterbibliothek, und Piloty, Columbus, („Vergehen und Werden“) Michelangelo, kauender Jüngling und unvollendete Statue, („Ich und Du“) Michelangelo, rassende Hände, und Dürer, betende Hände, dazu die Bildnisse Luthers, Bachs, Friedrich des Großen, Kants, Goethe's, Wagners, Bismarcks mit Worten von Chamberlain.

Drittes (Festspiel-) Stück 1927.

Nur den ewig rollenden Tag mißt die Sonne in ihrem Lauf; die Kunst heißt sie stillestehen, sie breitet die Zeiten wie einen Garten aus vor unseren Augen, und für Aonen errichtet sie an seinen Wegen die Meilensteine des Genies.

Houston Stewart Chamberlain.

Die Wirkung des Mimen.

Eine nicht gehaltene Tischrede von Houston Stewart Chamberlain.

4. 12. 1904.

Nach der Darstellung des „Meister Anton“ in Hebbels „Maria Magdalena“ sollte der bedeutende Künstler, der Dresdener Hofschauspieler Wiecke, bei einem festlichen Mahle gefeiert werden. Die Gedanken über die Wirkung des Mimen, welche Chamberlain damals hatte aussprechen wollen, werden unseren Lesern, wohl auch Bayreuther Künstlern, von solchem Werte sein, daß sie mit mir dankbar dafür sein werden, sie in unseren „Blättern“ nachträglich noch mitgeteilt und festgehalten sehen zu dürfen.

H. v. W.

Gnädigste Hausfrau! Sehr geehrte Tischgenossen!

Wenn ich reden könnte, würde ich mich in diesem Augenblick nicht erheben und sprechen; denn das Wort ist für Den, der es in seiner Gewalt hat, ein gefährliches Ding, — es reißt hin und verführt, es verleitet dazu, Unmögliches zu unternehmen und mit Unzulänglichem sich zufrieden zu geben. Nun ist mir aber die Gabe der freien Rede völlig versagt; darum habe ich ein gewisses Vertrauen, daß es mir gelingen soll, etwas zum Ausdruck zu bringen, was mein Herz erfüllt und wofür Worte unzureichend sind.

Wir stehen Alle hier unter einem gewaltigen Eindruck; ihn zu analysieren, ist nicht nötig, ihm zum Ausdruck zu verhelfen, ist dagegen unabweislich. Denn gemeinsame Eindrücke sind eigentümlich gesteigerte Eindrücke, — ein Jeder von uns wächst am Anderen empor, die Persönlichkeit wird überpersönlich, der Mensch Menschheit; darum ist die Bühne die mächtigste Herzenserschütterin. Gemeinsames Erlebnis fordert aber gemeinsames Bekenntnis. Einzeln vermögen wir es nicht, dem Künstler, der heute Abend unter uns weilt, den Dank auszusprechen; man kann ebensowenig für Kunst danken wie für Liebe; es bleibt das immer ein Stammeln; denn Kunst wie Liebe ist unbegrenzt, zeitlos, unerschöpflich, sie sucht sich selbst, sie lebt sich zur Freude, sie nimmt im Augenblick, wo sie gibt, es bleibt nichts übrig, was noch nachträglich beglichen werden könnte; hier ist der eine Augenblick alles und ein spontanes Händeklatschen sagt dem Schauspieler mehr als alle Worte.

Können wir aber nicht danken, so ist es vielleicht doch möglich, mit jener erhöhten Feierlichkeit des Gemeinsamen unsere Verehrung, unsere innigste Wertschätzung zum Ausdruck zu bringen.

Als ich vergangene Nacht — von dem grausamen Drama aufgewühlt — den Schlaf nicht finden konnte und gern — um Beruhigung wenigstens zu gewinnen — an etwas a n d e r e s denken wollte, da quälte mich — wie eine Fliege, die Einem um die Nase summt — die bis zum Ekel abgebrauchte Phrase: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“. Es war so, als hätte mir ein Mephistopheles ins Ohr geraunt: aber rege dich doch nicht auf! Das Ganze ist ein ganz vergänglicher Eindruck, bloßes Theater! Aber da empörte ich mich. Schon rein oberflächlich betrachtet, stimmt der berühmte Vers nicht. Nur die ganz großen Dichter sind berühmter als Garrick; und jedem Gebildeten sind Namen wie Eckhoff, Schroeder, Talma, Iffland und noch ein oder zwei Duzend mehr vertrauter als die manches Dichters und Malers, der vielleicht ebensosehr verdiente, unvergessen zu bleiben. Welcher Gebildete greift nicht häufig nach Georg Christoph Lichtenberg's Londoner Briefen mit den Schilderungen von Garrick? Ich meines theils fast alle Jahre von neuem, und rege mich darüber auf, als ob ich abends ihn auftreten sehen sollte. Wie er in einer Rolle den Strumpf herunterschlenkern läßt, wie er in der Geisterzene des Hamlet den Hut verliert, wie er — in ich weiß nicht was für einem vergessenen Sensationsstück — innerhalb sechzig Sekunden sein Antlitz die ganze Skala durchlaufen läßt, von heiterer Verschmüththeit zu Erstaunen, Fragen, Verwundern, Ahnen, Entsetzen, wahn sinniger Furcht, Racheaufbrausen — alles ohne ein Wort gesprochen zu haben, und doch mit der Wirkung, daß die Zuschauer wie versteinert, atemlos lauschen und warten. — Aber sehen Sie, da steckt's! Es ist ja ganz schön, sich vom geistvollen Lichtenberg oder vom genialen Diderot so etwas erzählen zu lassen; doch bald empfindet man: der kleine Finger Garrick's wäre mir mehr wert als alle diese Schilderungen! Es ist, wie wenn Einer ein Buch über Musik schreibt, oder — noch drastischer — in der Wüste von Wasser erzählt. Die Nachwelt flicht dem Mimen darum keine Kränze, weil sie ihm keine flechten kann, weil sie es nicht vermag. Und warum vermag sie es nicht? Unser edler großer Schiller — der so grauig verunstaltet im Volksmunde lebt — deutet es im selben Zusammenhange wenigstens an. Der Mime muß, sagt er: „den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen.“ Hier liegt nun des Rätsels Lösung.

Denn wenn Schiller als Kontrast hervorhebt, das Gebild des Meißels, der Gesang des Dichters lebe noch nach Jahrtausenden, was ist hiermit gesagt, wenn nicht, daß der Dichter und der Bildhauer — als Persönlichkeit — den Augenblick nicht ganz erfüllt hat? Wir beachten zu wenig, daß große Werke zwar aus der Persönlichkeit entstehen, doch die Selbstaufopferung und gleichsam — um ein Modewort zu gebrauchen — die Verneinung der

Persönlichkeit fordern. In allem Schaffen steckt außer der intellektuellen Kraft eine moralische Kraft: diese ist die Selbstverleugnung. Der Dichter und der Bildhauer füllen nicht mit ihrer Person den Augenblick aus, sondern im Gegentheil, sie verzehren sich, sie bringen sich auf einem Altar zum Opfer, und wenn ihr Werk dann wirklich die Eigenschaften besitzt, die es wert machen, Jahrtausende zu überdauern, so liegt die Dauerhaftigkeit im Über- und Außerpersönlichen begründet; es hat hier ein Ausscheiden, ein Lostrennen stattgefunden; das Werk, ja, das mag Jahrtausende leben, der Künstler aber ist nur ein Name, er ist unbekannt, vergessen; es ist unmöglich, Persönlichkeit zu schildern. — Nun ist es das Wesen des darstellenden Künstlers, daß er — wie Schiller sagt — den Augenblick ganz erfüllt. Ist er der rechte Künstler, so bleibt nichts übrig, nichts, was auskristallisieren könnte zu ewiger Dauer. Hier ist die Persönlichkeit selber das Werk; hier besteht die Kunst darin, die ganze Person, vom Scheitel bis zur Sohle, in Leben zu wandeln; hier ist weder Stein noch Tinte der Stoff, sondern das Mysterium magnum des Daseins, der Mensch selber — und dieser Stoff geht auf wie eine Flamme. Wohlbetrachtet ist Darstellung — sobald sie als echte große Kunst auftritt — die einzige rein geistige Kunst.

Und weil sie das ist, finde ich diese ganze Stelle des berühmten Schiller'schen Prologs unbefriedigend. Der Mime . . .

„Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbaun usw. usw.“

Nein, nein! warf ich mich im Bette herum, das stimmt alles nicht zu dem heutigen Eindruck. Da, wie eine Erlösung, fiel mir Goethe ein! Selten gelesene, auch von mir längst vergessene Verse stellten sich ein, und auf einmal war alles hell. Viel mehr als Schiller, hat Goethe mit und auf dem Theater gelebt; er hat ganze Generationen von Schauspielern ausgebildet, hat von der ersten Leseprobe an die ganze Arbeit mitgemacht und dann noch bei den Aufführungen mit streng richtendem Auge geachtet, daß von der erreichten Höhe nichts im Schlendrian verloren gehe. Und er nun, der gemessene, un-rhetorische, jedes Wort genau abwägende Mann, stellt dem Mimen ein ganz anderes Zeugnis aus — und zwar mit zweiundsiebzig Jahren. Die Muse des Dramas läßt er sprechen:

„Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbei geführt;
Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.“

Jetzt, ja jetzt haben wir den Mann, der die Sache unter den richtigen Gesichtswinkel erblickt. Was scheren uns die Kränze und sonstiges Gewürz? Die lassen wir billig den verpöbelten Cäsaren. Worauf es ankommt, deckt dagegen Goethe hier auf. Freilich kann die Flamme nicht weiter brennen und enthält eine Bühnenaufführung kein einziges Element der Fortdauer

in sich; wenn aber das rein geistige Kunstwerk gelungen ist, wenn wirklich Seele Gestalt gefunden hat, und sei es auch nur — wie es der Natur der Sache nach nicht anders sein kann — sei es auch nur auf Augenblicke, dann, ja dann hat jeder empfängliche Zuschauer eine Wirkung „auf's ganze Leben“ erhalten, er trägt den unauslöschlichen Eindruck einer unvergleichlichen Erfahrung. Und diese Unmittlichkeit, diese Unvergänglichkeit, diese Tiefe der Prägung bewirkt keine andere Kunst, weil eben keine so rein geistig ist. In der selben Dichtung sagt uns Goethe auch des Näheren, was die dramatische Darstellung bewirkt, wie es ihr Ziel sei, „Jeden aus sich selbst zu heben“ und ihn „aufwärts zu tragen“.

„Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter fragen,
Können Herzen freier schlagen.“

Also, unsere Sinne schärft diese Kunst, unsere Seelen entbindet sie zu hohem Fluge, und — vor allem — unsere Herzen lehrt sie freier schlagen!

Und das sollte nicht genügen? Ein Mensch, der so Ungeheures für das Geschlecht der Lebenden leistet, sollte sich noch um Nachwelt kümmern? Oder wir sollten ihn geringer schätzen, weil es um seine papierene Ewigkeit nicht ganz so wohl bestellt ist wie um die anderer Künstler? Ich für mein Teil halte dies für das Gottverwandteste:

Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.

Selbst in meiner eignen stummen Tätigkeit als Schriftsteller ist mein höchster Ehrgeiz, zu wirken; nicht zu überzeugen, nicht Bewunderung zu wecken, nicht Nachahmer zu finden und Schule zu machen, sondern zu wirken, — unanalysierbare, blißartige Eindrücke hervorzurufen, die hinfürder Hirn und Herz zueigen sind und sie — bewußt oder unbewußt — bestimmen. Und nun kommt der Mime und stellt seine ganze Person in den Dienst der Wirkung!

Wir wollen nicht den einen auf Kosten des anderen loben, doch das wollen wir sagen: dieser Künstler steht sehr hoch unter Künstlern. — — —

Wenn das öffentliche Bewußtsein entfernt ist, die Bedeutung des Mimen so hoch anzuschlagen wie ein Goethe, so liegt das zum größten Teile nicht an den Darstellern, sondern an den Dichtern; wer auf Gemeinheit spekuliert, kann nichts Edles erzielen. Und einen Dank kann ich jetzt doch aussprechen, denn er betrifft nicht die Kunst, sondern den moralischen Mut des Künstlers: den Namen Hebbel auf seine Fahne zu schreiben, für diesen verkanteten großen Dichter sich persönlich in die Schanze zu schlagen, wo doch Erfolg und Vorteil so leicht auf anderen Wegen zu ernten sind, das ist groß, das ist ideal, das ist würdig eines echten deutschen Mannes; das zu sagen, es ihm selber ins Gesicht zu bekennen, ist wohl nicht unbescheiden.

Das ist aber auch das Einzige, was mit Worten zu sagen ist. Im übrigen habe ich den Mann ehren wollen, ohne ihn zu nennen. Ich meine, im Verhältnis zu dem, was er uns geboten hat, wäre alles, was wir in Nachtschreden ihm bieten könnten, gar zu banal. Und so fühle ich denn mit Vergnügen in meiner Hand den Becher und erblicke neben mir die holde Gestalt einer Künstlerin (Lilli Petri), die es wohl eher ertragen würde, wenn wir ihr Artigkeiten sagen wollten. Auch hier liegt eine „Wirkung auf's ganze Leben“ vor; denn hätte ich nicht an einem bestimmten 4. Januar Nora gesehen, ich säße heute nicht hier in diesem Kreise. Daß ich es tue, ist eine Bereicherung meines Lebens; sollte ich aber auch einmal wegen meiner vielen Unarten aus ihm verbannt werden, Nora würde mir dennoch bleiben; nichts vermag einen solchen Eindruck zu schwächen: Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.

So lassen Sie uns denn unsere Gläser auf das Wohl der beiden vortrefflichen Künstler leeren, als Vertreter eines Standes, dem Goethe — und wir mit ihm — so hohe Bedeutung für unser Leben beimesßen.

Dem Gedenken Chamberlains.

1.

Was Chamberlain einer fernen Welt sein mag, was er spätern Zeiten bedeuten wird — ich weiß es nicht. Er steht so nahe vor mir! Seine Erscheinung — Persönlichkeit und Werk — nehmen einen so ungeheuren Teil meines geistigen Gesichtskreises ein — wie vermöchte ich zu beurteilen, was er den Fernen sein mag? Ich liebte ihn! Ist die Liebe aber nicht grenzenlos? Sie kommt aus Ewigkeiten und geht durch Ewigkeiten fort. Was weiß die Liebe von der Zeit? So weiß ich auch nicht, was er den Spätern bedeuten wird. Ich weiß nur, was er m i r ist, was er mir war und immer sein wird. Davon allein will ich hier sprechen.

Chamberlain war mein erster eigentlicher Lehrer. Schon am Gymnasium waren wir seine „Grundlagen“ in die Hände gekommen. Sie wurden entscheidend für mein ganzes Leben. Zwar war damals mein Fühlen schon erweckt durch Wagner, mein Denken schulte sich bereits an Kant, mein eigentlicher Führer durch das Reich des Geistes ward aber dennoch — Chamberlain.

Und welch ein Führer war er! Ich glaube nicht, daß die Welt je einen besseren gesehen hat.

„Ich schreite kaum, —
doch wahn' ich mich schon weit.“

Schnell und sicher wie durch Zauberkraft eröffneten sich unter seiner Leitung die Wunderwelten des Geistes. Viele Große vergangener Zeiten mögen tiefer in Welt, Gott und Menschheit hineingeblickt haben als er —

die einzelne große Persönlichkeit, den „Genius“ und sein Werk, die „Kultur“, hat niemand je so erschaut. Hier ist er schlechthin unvergleichlich.

Von Anfang an klang mir die Stimme Chamberlains vertraut wie die eines älteren Bruders. Und gleich bei seiner ersten Begegnung legte er mir das wahre Fundament meines ganzen späteren Lebens ins Herz: die Erscheinung Christi. Ich begriff Christus zum ersten Male in den „Grundlagen“. Das war zweifellos das Größte, was er mir gab, und was überhaupt ein Mensch mir geben konnte. Von da an war ich sein.

Ich lernte seine anderen Werke kennen. Wie innig mußte es mich berühren, daß sie gerade den zwei ersten Leitsternen auch meiner Jugend gewidmet waren, Wagner und Kant! Schon wußte ich mich also in gemeinsamer Liebe mit ihm verbunden, und dies Bewußtsein gab mir den Mut ihm 1907 meinen Erstlingsversuch zuzusenden: „Die Kultur der Zukunft“ (bald darauf von Wolzogen für die „Blätter“ angenommen). Welch erschütterndes Glücksgefühl gab dem Jüngling sein erster Brief! Er hatte mich sofort bis ins Innerste verstanden!

Von da an — sechs Jahre etwa waren seit meiner ersten Lesung der „Grundlagen“ vergangen — von da an blieb Chamberlain mein einziger Lehrer, ward er mein treuester Helfer! Im Juli 1908 kam ich mit einem kurzen Empfehlungsschreiben von ihm nach Wahnfried. Als er mir es sandte, ahnte er noch nicht, wie bald er selber dahin kommen würde. Wunderbar erschien ihm später sein „Lebensweg“ nach Bayreuth, wunderbar erscheint dem Fernerstehenden dies ganze Leben überhaupt.

In Bayreuth sollte Chamberlain den köstlichen Herbst seines Lebens verbringen, hier reifte dann auch die wohl gehaltvollste und reichste Frucht seines Schaffens: das Goethewerk. Die rückschauenden „Lebenswege meines Denkens“, das hinüberschauende „Mensch und Gott“ mahnen dann schon an den nahenden Vollender Tod. Aber wie verschieden alle seine Werke sein mögen, in allen lebt sichtbarlich das reinste Streben beruhigt und verklärt durch reinstes Schauen. Und es ist keines, das man nicht lieben mußte.

Was soll ich nach den Werken Chamberlains noch von der Persönlichkeit sagen? Es mag aus dem Munde eines Philosophen, der zur strengen kritischen Schule Kants sich bekennt, seltsam klingen, aber ich kann ihren Eindruck nicht anders wiedergeben: auch die Persönlichkeit war durchaus wunderbar. Dies eigentümlich W u n d e r b a r e an Chamberlain wird schon jeder empfängliche Leser der „Lebenswege“ verspüren, von seiner Person strömte es natürlich noch weit stärker aus. Schon äußerlich erschien er wie aus einem Geschlechte höherer Menschen. Besonders war sein Auge ganz unvergleichlich. Und welche überlegene und zugleich doch liebevolle Ruhe, welch herrliche Klarheit ging von ihm aus! Die ihn kannten, werden sich nicht wundern, wenn ich es hier bekenne: die schönsten Stunden, die je ein andrer mir gab, kamen von ihm.

Und wunderbar wie sein Leben war dann sein Tod. Die Art, wie er sein furchtbares Leiden trug, wie immer Himmelsklarheit über diesem Erdenjammer blieb, das kann nur ganz begreifen, wer es sah. Und jetzt, da er überwunden hat, da der Gedanke an sein Leid uns Schwächern nicht mehr den Blick trübt, müssen wir jetzt nicht auch dieses Sterben als ein hohes, ja das höchste Wunder empfinden? Er sollte dem Erlöser nicht nur nachdenken, er sollte ihm auch nachdulden, jener „herbe Segen unerfüllender Erfüllungen“, von welchem der Mann einst gesprochen hatte, er senkte sich in voller Schwere auf den Greis. Und der Greis nahm ihn an, suchte ihm nicht zu entfliehen. Er nahm seine volle Schwere mutig auf sich, er hob sie mit übermenschlicher Kraft empor und trug sie siegreich gegen Himmel. „Tod, wo ist nun dein Stachel? Hölle, wo ist nun dein Sieg?“ — Ein Wunder wie das Leben war auch dieser Tod.

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend!“

— so empfand einst Goethe das Scheiden Schillers. Uns aber kann Chamberlains Scheiden kein Entschwinden sein. Am Anbruch eines langen Winters ist diese warme Sonne unseres Lebens in weite Fernen gerückt, entschwinden aber kann sie uns nie. Die Strahlen ihrer Liebe halten uns für immer an ihr fest.

Dr. Felix Groß.

2.

An einem Sonntag entschwebte dieser tiefe und umfassende Geist. Wer wußte, wie trotz seines seit vielen Jahren gelähmten Körpers Chamberlain Werk auf Werk in Jugendfrische sich folgen ließ, begann zu glauben, hier habe die Seele Macht über den Leib gewonnen und dem Tod den Stachel entzogen. Hat wirklich das leuchtende Auge sich geschlossen? — „Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne“ sprach am Abend eines Maiensonntags 1824 Goethe zu seinem Begleiter. Und mit Heiterkeit fuhr er fort: „Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“

Houston Stewart Chamberlain können wir uns nicht tot denken. Sein Werk wird leben und vielen Wanderern im wilden Walde dieser Zeit leuchten und den Weg weisen. Gerne denkt man sich den Heimgegangenen in der Ewigkeit willkommen heißen von Wagner, Goethe, Kant und begleitet zu all' den andern Großen, nicht fremd ihm, sondern altvertraut. Dort scheiden sich nicht Dichter von Musikern, nicht Philosophen von Natur-

erforschern — Sphärenklänge ertönen und höchste Einheit alles Schönen und Edeln erstrahlt und eint die Gäfte aller Lande in Liebe.

Wie kaum ein anderer hat Chamberlain die Erkenntnis menschlichen Könnens und Wissens bis zu den Grenzen wandernd erreicht. Kunst und Wissenschaft erschlossen ihm ihr Letztes. Mit brennendem Herzen strebte er nach dem Erleben alles Schönen und Wahren. Ein besonnener Faust gewinnt er schon als Jüngling jedem Meere Land ab; höchste Kunst, tiefes Erkennen laden ihn zum Verweilen ein und treu bewahrt er sich die schönen Augenblicke in fortwirkender Ergriffenheit. Dieser Faust hat seinen Pakt mit dem Heiligen Geist geschlossen.

Nicht die Gleichgültigen und Lauen werden Chamberlain lieben, und nicht beschränkte Fachgelehrte werden ihn ehren. Bezeichnend für ihn ist das Umfassenwollen, bei aller Vertiefung in das Einzelne. Eine ganz außerordentlich gründliche und allseitige Belesenheit zeichnete ihn aus. Aber weit entfernt vom toten Aufspeichern etwa eines Jamulus Wagner, lebt und organisiert Chamberlain sein gewaltiges Wissen. Wie dem Einatmen das Ausatmen folgt, der Analyse die Synthese, so schießt das Urmaterial bei ihm in Kristalle. Schildert er seinen Buchgaden, führt er neben andern Leitsprüchen den Satz Emersons an: „There is creative reading as well as creative writing“ und den Ausspruch Flauberts: „Ne lisez pas, comme les enfants lisent, pour vous amuser, ni comme les ambitieux lisent, pour vous instruire, non, lisez pour vivre!“ Er las um zu leben und um Leben weiterzuschicken. Kein Wunder, daß Fachvertreter akademischer Spezialgelehrsamkeit oft die Augen schlossen vor der sie blindenden Erscheinung. Es ist Schopenhauer und Wagner nicht besser ergangen, denn jener ließ sich nicht in die Schulphilosophie, dieser nicht zu den Musikern einschachteln. Dem Künstler verzeiht es die Welt noch am ehesten, wenn er Grenzen überschreitet; denn tief im Herzen der Empfänglichen schlummert die Ahnung von einer Einheit der Künste. Der Gelehrte aber vermag unmöglich das angesammelte Wissensmaterial auch nur eines Faches zu überblicken; versucht er es, so wird er da und dort in der Auswahl der Tatsachen fehlgreifen, auch wohl einmal irren. Umso notwendiger bleibt es, daß von Zeit zu Zeit ein genialer Seher aufsteht, der die Steine und Blöcke auseinanderwälzt, einen Überblick ermöglicht und das Material dem Leben gewinnt.

Chamberlains berühmtestes und verhaßtestes Werk — „Die Grundlagen des 20. Jahrhunderts“ — stellt einen großartigen Versuch dar, Licht in ein Chaos zu bringen, Helden und Heiligen Gestalt zu verleihen. Inhaltlos gewordenen Schlagworten werden neue Gesichtspunkte, bisweilen vielleicht auch neue Schlagworte entgegengestellt; Kultur und Zivilisation erfahren helle Beleuchtung; der Einfluß der Rasse wird betont. Um 1200 scheiden sich die Zeiten: Zerfallendem, Verdorbenem fließen aus nordischen Völkern frisches Blut, unverbrauchte Kraft, reiner Wille zu. Aber gewaltige Mächte blieben

bestehen, die bis auf den heutigen Tag Denksysteme und Weltanschauungen chaotischer Zeiten auf uns vererben. Als solche nennt Chamberlain ein gewisses Judentum und eine aus syrisch-ägyptisch-afrikanischen Mysterien erwachsene römische Kirche. Den religiösen Einflüssen nachzuspüren, liegt ihm besonders am Herzen; er hat im „Kant“ und zuletzt noch in „Mensch und Gott“ stets wieder diese ewigen, über alles wichtigen Probleme aufgegriffen. Jenen Gewalten suchte er die rein erlauchten Worte Christi entgegenzuhalten, in den Evangelien selbst gesammelt. Unerbittlich wird er, wo er gewahrt, wie wahres Christentum verfälscht und statt Ehrfurcht knechtische Furcht unterschoben wird. Oft überrascht ein ungewohntes Wort; es ist, als ob durch geöffnete Fensterladen ein Lichtstrom in dumpfige Gemächer dringe. Die „Grundlagen“ sind aber trotz ihrer weiten Verbreitung und Übersetzung in alle Hauptsprachen mehr genannt als gekannt und auch in Zürich von den tonangebenden Tagelöhnern wieder einmal totgesagt worden. Solange es trotz dieser Herren noch Weltanschauungsfragen gibt, wird aus dem Werk reiche Anregung zu schöpfen sein.

Wie gern möchten wir auf die großen Persönlichkeits-Offenbarungen — das Wort „Biographie“ erschöpft bei weitem nicht, was Chamberlain geben will — eintreten dürfen! Nur wenige Worte sind erlaubt. „Goethe“ ist wohl die ausgeglichenste, anerkannteste Leistung, „Kant“ vielleicht die genialste, „Richard Wagner“ die jugendlich-wärmste. Mit Begeisterung folgt man solchem Führer bis in die dünne Gipfelloft hinauf, und selbst wer ermattet zurückbleiben sollte, wird neue Aussichten gewonnen und manche blaue Bergblume gepflückt haben.

Was Chamberlains Wagner-Buch auszeichnet, ist die Betrachtung der Prosawerke, der Regenerationslehre und des Bayreuth-Gedankens. Rein Biographisches überläßt unser Denker andern. Für alles sonst ist immer wieder auf sein hinreißend anregendes und belehrendes Werk zurückzugreifen. Noch lieber ist mir das 1894 in Paris erschienene kleinere Buch „Le drame Wagnérien“, worin Chamberlain, nach einer nur ihm eigentümlichen Untersuchung der Tondramen seinen französischen Lesern vorschlägt, Wagners Schöpfungen als das typisch deutsche Drama aufzufassen. Immer preise ich die Fügung, die mir als jungem, verspottetem „Wagnerianer“ dieses herrliche Buch zuführte. Es ist zwar bald ins Spanische und dann oft ins Deutsche übertragen worden und hat Richtungen auch solchen gewiesen, die es weder wissen noch anerkennen. Würde es nur noch weit mehr beachtet! Noch heute — oder heute wieder? — wird Wagner entstellt. Die wissenden Bühnenleiter nehmen sich nicht einmal die kleine Mühe, ihr Publikum wenigstens durch die von Wagner angewandte Bezeichnung der „Ring“-Tragödien und des „Tristan“ auf das zu Erwartende aufmerksam zu lassen. Wer sich nicht durch blinden Haß oder blasierten Dünkel den begeisternden Eindruck solcher, wenn stilvoll aufgeführt, einzigartiger Werke selbst raubt, wird mit Entzücken lesen,

wie Chamberlain zur Sonne seines Daseins kam, zu Richard Wagner, dessen jüngste Tochter, Eva, seine Gemahlin wurde.

Zur Einführung in das reiche Lebenswerk Chamberlains möchten wir jedem die höchst anregenden „Lebenswege meines Denkens“ geben. Das über jedes Erwarten reiche Buch fesselt, wo immer man es aufschlägt. Es gibt eine wahre Geschichte des Weltchrifttums, auch der Naturerforschung, gesehen aus dem Auge eines umfassenden Geistes. Sprödem weiß er Funken zu entlocken, Dunkelm Licht, Kaltem Wärme. Nur eine Stelle sei herausgegriffen: „... Diese Rede sprach Wagner mit so feierlicher Würde, mit so heiligem Ernste, daß selbst zwei Franzosen in meiner Nähe, die kein Wort verstanden, tief ergriffen waren, so wehevoll wirkten Ton und Gebärde. Der allen wahrhaft Großen gemeinsame Schmerz, der bei Bismarck im stummen Auge Ausdruck fand, offenbarte sich hier in der Stimme. Der Meister hatte an den Schluß der Festspiele des Jahres 1876 erinnert und an die berühmte Rede, die in den Worten gipfelte: „Jetzt ist es an Ihnen zu wollen, und wenn Sie wollen, so haben wir eine Kunst“; er erwähnte das allgemeine Mißverstehen dieser Worte, woraus das allgemeine Nicht-Verstehen seiner ganzen Absicht mit den Festspielen unwiderleglich hervorging... „Jetzt...“, bei diesem Worte „jetzt“ brach ihm die Stimme und er schwieg; ich weiß nicht, waren es Sekunden, waren es Minuten; in dem großen Raume und unter den Hunderten von Menschen herrschte ein Schweigen, daß man eine Fliege hätte summen hören; endlich wiederholte der Meister das Wort „jetzt“, aber diesmal im Flüsterton, und dann noch ein drittes Mal, indem er, unmächtig der Stimme, leise flüsterte: „Jetzt habe ich zu schweigen gelernt.“ Der Eindruck, den diese Worte hervorbrachten, gehört in das große Kapitel des Unbeschreiblichen. Ich glaube, jeder Zuhörer hat, wie Parsifal im zweiten Akt, sich ans Herz gegriffen: Die Wunde! Die Wunde! Noch heute erschüttert es mich, wenn ich an diese Worte zurückdenke. Ihn, den Liebevollen, dessen Stimme zu hören ihr so notgetan hätte, ihn hatte die Welt das Schweigen gelehrt!”

An unsere Schweiz binden Chamberlain sehr viele Erlebnisse. Lange lebte er hier. In Genf studierte er, in Neuchâtel erschien seine große naturwissenschaftliche Arbeit über den Wurzeldruck und aufsteigenden Saft. Im Kirchlein zu Osteigwyl erübte er die Motive aus dem „Ring“. Sein Drama „Der Weinbauer“ schildert ergreifend die Liebe des Waadtländer Winzers zu seiner Scholle. Das Stück würde in guten schweizerischen Aufführungen auch äußeren Erfolg erringen. Klose hat einige Auftritte vertont.

Chamberlains einzigartige Vielseitigkeit konnten wir nur entfernt andeuten. Sie überrascht jeden Leser stets neu. Aber keineswegs gehörte der Geschiedene nach jenem Goethewort zu denen, „die Fakta zu einer Unzahl sammeln“, vielmehr zu den Geistern, „fähig zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden“.

Sein Mitkämpfer Hans von Wolzogen bezeugt, Chamberlain habe in die Weite gewirkt wie kein anderer: „Nun möge die Wirkung immer mehr in die Tiefe gehen; dann bleibt er wahrhaft unsterblich in der deutschen Kultur!“

Kilchberg bei Zürich.

Karl Alf. Meyer.

3.

Was man von einem bedeutenden Zeitgenossen empfangen hat, ist einerseits ein ganz Persönliches, über das man nicht gerne redet, weil natürlicherweise der Anteil, den anderen daran zu nehmen fähig sind, in umgekehrtem Verhältnis zu der Bedeutung solcher Erlebnisse fürs eigene Leben steht, andererseits ist es ein Allgemeines, das man mit vielen teilt und je größer Verehrung und Liebe für jenen Mann ist, um so mehr zu teilen wünscht. Nur dieses Allgemeine kann auch allgemeine Teilnahme wecken.

Es gibt für die strebende Jugend, die ins Leben hinaustritt, keine reichere, aber zugleich auch keine schwierigere und gefährvollere Aufgabe als im geistigen Sinne einen festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Bei dem Streben nach solcher Grundlegung habe ich Houston Stewart Chamberlain Unermessliches zu danken. Wir erleben es ja täglich: bald droht dem jungen Menschen Ersticken im Staube moderner Vergangenheit, bald lockt eine Unzahl „Richtungen“ auf den Sumpfboden überlieferungsloser Schöngesterei, die in der Pflege des Unbedeutenden und Unechten jeden Sinn für wahre Werte zerstört. Chamberlain leitet einen Höhenpfad, der beiden Irrwegen gleich fern liegt. Ehrfurcht war der Grundzug seines Wesens. Mit dem Auge heiliger Ehrfurcht erblickte er die Großen, die Größten der Geistesgeschichte (die er die „Sonne des Menschengeschlechtes“ nannte), erblickte, was andern verschlossen war und schuf uns die Welt jener Meister durch die Kraft seines alle Weiten geistigen Lebens umspannenden Geistes zu einem lebenszeugenden Bestandteil gegenwärtigen Seins. Dank der Reinheit seines Blicks sah er überall das Wesentliche, das Bedeutende, das Echte, sah er aber früher und tiefer als andere auch die Gefahren, die uns drohen. So lehrte er über alles Einzelne, das wir ihm danken, hinaus als Höchstes, wie sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur Einheit verbinden lassen in einem Leben, in welchem sich Persönliches und Geistiges wechselseitig bedingen und vollenden und keine Trennung mehr herrscht zwischen Erkenntnis und Tat.

Daß dieser unvergleichliche Mann als ein Lebender und Wirkender unter uns weilt, mitten in unserer an wahrhaft bedeutenden Männern so armen Zeit, auch dieser große Trost ist uns nun genommen worden. Unererschütterlich aber bleibt der Glaube an das Weiterwirken seines Geistes auch unter uns.

Hans Alfred Grunsky.

4.

Zu einer glücklichen Stunde hat Houston Stewart Chamberlain im Sommer 1870 den deutschen Boden betreten, als er seiner Gesundheit wegen von einem Onkel nach Bad Ems gebracht wurde. Mit den weit offenen Augen, die den damals 15 jährigen Jüngling auszeichneten, sah er dort König Wilhelm I., den edlen Fürsten, in wohlwollendem Verkehr mit seiner Umgebung. Aber er sollte ihn auch sehen in der schicksalschweren Stunde, als französischer Übermut den Ausdruck heiligen Ernstes und der Verantwortung vor Gott in seine edlen Züge gelegt hatte. Was tausenden seiner englischen Landsleute, die alljährlich Deutschland bereisten, nur ein Gegenstand oberflächlichster Neugierde geblieben wäre, ihm war es ein tiefer Eindruck fürs Leben. Er erkannte ahnungsvoll deutsches Wesen und den Unterschied dieses von dem englischen und französischen, die er schon als Knabe durch seine bisherige Erziehung kennen gelernt hatte. Als eine Fügung von oben möchte man es betrachten, daß die wackere Tante, die den mütterlich Verwaisteten zu betreuen hatte, für seine Erziehung an der Riviera in dem deutschen Lehrer Otto Kunze einen hochgebildeten Mann fand, der nicht nur ein vorzüglicher Lehrer war, sondern auch seinem Zögling die deutsche Kultur von der besten Seite zu eigen machte. Er legte den Grund zu dem staunenswerten Wissen und Können, das den Schüler in der Folge auszeichnete, und er blieb dem begeisterten Zögling durch seinen tüchtigen deutschen Charakter ein Vorbild fürs ganze Leben. Waren so die Umstände, die den Engländer, der bereits die Litteratur seiner Heimat, wie die Frankreichs genau kannte, in die deutsche Bildung einführten, die glücklichsten, so dürfen wir nicht vergessen, daß die ererbten Eigenschaften das angeborene Genie, bei ihm ausschlaggebend waren. Seine Mutter, die ein halbes Jahr nach seiner Geburt starb, kannte er zwar nicht, aber sie kannte die deutsche Sprache, liebte deutsche Dichtungen, und von ihr sind gewiß die Neigungen auf den Sohn übergegangen. Sein Großvater väterlicherseits, Henry Orlando Chamberlain, war durch seine ausgezeichneten Leistungen im Dienste seiner Regierung bekannt und von ihr durch die Verleihung des Baronettitels belohnt worden. Noch berühmter war sein Oheim, der tapfere Feldmarschall Sir Neville Chamberlain. Er war einer der verwegenen Offiziere der englischen Armee, und besaß außer einer stolzen Unabhängigkeit des Charakters eine seltene Wahrheitsliebe, die der englischen Öffentlichkeit sehr lästig wurde, als er schonungslos die mörderische Kriegsführung des Lord Kitcheners gegen die Buren geißelte. Von diesem, mit dem Schwert wie mit der Feder gleich heldenmütig kämpfenden Oheim hatte unser Chamberlain verwandte Züge, und die Worte, die er dem Neffen kurz vor seinem Tode schrieb: „Ich danke Gott, daß Du nicht nur frei geboren bist, sondern auch frei zu reden weißt,“ sie geben Zeugnis, welche Freude er schon damals an der geistigen Entwicklung seines Neffen erlebte.

Seiner Abstammung nach war Chamberlain rein nordisch, das Blut in ihm war englisch und schottisch gemischt, aber er hatte auch einen Zusatz deutschen und skandinavischen Blutes, von einer Großmutter her, Katharina Böckmann mit Namen, die eine Lübeckerin war, aber aus Schweden stammte. Zur Beschämung mancher wissenschaftlicher Männer unserer Zeit, die keinen Rassenunterschied gelten lassen wollen, hatten die scharfen Augen eines deutschen Malers, nämlich Lenbachs, den nicht gänzlich reinen englischen Typus im Gesicht Chamberlains erkannt. Lenbach hatte für den Verlag Bruckmann den damals schon berühmten Verfasser der „Grundlagen“ zu malen und seine Zweifel an der ganz reinen englischen Abstammung hatten den ihm „sitzenden“ Chamberlain veranlaßt, seinen Stammbaum näher zu erforschen, wonach sich dann die Beimischung des deutschen und skandinavischen Blutes ganz sicher ergab. Gewiß ein auffälliger Sieg des geübten Auges über unsichere Wissenschaft.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Anlage, das Angeborne das wichtigste für den Menschen ist, so wäre er durch Chamberlain erbracht. Denn eine schulmäßige Ausbildung, so wie unsere Fachgelehrten in der Regel herangebildet werden, war bei ihm nicht zu erhoffen, weil andauernde und häufige Krankheiten es unmöglich machten; trotzdem lernte er aus Liebe zur Sache mehr als irgend ein anderer, wovon man sich in seinen Schriften überzeugen kann. Und wer ihn als Dilettanten bezeichnen will, weil er nicht in irgendeiner Wissenschaft als Fachmann gelten will, der muß das Wort Dilettant im höheren Sinn verstehen, den ihm Schopenhauer gegeben hat, als einen Mann, der nicht von einer Sache, sondern für eine Sache lebt. So ward er einer jener höheren Schriftsteller, wie sie häufig in England vorkommen, die in einem Ton reden und schreiben, der alle fesselt und belehrt, nicht bloß einen engen Kreis von Fachgelehrten. Wir haben das große Vorbild von Carlyle erlebt, dem Schotten, der über Friedrich den Großen, über Goethe und Schiller besser schrieb als unsere deutschen Gelehrten. Aber Chamberlain überragt ihn noch als umfassender Schriftsteller, wie als praktischer Kenner der deutschen Sprache und Bildung. Eine Eigenschaft hatte er gewiß schon mit auf die Welt gebracht, eine Eigenschaft, die so selten ist, daß Goethe glaubte, sie jedem absprechen zu müssen, die Ehrfurcht vor allem Großen, Schönen und Echten.

Alle seine Werke zeigen diese Eigenschaft, so das vollendetste Buch „Richard Wagner“, wie das große und verständlichste Werk über Kant. Und einmal offenbarte sich mir diese Verehrung der Männer, über die er schrieb, ganz auffällig. Es war bei einer Zusammenkunft in Wien, als er bereits mit der Tochter Wagners vermählt war. Auf meine Frage, ob er an etwas Neuem arbeite, sagte er leise, aber mit nie gehörtem andächtigen Ausdruck: „Ja, ich arbeite an einem Buch über Goethe.“ Staunend mußte ich ihn ansehen, am meisten überrascht durch den Ton der Ehrfurcht, mit dem er

den Namen nannte. Freudig bewegt konnte ich nur antworten, das könne sein bestes Werk werden, weil hier neben seiner litterarischen und philosophischen Schulung auch seine gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse ins Gewicht fielen, die ja bisher allen Schriftstellern gefehlt hatten, die über Goethe geschrieben. Und in der That, keiner hat uns Goethe so nahe gebracht wie Chamberlain.

Wer nicht im Stande ist, sich seine großen Werke anzuschaffen und zu lesen, der nehme das kleine, aber inhaltsschwere Buch „Deutsches Wesen“ zur Hand. Dieses vortreffliche Werkchen enthält eine Aufsatzfolge, die unser deutsches Gewissen, unser Pflichtgefühl schärft wie kein anderes Buch. Die Aufsätze über Luther, Kant, Goethe und Schiller, Wagner und Bismarck sind das Beste, was sich bei aller Kürze über unsere Großen sagen läßt. Doch dürfen wir nicht glauben, daß Chamberlain bei aller Liebe und Verehrung, die er für unser Volk hegt, es dabei bewenden läßt, uns anerkennend zu loben. Dazu war er zu gerecht und gewissenhaft. Wem große und gute Eigenschaften verliehen sind, der muß sie auch verdienen durch Anstrengung und Arbeit an sich selber. Diese Ansicht vertrat er immer nach dem Sinne des Goethewortes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Sein Glaube an die Sendung des deutschen Volkes war groß, und groß mußten daher auch die Anforderungen sein, die er an unser Volk zu stellen hatte. Niemand möge glauben, daß Chamberlain schon Achtung hatte vor einem, der nur als Deutscher geboren, im Gegenteil, er verlangte so viel von jedem, der diesen Vorzug hatte, daß nur wenige ihn verdienen. Glaubte er an die Oberherrschaft des germanischen Geistes auf dieser Erde, so sah er ihn am besten vertreten im deutschen Geist.

Kein Wunder, daß er am meisten empört war, als im Weltkrieg die Feindschaft Englands alle fremden Rassen gegen uns führte und so einen noch nie erlebten Rassenverrat an uns beging, gegen den Mutterstock der germanischen Rasse, von dem doch die Engländer abstammen. Der Lügengeist, der am meisten durch die englische Presse über die ganze Erde gegen uns verbreitet wurde, er verwandelte Chamberlain gänzlich zum Deutschen, zum Staatsbürger, obwohl er dadurch sein in England liegendes Vermögen zum Opfer brachte.

Seine Kriegsschriften sind das Kühnste und Wahrhaftigste, was in dieser Sache geschrieben wurde. Riß er doch unseren Feinden die heuchlerischen Masken vom Gesicht, ganz besonders durch die Schriften „Politische Ideale“ und „Demokratie und Freiheit“, die, für den Augenblick geschrieben, doch ewige Gültigkeit haben. Er ahnte am sichersten, was für uns auf dem Spiele stand, wenn wir unterliegen, und als dieser Fall eintrat, zeigte sich die ganze politische Unfähigkeit unserer parlamentarischen Regierung, die das Gewehr in den Winkel stellen ließ, ehe wir den Frieden geschlossen. Trotzdem verlor Chamberlain nicht den Mut, denn er glaubte und hoffte

auf die Erneuerung Deutschlands, die er als eine sittlich notwendige bis zu seinem Tode betrachtete.

Und fragt man, was Chamberlain für unsre Zeit geleistet hat, so kann die Antwort nur lauten: er hat unsere deutsche Kultur erhöht und vertieft, das Christentum durch seine Schriften „Worte Christi“ und „Mensch und Gott“ geläutert und vom Jüdengeist befreit, und hat uns so den Weg gezeigt, den wir betreten müssen, wenn wir lernen wollen, wie man sein muß, um ein Mensch zu sein.

Die deutsche Sprache liebte und schätzte er überaus. Als ich ihn einst nach einem seiner großen Vorträge im Grazer Richard Wagnerverein fragte, warum er alle seine Werke im Deutschen schreibe, da er doch im englischen und französischen Aufsatz ebenfalls Meister sei, gab er zur Antwort, daß die deutsche Sprache die reichste und unerschöpflichste sei, und daß er seine Werke vom „Drama Richard Wagners“ an in einer andern Sprache gar nicht hätte schreiben können, weil ihm dazu die Worte gefehlt hätten. Auch in diesem Punkte könnten wir alle von ihm lernen.

Friedrich Hofmann.

5.

Das Körperliche ruht entseelt — und doch:
wie schön und wie verklärt, erlöst vom Leiden!
Weilt nicht im Raum die reine Seele noch
und möchte nicht von ihrem Heime scheiden?
Als hätte sie mit meisterlicher Hand
gemeißelt noch ein Denkmal ihres Lebens —
Doch wenn auch dies in dunkle Glut verschwand,
war nicht das edle Wunderwerk vergebens?
Ein Ew'ges fühl' ich an der Trauerstatt —
ich weiß nicht, ob ich recht die Worte wähle? —:
Auf diesem Haupt, das ausgelitten hat,
liegt noch der Abglanz der befreiten Seele!

Hans von Wolzogen.

Rosa Sucher †.

Der erste „Tristan“ in München 1865 forderte als Todesopfer den herrlichen Helden selber: Schnorr; der erste „Tristan“ in Bayreuth 1886 sang dem Meister Liszt seinen Abschiedsang. Es ergreift mit Wehmut, daß nun, kurz vor der ersten Wiederkehr des „Tristan“ seit 20 Jahren nach Bayreuth, ein freilich von langem Siechtum erlösender Tod die erste Bayreuther Isolde hinwegnahm: Rosa Sucher. — Allzusehnell vergift die große Welt einmal hoch gefeierte Sterne am Bühnenhimmel, für wie Viele wird auch dieser vielgeehrten Künstlerin Name, der so lange nicht mehr erklang, nur noch ein leerer Schall sein. Nicht für uns Bayreuther, niemals für Solche, die 1886 Bayreuth, die Bayreuther Isolde erlebt haben! Denen ist ein unverlöschbares Bild geblieben. Edle Weiblichkeit als singende Seele und ideale Gestalt in künstlerischer Einheit, das war Rosa Sucher. Innerlichkeit und Vornehmheit verschmolzen in ihrer Darstellung zum seltenen Gebilde in reiner Schönheit erhabener Natur. Das feine Edelmaß verklärter Leidenschaft war echter Bayreuther Stil. Eine Kundry, eine Eva hat ihre hohe Begabung uns einst hier gespielt; ihre Isolde, ihre Sieglinde hat ihre geniale Persönlichkeit gelebt. So etwas Einziges vergift sich nicht. Als Persönlichkeit, Gestalt, Typus bleibt es dem Gedächtnis eingeprägt, ein leuchtendes Beispiel der Natur in der Idealität. Die Stimme ist verklungen, die Gestalt entschwunden, die Zeit ist darüber gegangen, gar viel hat sich gewandelt —: B a y r e u t h b e s t e h t — wieder erhält es den „Tristan“, wieder die Isolde; aber solange es besteht, schließt es in sich das treue Erinnerungsbild seiner Rosa Sucher, vom leidvollen Schatten des Todes unberührt.

H. v. W.

Vom genialen Kunstwerk.

Eine Betrachtung von Robert Saltschick.

1.

Das Musikalische spricht für den, der Ohren hat zu hören, aus jedem Kunstwerke des Genies. Ist die Iphigenie Goethes in ihrer symbolischen Darstellung unseres Daseins nicht tief musikalisch, und die Dramen Shakespeares — sind sie nicht voll Erlebens, das nur mit der Vorstellung des Musikalischen sich deckt? Der echte Dramatiker schafft seine Gestalten in einem Zustande, der nur als musikalisch bezeichnet werden kann. Seine Gestalten sind Symbole, hinter denen mehr verborgen liegt, als was die äußere Bühnenwirkung zeigt und wiedergeben kann.

Darin äußert sich die hinreißende Wirkung der Tragödie, daß wir durch sie aus dem Nebeneinander des Tages, aus den Kämpfen und Widersprüchen in eine Welt helleren Schauens und innerer Freiheit erhoben worden: es bemächtigt sich unser dabei das Gefühl, unsere eigentliche Bestimmung liege weit ab von allen materiellen und politischen Kämpfen, von den jeden Tag von neuem auftauchenden Konflikten.

Woher kommt es, daß das geniale Kunstwerk uns, wenn auch nur für kurze Zeit, aus den Widersprüchen des Diesseits herausreißt? Um uns herum toben Willensäußerungen der menschlichen Natur, politische Gegensätze, in denen sich die Interessen einzelner Parteien kundgeben, trübe Leidenschaften in der Beziehung zwischen den Einzelnen und zwischen den Völkern. Der Schein der Dinge, den wir Lebensrealität nennen, und die Gewöhnung an die niedern Notwendigkeiten des Lebens, an die vielen Nebensächlichkeiten täglichen Treibens wirken abtumpfend auf unsere Seele. Das geniale Kunstwerk — in der ganzen aus ihm sprechenden Intensität, in der Konzentriertheit der in ihm enthaltenen Lebensäußerung — zieht uns unmerklich aus dem Kreise der Gewöhnlichkeiten und Nebensächlichkeiten heraus und weckt in uns ebenso unmerklich den Sinn für das Wesentliche, für das Jenseits, aus dem seine Äußerungen und seine Gestalten emportauchen.

Was in der Orestie von Aeschylos, in der Göttlichen Komödie Dantes, in Shakespeares Tragödien, in Goethes Faust und Iphigenie, in Richard Wagners Musikdramen enthalten ist, erfahren wir um so deutlicher, je tiefer und intensiver unser eigenes Innenleben ist: kahle Seelen, kalte Verstandesmenschen reagieren auf die Lebenstragödie nicht. Das geniale Kunstwerk redet zu ihnen nur äußerlich; trotz aller ihrer Beherrschung des Technischen in der Musik, offenbart sich ihnen in den Symphonien Beethovens oder in den Musikdramen Richard Wagners das Innerste, der verborgene Inhalt nicht.

Was das geniale Kunstwerk deutlich zum Ausdruck bringt, ist das Jen-seitige gegenüber der sichtbaren Wirklichkeit. Die Gestalten im Musikdrama sind nicht einzelne Menschen mit ihren natürlichen Schranken, sondern Symbole, die sich auf dem Hintergrunde der Lebenstragödie abheben.

Im ganzen Schaffen Richard Wagners vom „fliegenden Holländer“ bis zu „Parsifal“ liegt Einheitlichkeit tragischer Lebenserfahrung: trotz einigen Schwankungen in seiner Lebensansicht in der Zeit, da sie noch in einem Widerspruche zum tragischen Inhalt seiner Kunst stand, blieb er sich in seinem künstlerischen Bewußtsein stets selbst treu.

Schon der „fliegende Holländer“ ist das unmittelbare Ergebnis tiefen tragischen Lebensgefühls, wenn auch sein Urheber sich zu jener Zeit noch garnicht klar dessen bewußt war.

Alle seine Musikdramen sind wie Teile eines einheitlichen Lebenswerkes: Der erlösende Ausblick über die Lebenstragödie hinaus verbindet sie alle zu einer Ganzheit.

2.

Wir sind gewohnt, die Manigfaltigkeit des Daseins von irgend einer einzigen Seite zu erfassen, das Bruchstück für das Ganze zu halten. Unser Verstand, auf forschender Zerlegung, nicht auf schöpferischer Einigung der Lebenserscheinungen beruhend, neigt zur Abweichung vom Mittelpunkt, vom Kern, vom Wesen. Der geniale Kunstschöpfer ist in seinem Schauen und Überschauen der Lebenswirklichkeit vielseitig — aus innerster Nötigung, universell in seinem Lebensgefühl, wesentlich in seiner Deutung und Gestaltung des Lebensgeheimnisses. Sobald er ein Werk erschaffen hat, erscheint es ihm selbst wie abgelöst von seinem Innersten, als wenn eine fremde Kraft in ihm gewaltet hätte, von der er sich keine Rechenschaft geben kann.

In der Abwesenheit verstandesmäßigen Bewußtseins, das ja das Leben nur in Bruchstücken und in einem formalen, losen Zusammenhange zu erfassen vermag, liegt die Fähigkeit begründet, die ganze Verschiedenheit menschlicher Charaktere und aller Willensäußerungen mit unerschütterlicher Sicherheit zu gestalten und die verborgensten Kräfte des Lebens ans Licht zu heben. Diese Fähigkeit, das ganze Menschenleben zu überschauen, ist das eigentliche Maß für die Echtheit, Erhabenheit und Genialität eines Kunstwerks: alles Einseitige kann nicht im eigentlichen Sinne des Wortes echt und groß genannt werden; denn es kann nicht durchaus gerecht und ungewollt objektiv sein, durch die Hüllen das Wesen erschauen: Es muß die Lebenswahrheit trüben. Das Talent ist fähig nur bis zu einer gewissen Mitte, nicht aber in die Tiefen des Daseins zu dringen und zu den Höhen der Erlösung zu führen.

Wenige sind gewohnt, zwischen dem Kunstwerke des Talenten und dem des Genies zu unterscheiden, die innerste Nötigung, die Selbstvergessenheit,

das tragische Lebensgefühl im Werk des Genies herauszufühlen. Für die Meisten gilt das Kunstwerk als das Ergebnis eines mehr oder weniger bedeutenden Könnens: die Bewunderung wird dem Sichtbaren und Hörbaren gezollt. Je niedriger ein Gebiet gelegen ist, desto mehr ist das Können darin von rein technischer Art; je höher das Gebiet, desto weniger kann sich das Technische mit dem Inhalte decken: Wort, Ton, Farbe, Linie sind dann nur Andeutungen eines unerschöpflichen Inhalts. Die Fähigkeit, das menschliche Leben in seinen wesentlichen Kräften zu erfassen, es vom Wesen aus zu überschauen, ist das einzige Maß, mit dem wir das Kunstwerk messen sollten. Das Vermögen, die Einzelheiten und zusammenhanglosen Erscheinungen menschlichen Daseins genau abzubilden, ist Naturalismus, nicht echte Kunst. Diese beruht auf dem Erschauen der verborgenen Lebenswahrheit, auf der Eindringlichkeit, die über das Kleine und Einzelne hinwegsieht und hinwegsehen muß, um zum Wesentlichen zu gelangen.

Das geniale Kunstwerk schließt uns unser innerstes Wesen auf und ist Lebensdeutung in der Aufhellung des Zusammenhangs zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Der Grund unseres Lebens liegt nicht auf der Oberfläche, sondern verborgen hinter den sichtbaren Tatsachen. Daß es eine unsichtbare Welt gibt, die der kalte Verstand zu erfassen nicht fähig ist, zeigt das Vorhandensein des genialen Kunstwerkes selbst: Die Schaffenskraft des Kunstschöpfers und seine Gesichte deuten auf eine Welt über dieser — „nicht von dieser“ — hin.

3.

Unser Verstand lebt zu sehr in der sichtbaren Welt, als daß er die unsichtbaren Kräfte nicht in Abrede stellen sollte: ist doch sein Begreifen ohne innere Erfahrung, sein Sehen kein tiefes Erleben. Die Gegensätze des Daseins, aus denen die Lebenstragödie entsteht, zu empfinden, von ihnen erschüttelt zu werden, dazu gehört eine wesentlich andere Fähigkeit, als in Begriffen zu denken: wo keine Erfahrungen mit der unsichtbaren Welt vorhanden sind, dort müssen auch die mit der sichtbaren oberflächlich und Bruchstücke bleiben. Für alle, die wähnen, der Scharfsinn vermöge dem Lebensgeheimnis nahe zu kommen, ist die geniale Kunst im Grunde ganz überflüssig. Ebenso ist jede Art von Materialismus eine Verneinung nicht nur der Religion, sondern auch des Genies. Folgerichtigerweise hätte dann die Kunst nur die Aufgabe, Genuß zu verschaffen oder die abgestumpften Sinne des banalen Gesellschaftsmenschen anzuregen, und bliebe weit davon entfernt, Lebensdeutung zu sein. Ohne gesteigertes Innenleben, ohne Tiefe und Höhe seelischer Erfahrung hätte ja auch schöpferische Kunst keine Möglichkeit, Wurzel zu fassen. In Wirklichkeit ist aber das Leben, von welcher Seite wir es auch betrachten, tragisch in seinen Gegensätzen und geheimnisvoll in seinem Wesen. Von welcher Seite der geniale Kunstschöpfer an das

Leben auch herantritt, er dringt ihm stets auf den Grund und erhellt die sichtbare Welt mit dem Lichte der unsichtbaren. Alle großen Kunstwerke begegnen sich daher in demselben Mittelpunkt, trotz der Verschiedenheit der Formen und Ausdrucksweisen.

Wir sind gewohnt, das Lebensgeheimnis der Philosophie zur Auslegung anheimzugeben, und nur mit Mühe stellen wir uns vor, daß die Kunst neben der Religion die wirksamste Lebensdeuterin sei. Wenn unser Intellekt nicht von tiefer innerer Erfahrung getragen und bewegt wird, sieht er doch das Leben und den Menschen nur aus weiter Ferne. Nur die Selbsterkenntnis tritt dem Wesen des Daseins nahe. Kaltes Denken und schöpferischer Geist verhalten sich zueinander wie Mangel an innerer Erfahrung und gesteigertes Erleben. Und dieses Erleben beruht auf innerem Feuer seelischer Regsamkeit, Mitfühlen mit allem menschlichen Schicksal. Auf die Tiefe des Schicksalsgefühls, auf das Ringen mit den Lebensgegensätzen kommt es an.

Es ist dies die Sphäre des Übergeschichtlichen. Geschichtlich ist nicht etwa nur die Vergangenheit, sondern alles Zeitliche, alles Außerliche ist es. Politische Willensmenschen sind daher im Kern ihrer Lebensansicht notwendigerweise diesseitig: das Tragische des Daseins spricht zu ihnen nicht erschütternd; das Zeitliche hält sie gefangen. Die Tiefen und Höhen des Daseins offenbaren sich weder dem abgelösten Denken, noch dem abgelösten Wollen. Woher soll auch das kalte Naturell erfahren, was die bangende, auf dem Grunde alles Lebens liegende *Zweiheit* bedeutet? Neben Menschen, die nur für äußere Tatsachen ein Auge haben und auch neben denen, deren Lebensansicht nur die Tatsachen begrifflichen Denkens kennt, gibt es auch solche, deren seelische Erfahrungen eine *unsichtbare* Welt eröffnen. Wenn die Erfahrung der Verstandes- und Willensmenschen von den sichtbaren Einzelheiten und den empirischen Tatsachen festgehalten wird, so schreitet die seelische und geistige Erfahrung mit der ihr eigenen Sicherheit über den ganzen drückenden Wust der Empirie zu der überschauenden Höhe empor, wo das Wesentliche tront. Es ist daher das hervorstechende Merkmal des genialen Kunstwerks, daß es einfach und wesentlich in der Konzeption ist und daß es alle störenden Nebensächlichkeiten ausschaltet, ohne dabei den Boden der Wirklichkeit zu verlassen. Es überschaut die unsichtbaren Lebensmächte in ihrer Wirkung auf die sichtbare Welt und verliert sich nicht im Scheine.

In allen ihren Widersprüchen trägt die Menschheit die Verheißung der überwindenden Freiheit, einer höheren Wirklichkeit in sich. Kommt doch die Unfreiheit von dem Drucke der Nebensächlichkeiten, der den Aufschwung der Seele lähmt. Das geniale Kunstwerk wirkt dadurch befreiend, daß es hinter den Hüllen der Dinge das Unvergängliche reden läßt, die tragischen Gegensätze des Daseins darstellt und zugleich ohne alle Aufdringlichkeit auf den Ausweg aus den tragischen Widersprüchen hindeutet. Die Härte der

Lebensrealitäten läßt sich durch keine äußeren Mittel entfernen. Die Selbstbejahung des kalten Verstandes und Willens kann nur die äußeren Tatsachen auf der Oberfläche verschieben, niemals den Kern der Dinge berühren, und die Wirkungen, die von ihr ausgehen, sind nur zeitlich, oberflächlich, vergänglich.

Empfände der Kunstschöpfer die Polarkräfte des Lebens nicht, so wäre das echte Kunstwerk nicht möglich. Beruht ja das Geniale auf der tiefen Erfahrung des Tragischen. Zur innern Erfahrung spricht nur die innere Erfahrung: nur wer selbst hingerissen ist, kann auch die andern hinreißen. Es hängt ganz von der Tiefe und dem Umfang dieser innern Erfahrung ab, wie wir uns zum unerschöpflichen Quell des Lebens verhalten. An der Art und Weise, wie dieser Quell im Kunstwerk sprudelt, läßt sich seine Größe erkennen.

Das Talent sieht nur die Natur, das Genie den verborgenen Zusammenhang der Dinge, das, was über die Natur hinausragt: die höchsten Realitäten läßt es symbolisch in Gestalten reden. Mythos und Sage eröffnen seiner inneren Erfahrung unmittelbar ihren Inhalt, und an ihren Funken kann sich am wirksamsten sein eigenes Licht entzünden. So wurde Richard Wagner durch seinen urwüchsigen künstlerischen Instinkt von allem Geschichtlichen und allem Konventionellen weggeführt, nachdem er kurz zwischen dem Geschichtlichen und dem Mythischen noch geschwankt hatte. Nicht das Drama im Leben, sondern das Drama des Lebens trat seinem Schauen entgegen.

Wer nie den Gegensatz zwischen dem eigenen Erleben und der Kühle und Gleichgiltigkeit der Welt empfunden hat, weiß nicht, was tragisches Fühlen und tragische Erkenntnis ist: der Gegensatz zwischen dem Seher, der sich den Menschen aus innerstem Drange heraus mitteilt, und der Welt, die ihn zurückweist, gehört zu den Grundtatsachen menschlichen Lebens. Von jeher verkündete der Seher — aus gesteigertem Schauen heraus — die Lebenswahrheit. Den meisten Menschen bleibt aber das Seherische im Kunstwerk des Genies unzugänglich: sie halten sich an die Hüllen, an die Außerlichkeit, an die Form; zu ihnen spricht nur das, was sie tasten, was sie in Zahlen und Maßen ausdrücken können. Und doch wäre unser Leben ohne den Glauben an die unsichtbare Welt nur Aushöhlung der Seele, Vernichtung aller Innerlichkeit und alles Geistes, Verlust des Bewußtseins unserer höheren Bestimmung. Denn unser Geist beginnt doch erst dort schöpferisch zu wirken, wo er sich über die niederen Realitäten erhebt. Das Aufgehen in der niederen Wirklichkeit, das Eingeschlossenbleiben im empirischen Lebenskreis kann nichts anderes als ein Versinken im Stofflichen, ein Vernichten der menschlichen Bestimmung sein. Weltliche Klugheit und auf eigenen Vorteil ausgehende Berechnung gehören zu den niedersten Lebensrealitäten, haben hier ihren Ursprung und ihr Ende. Unseelische Menschen müssen sich notwendig allem Seelischen und Geistigen gegenüber abwehrend verhalten. Weder die Liebe, noch das Schaffen des Genies liegt im Gebiete

des Verstandes: sie sind geistigen Ursprungs, weshalb auch das Genie im eigentlichen Sinne nur der Religion und der Kunst angehört.

Wahre Begeisterung, alles Schöpferische und Erhebende kommt von oben, nicht aus der Mitte. Das Göttliche, das zum Menschen hinuntersteigt, will unsere Seele zu einem unverstiegbaren Quell geistigen Heils machen; aber die Niederungen weisen es von sich. Aus dem Gegensatz des Dunkels zum Lichte entsteht nicht nur das Schwanken, der Zweifel, sondern auch das Ringen der Sehnsucht mit der faßbaren Realität.

Aus dem Schaffen des genialen Kunstschöpfers tritt die innere Welt hervor, in der er sich im Zustande des Schaffens befand. Es ist dies ein Zustand fern vom Tageschein, von den Gelüsten und Launen der öffentlichen Meinung, von der Gewalt der maßgebenden Mode. Es ist dies ein Schaffen aus Hingebung, aus tiefster Nötigung, aus erhebender Liebe, eine Absage an das ganze Treiben des vergänglichen Tages. Die intensivsten Seelenzustände des künstlerischen Genies und des heroischen Menschen vermag die Welt nur von außen — auf Grund der Werke und Taten — zu beurteilen, denen jene Seelenzustände vorausgingen. In das Innerste der erhöhten Seelen- und Geisteszustände will und kann die Welt sich nicht versetzen: ihre Atmosphäre erträgt sie nur aus der Ferne.

Daher auch das tiefe Mißverstehen eines Musikdramas wie „Tristan und Isolde“, dessen eigentlicher Inhalt gerade diese Atmosphäre des tragischen Seelenzustandes selbst ist, die des Zustandes aller Genialität ist, die in ihrer verschiedenen Äußerung sich gleichbleibt. Ist doch auch die Liebe, die zwei Menschen unlösbar vereinigt und sie befähigt, all dem zu entsagen, worin die Andern die unerläßliche Bedingung ihres Lebens sehen, nicht mehr „von dieser Welt“.

Wer — wie Tristan und Isolde — in einem gesteigerten Zustande über aller Gewöhnlichkeit und Mittelmäßigkeit gewieft hat, sieht auch die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Niederung und Höhe, zwischen der widerspruchsvollen, zersplitterten Wirklichkeit und dem „Heilsweg“. Das alte Erbe geht durch das Dasein der Menschheit als ihr großes Geheimnis: „zu welchem Los erkoren — ich damals wohl geboren? zu welchem Los?“ Das beschränkte persönliche Glück kann den nicht befriedigen, der in das Drama der innern Mächte des Lebens geschaut und sich nach Erlösung von den zersplitternden Widersprüchen sehnt. Ist doch der Geist von Hindernissen, von Störungen, von Unverstehen und Mißverstehen umgeben.

Die ganze Tiefe innerer Erfahrung des genialen Kunstwerks setzt notwendig die Erlösung vom widerspruchsvollen Schein voraus. Nicht umsonst hatte Richard Wagner anfangs vor, schon Tristan, der seiner in sich wühlenden Sehnsucht nicht Herr werden kann, Parsifal entgegenzustellen — das Beispiel des durch Erfahrung höherer Gnade erlösten Menschen.

Kunstform — Kunstgeist.

„. . . da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu . . . Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer; und ich breite es immer weiter und heller aus; und das Ding wird im Kopfe wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ichs hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geiste übersehe, und es auch gar nicht mehr nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmauß. Alles das Finden und Machen gehet in mir nur wie in einem schönstarken Traum vor: aber das Überhören, so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder; und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir der Herregott geschenkt hat.“ Dieser angebliche Brief Mozarts¹⁾ ist von den Musikhistorikern als eine Fälschung seines Bewunderers Friedrich Johann Rochlitz nachgewiesen worden. Eine Fälschung und doch scheint sein Inhalt lautere Wahrheit. Diese Worte hat Rochlitz ganz bestimmt aus dem Munde Mozarts bei seinem Leipziger Aufenthalt gehört. Es war in damaliger Zeit Sitte und Brauch, Äußerungen bekannter Männer in einen Brief umzuschreiben und so der Öffentlichkeit mitzuteilen. Das Verfahren des Rokokomenschen, dergleichen in Form eines Briefes wiederzugeben, war viel feiner, wie es heute üblich ist, mit einem „Interview“ zu prahlen, wobei sich der Artikelschreiber mit seinem meist sehr untergeordneten Gefrage häufig noch in ein geistreiches Licht setzen möchte. Lieber als ein solcher Schwaß-Bericht ist mir also entschieden Rochlitzens „Fälschung“, mag sich auch der Historiker in mir gegen solche Ungenauigkeit aufbäumen. Alles was in dem Briefe gesagt ist, ist so echter Mozart, daß einem das Mittel, welches uns diesen Mozart überliefert, gänzlich gleichgültig sein kann.

Warum ich diese Stelle heranziehe? Weil sie eine der wenigen Überlieferungen darstellt, in denen ein Genie von dem großen Augenblick der „Inspiration“ Zeugnis gibt. Ein Zeugnis, das mehr gilt, als wenn ich erzählen wollte, daß ich in den mir nur höchst selten von der Natur zu Teil gewordenen schöpferischen Augenblicken das selbe merkwürdige Phänomen des Gleichzeitig-Hörens kennen gelernt habe. Eher darf ich vielleicht als langjähriger Dirigent aus meiner Erfahrung mitteilen, daß auch der nachschaffende Künstler zu diesem wunderbaren Augenblick kommen kann, wiewohl auf umgekehrtem Wege. Wenn man ein großes Werk, sagen wir Beethovens

¹⁾ Mitgeteilt in Jahns Mozartbiographie 1. Aufl. III. Bd. S. 424.

Neunte, Liszts Faustsymphonie, ein Werk von Strauß oder Reger oder ein ganzes Musikdrama Wagners Stück für Stück mit allen seinen Einzelheiten auswendig beherrschen lernt, so kommt auf einmal ein Zeitpunkt, in dem man die Kraft hat, das ganze Werk in einer Sekunde von Anfang bis zu Ende in sich zu sehen — aber nicht etwa nur Anfang und Ende aneinander gerückt, sondern tatsächlich alles dazwischenliegende, bis in die kleinsten Einzelheiten, jede Harmonie, jeden Instrumenteneinsatz, alles auf einmal, gleichzeitig. Wenn man diesen Augenblick wonnevollster Einbildungskraft erlebt hat, dann kennt man das Werk. Man ist dann auf umgekehrtem Wege, wie der Schöpfer, zum metaphysischen Kern des Kunstwerkes gelangt. Beim nachschaffenden Künstler ist dies der Schlüsselpunkt des stofflichen Eindringens, beim schöpferischen der Ausgangspunkt. Dieser Augenblick ist eine unbegreifliche Erscheinung. Zeit und Raum sind da ausgeschaltet, es ist ein metaphysisches Ereignis. Alles was in so einem Augenblick zusammenklingt, ist organisch zusammengehörig. Die „Wahrtraumdeuterei“ des Künstlers besteht dann darin, diese Potenz auseinanderzulegen.

Nur Kunstwerke, welche einem solchen metaphysischen Kern entsprungen sind, sind „genial“. Und je größer die Kraft dieser fabelhaften, fast mystischen inneren Sammlung ist, desto höher müssen wir den Künstler bewerten. Übrigens kennt diesen Augenblick höchsten geistigen Glückes nicht nur der Künstler, sondern auch der wissenschaftliche Schöpfer und der philosophische Denker. Nietzsche sagt in einem Briefe: ²⁾ „. . . ich habe jene Energie erreicht, um meine Gesamtkonzeption von oben nach unten sehen zu können: wo die ungeheure Vielheit von Problemen, wie ein Relief und klar in den Linien, unter mir ausgebreitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum bei mir gehofft hatte . . . das alles muß man sehen, wie ich gesehen habe, um es zu glauben.“ Ich bin überzeugt, daß Richard Wagner fähig war, seinen ganzen „Ring des Nibelungen“ in einen Augenblick zusammenzudenken. Nur so ist die erstaunliche Einheitlichkeit aller Beziehungen im Werke zu erklären.

Der Augenblick der Intuition, der tiefsten innerlichen Schau, oder wie oft gesagt wird, der Inspiration, ist das große Ereignis des Genies, ein Augenblick seligster Wonne für den Künstler, aber noch kein Kunstwerk. Wir haben gesehen, daß er sich auch in der Wissenschaft auswirken kann. Er ist eine aufgelöste Potenz. Zu ihrer Darstellung gehört es, daß man sie durch das Ziehen der soundsovieltsten Wurzel auseinanderlegt.

Lösen wir diese Potenz rein begrifflich, so entsteht ein sicheres Wissen, ein „Gewissen“, eine Erleuchtung. Lösen wir sie durch Anschauung, so entsteht die Kunst; und zwar je nach Überwiegen der räumlichen oder der zeitlichen Anschauung die bildende oder die musische Kunst. Die bildende Kunst ordnet

²⁾ Mitgeteilt in Nietzsches Werken bei Kröner 1912 Bd. XV S. 39.

Vorstellungen unter Zurückdrängen des Zeitbegriffes in einem räumlichen Nebeneinander, die musische Kunst unter Zurückdrängen des Raumbegriffes in einem zeitlichen Nacheinander. Daher ist das, was alle bildenden Künste zusammenfaßt, die räumliche Lage, das, was alle musischen Künste vereinigt, die zeitliche Folge, d. h. der Rhythmus. In jeder dieser Kunstgattungen erstehen wieder Kunstarten je nach der Wahl der Ausdrucksmittel, die wieder aus drei Seelenkräften des Menschen sich herleiten lassen: Verstand, Gefühl und Wille. Diese drei erzeugen in der bildenden Kunst die Ausdrucksmittel: Linie, Farbe und Materie und damit die Zeichenkunst, Malerei und Architektur (mit Plastik); in den musischen Künsten aber die Ausdrucksmittel: Wort, Ton und Gebärde und damit Dicht-, Ton- und Tanzkunst.

Es muß sich also der Augenblick der Intuition zunächst spalten in die zur bildenden Kunst führenden Bilder und in den zu den musischen Künsten führenden Rhythmus, d. i. Form.

Über allen dreien musischen Künsten erhaben steht also der Groß-Rhythmus, in den sich die im Moment der Intuition zusammengeballten Vorstellungen künstlerisch zuerst auflösen müssen, bevor sie sich mit einem Ausdrucksmittel gleichsam erfüllen. Im Wagnerschen Worttondrama, das die Kunst in ihrer Gesamtheit noch ungeteilt in Anspruch nimmt, ist ja nichts natürlicher, als daß die drei musischen Ausdruckskunstarten einem einheitlichen Empfindungsrythmus unterworfen sein müssen. Die vereinigten Vorstellungen und Gefühlskomplexe zerlegen sich in rhythmische Zeitabschnitte. Erst dann füllen sich diese mit Ausdruck. Ihn wählt der Künstler nach seiner Begabung, sei es als Gesamt- oder als Einzelkunst.

Die Zerlegung des metaphysischen Kerns eines Kunstwerkes in rhythmische Abschnitte ist bei jedem musischen Kunstgestalten unbedingt das Erste und Wesentliche. Damit soll natürlich keineswegs behauptet werden, daß es sich immer um rationale Rhythmen handeln muß. Die Irrationalität ist vollkommen gleichwertig.

Beim Lyriker allerdings ergibt die strophische Gliederung der Gedanken, die ihm noch vor Erfassung der Worte kommt, noch etwas fast rationales. Der dramatische, und noch mehr der epische Dichter dürfte wohl nur irrationale Zeit-Abschnitte empfinden, obwohl es mir wahrscheinlich ist, daß die großen Dramatiker auch eine rationale Zeiteinteilung empfunden haben. Das läßt sich aber wegen der Unmöglichkeit, die Geschwindigkeit der Deklamation festzulegen, nicht nachweisen. Was jedoch beim Dichter rezitierter Stücke unmöglich ist, gelingt beim Musikdramatiker. Denn hier können wir die Dauer der dramatischen Glieder an der relativen Länge der Musik abmessen.

In der Musik haben wir Gelegenheit den Entstehungsvorgang bei einem unserer unerreichbar Großen beobachten zu können, da uns die Skizzenbücher Beethovens einen wichtigen Einblick gestatten. Bei der Entstehung des 1. Eroica-Satzes beispielsweise sehen wir unzweideutig, daß bei Beet-

hoven die Länge der einzelnen Satzglieder und ihre Bauart schon ganz klar feststand, bevor noch die melodische und motivische Linie Klarheit angenommen hatte, daß also die sogenannte musikalische Form, oder richtiger: die Empfindung der großrhythmischen Wellen, die das ganze Musikstück beherrschen, das Ursprüngliche im Kunstschaffen ist. Dieser Nachweis, den ich in einem Aufsatz der Zeitschrift für Musik-Wissenschaft³⁾ aus Beethovens Skizzenbüchern für einzelne Stücke der Beethovenschen Muse erbringen konnte, läßt sich natürlich nicht immer und überall durchführen, weil uns solche Vorgänge sehr selten zur Kenntnis kommen. Aber es genügt, daß durch diese Beispiele die Fähigkeit Beethovens nachgewiesen ist, „die musikalischen Energien, die in ihm vor Schöpfung des Satzes aufgespeichert waren, so stark zu empfinden, daß er die zeitliche Ausdehnung der zu ihrer Entladung nötigen musikalischen Explosionen auch ohne bestimmte melodische Linie — nur mit einem nebelhaften Energiegehalt angefüllt — abmessen konnte; anders ausgedrückt: daß er die formalen Wellen, in denen die Stimmung des Musikstückes ausschwingen mußte, manchmal vor allem anderen erkannte.“

In dieser Zerteilung des großen inspirierten Augenblicks, von dem ich oben sprach, zeigt sich der Geist des Künstlers. Sie ist überhaupt der Geist des Kunstwerkes. Es ist schlimm, daß man in den musischen Künsten, um da nicht für „oberflächlich und äußerlich“ gehalten zu werden, erst verteidigen muß, was in der Architektur seit Alters her von selbst klar ist: daß sich ihr Geist einzig darin ausspricht, in welchen Raumverhältnissen die Anschauung von Stütze und Last sich darstellt. Bei den musischen Künsten ist es ganz dasselbe, nur handelt es sich um Zeitverhältnisse; und nicht um die Darstellung der Schwerkraft, sondern um den Ausdruck von inneren Gefühls-
spannungen, im Grunde also auch um Kräfte, die gewisse Strebungen zeigen, nur nicht in einer so gleichlaufenden Richtung wie die Schwerkraft. Der Geist ist es, der die Spannungsverteilung im Kunstwerk rhythmisiert — in der Architektur räumlich, in den musischen Künsten zeitlich.

Sträuben wir uns also nicht mehr gegen musikalische Formuntersuchungen bei Wagner, die uns nur deshalb so zuwider geworden sind, weil der Beckmesser, der unserem Meister das Leben sauer gemacht hat, die sogenannte „Formal-Ästhetik“ ausgebaut hat. Dieser Mann — zu klein, um mit Namen in diesen Blättern genannt zu werden, — hat eben „Form“ und „Formalismus“ gründlich verwechselt. Und hierdurch hat sich in der ganzen Welt ein in Aller Munde lebender Gegensatz zwischen „Inhalt“ und „Form“ herausgebildet, ein Schlagwort, das höchst verderblich auf unsere ganze Kunstanschauung gewirkt hat. Denn in der wahren Kunst gibt es keinen Unterschied zwischen Inhalt und Form; Ausdrucksästhetik und Formalästhetik fällt

³⁾ Vgl. Alfred Lorenz, Betrachtungen über Beethovens Eroica-Skizzen, Zeitschrift für Musik-Wissenschaft. April 1925.

da in Eins zusammen. Kunst ist geformter Inhalt. Bei einem Naturprodukt (Pflanze, Tier) wird es uns nie in den Sinn kommen, Inhalt und Form zu trennen. Denn das innere Wesen eines solchen, sowie es überhaupt in Erscheinung tritt, ist eben seine Form. Ein wahrhaft aus dem Innern gewachsenen Geistesprodukt, also ein geniales Kunstwerk, ist aber genau das selbe. Es gibt keinen künstlerischen Inhalt ohne Form.

Freilich gibt es leider Form ohne Inhalt! Und solche sogenannte Kunstwerke haben die „Form“ in Verruf gebracht. Solche Werke gehören aber, da sie keine wirklich gewachsenen Geisteserschöpfungen sind, überhaupt nicht in die Kunst. Geradesowenig, wie die Blume einer Modistin eine Pflanze ist. Die Unterscheidung darf also nicht heißen: Inhalt oder Form (inhaltsreiche oder formale Kunst), sondern: Kunst oder Nicht-Kunst.

Das innere Wesen eines genialen Kunstwerkes können wir gar nicht anders erfassen, als durch Darstellung seiner Form, weil diese eben der in Erscheinung getretene Geist des Kunstwerkes selbst ist.

Niemand kann doch leugnen, daß es etwas im Wesen der Idee liegendes war, wenn sich beispielsweise der Tristan- und der Parsifal-Gedanke in Form eines das ganze Werk umspannenden Bogens (der 1. und der 3. Aufzug umschließen als gleichartige und gleichlaufende Hauptsätze den anders gearteten Mittelsatz des 2. Aufzuges) oder wenn sich der Meistersinger-Gedanke in Form eines riesigen Bares (die ersten zwei Aufzüge bilden die zwei gleichlaufenden Stollen zum Abgesang des 3. Aufzuges) aus dem Augenblick der intuitiven Empfangnis heraus bei seiner Gestaltwerdung niederschlug. Ebenso wesentlich ist es aber auch zu sehen, wie sich die Gefühlsspannungen der Stoffe in den rhythmischen Wellen auswirken, die sich dem Hörer als „dramatisch-musikalische Perioden“ darstellen. Nur durch solche Erkenntnisse, die ich in meinem Buch „Das Geheimnis der Form bei Richard Wagner“ (Berlin bei Hesse I. Bd. 1924, II. Bd. 1926) niedergelegt habe, können wir den großrhythmischen Schwung der Kunstwerke erfühlen, nur so kommt uns ihr Geist wirklich zum Bewußtsein.

Für die Wirksamkeit der „Form“ kann man wirklich kein besseres Bild finden, als das, mit welchem sie der Meister selbst einstmals dem „Kinde“ in jenem schönen Brief über Liszts symphonische Dichtungen klar gemacht hat. (Ges. Schr. 2. Aufl. S. 187.) Kenner werden sich erinnern, daß er dort die Form mit dem Griff eines Schwertes vergleicht, der dem Gegner beim Kampf zwar unsichtbar, doch aber die eigentliche Stelle sei, von der aus die schlagende Klinge regiert werde. An einer Klinge ohne Griff schneidet man sich. Nur der „ganz tüchtige Griff“ befähigt das Schwert zum Hieb. Ein schöneres Loblied auf die Form kann niemand singen, als es Wagner in jener lesenswerten Stelle tut. Freilich hat der Meister auch wieder, wie so oft, einen prophetischen Blick bewiesen, wenn er jene Betrachtung mit den Worten schließt, daß der Griff „erst sichtbar und für Andere betastbar“ werde,

„sobald das Schwert aus der Hand gelegt worden; wenn der Meister tot und sein Schwert in der Rüstkammer aufgehängt“ sei. So ist ja auch der Griff seines wunderbaren Schwertes, der Geist, der die blühende Klinge seines in alle Herzen dringenden künstlerischen Gefühls sieghaft geführt hat, kurz die Form seiner überragenden Kunst — leider — erst fast 40 Jahre nach seinem Tode klar und deutlich entdeckt worden.

Alfred Lorenz.

Über die Macht der Drei im Mythenbilden.

Von Hans von Wolzogen.

5. Die mythischen Brüderschaften.

Der Gewittermythos verband die zuerst betrachteten drei Elemente — Luft, Wasser, Feuer —, welche sonst drei eigene Reiche bilden, in einer gemeinsamen mythischen Handlung. Andererseits hatte uns die Betrachtung der Elemente schon auf die Bemerkung geführt, daß mit dem Eintritt der Erde in den mythischen Vorstellungskreis der Begriff dreier Welt-sphären sich verbildlichte. Himmel (Oberwelt) und Erde (Unterwelt) nebst dem himmlischen Abbild auf Erden, dem Meere; Zeus — Aides — Poseidon ergaben dann die mythische Dreiheit.

Jener Erdmythos nun scheint (soviel man „sehen“ kann, wo das Dunkel zu Hause ist) vornehmlich in urasiatischer oder vorsemitischer Vorstellung heimisch. Hierauf müssen wir denn doch zunächst unsere Aufmerksamkeit für eine Weile richten, bevor wir den besonderen Verkörperungen der drei Welt-sphären und ihrer weiteren Verwandtschaften und Verzweigungen uns zuwenden.

Die Semiten verdankten zwar wohl nicht so sehr die ihrer Art eigentümliche Neigung für das irdische Element — den Besitz —, und damit dann auch ihre Bevorzugung des geschlechtlichen Mythos — die Begierde —, als vielmehr die mythische Phantasie, die dafür Grundtypen schuf, zum großen Teile einem älteren Volke, den Erfindern der Keilschrift, den Dichtern der bedeutendsten biblischen und assyrischen Sagen, bei deren Elementarverehrung die Erde so sehr hervortrat, wie bei den Ariern der Himmel. Das Metall spielt eine Hauptrolle in diesen Sagen von Sumer und Akkad, besonders Kupfer, Bronze, Gold, also Bergmanns- und Schmiedeartikel; demgemäß macht sich auch das Leben und Treiben der Unteriridischen sehr bemerklich. Wir finden dort neben einer unterweltlichen Nacht- und Todesgöttin-Mutter, „Gebieterin über die Schlünde des Erdballs“, noch einen männlichen Geist der Tiefe und des Feuers, der nicht etwa als Blitzgott, sondern eben als unterirdischer

Schmiedemeister, „Herr der Flammen des Goldes, der Flammen des Kupfers“, beinahe wie der bedeutendste aller Götter erscheint. Dazu kommt eine Masse koboldartig die Erde durchwühlender, unter ihrer napfartigen Höhlung hausender Wesen. Es ist dort also die eigentliche Geburtsstätt der Nibelungen. Turanisch ist die Art dieses dunklen Geschlechts. Das Schmiedewesen ist überall bei den finnischen Stämmen, auch am Ural, sehr geschätzt und in ihren Sagen bevorzugt gewesen. Im nordfinnischen National-epos Kalevala spielt der Schmiedegott Ilmarinen eine Hauptrolle, der sich selber ein Weib schmiedet und so die Menschen zur Welt bringt. Der deutsche Wieland heißt in der Edda ausdrücklich Sohn eines Finnenkönigs; und gerade in nordischer Mythologie tritt mehr als irgend sonst in den arischen Mythen das Wesen der nibelungischen Mächte wieder hervor.

Die Bibel kennt den Ur Schmied als Tubal-Kain; und er ist ein Enkel Kains — „Kain“ bedeutet Schmied! —, der selber eine älteste Kulturstätte, die Stadt Khotan, Mittelpunkt eines uralten Metallhandels, gegründet haben soll. Dieser Kain galt dem semitischen Geiste als die feindliche Seite der göttlichen Macht, neben dem lichten Hirten Abel, dem Bel der Assyrier. Den Sumeriern, den Vorgängern der Semiten, hatte der Feuergott nicht leicht zum bösen Prinzip, die Unterwelt nicht so ganz zur Hölle werden können, da sie die Mittel ihrer Kultur, die Metalle, aus dem Schoße der Erde empfangen. — Das Feuer gleicht dem Golde in der Erde; die Nacht gleicht dem unterirdischen Dunkel, die Sterne wieder dem Golde; der Nacht-Himmel war das Abbild des Erd-Inneren, die Sterne die Vertreter der feurigen Metallgötter. So ergab sich Verwandtschaft mit der Verehrung auch des nächtigen Himmels, die eine astronomische Richtung der Religion einschlug. Bei den Sumeriern hieß die entsprechende oberste Göttertriade U^l, Anna, Mulge, assyrisch: Samas, Amu, Bel, d. i. Sonne, Himmel, Tiefe. Eine zweite, entsprechende Triade bestand aus Sin (Mond), Samas (Sonne) und Bin (Donner). Dem Nachforschenden schimmert auch durch diese Dreigöttergruppe die ursprüngliche, auf Erde (Unterwelt) und Finsternis gerichtete eines Vereines von Göttern der Nacht, des Wasser- und Wolkenelementes und des unterirdischen Feuers durch, worauf die bedeutendsten Momente jener altasiatischen Religion und Mythenwelt: Sterndienst, Sintflut Sage, Schmiedemythos ebenfalls beruhen.

Wenden wir uns hiernach wieder den Ariern zu, so bemerken wir, wie für die drei herrschenden Götter dieser Weltsphären die Vorstellung einer Bruderschaft sich leicht einfand. Drei Brüder — wir nannten sie schon Zeus, Aides, Poseidon — teilen sich in die Verwaltung der Welt. Im Himmelsmythos aber erhob sich leicht der Herrscher im Lustreiche des Aethers über die Vertreter des Feuers und Wassers, sodaß diese mitunter auch nur als seine Waffe und sein Gewinnst erscheinen konnten, oder als die Kinder, die er mit der Wolke zeugt.

Diese Dreiheit wirkte als Formel dann auf die Macht der Zahl weiter fort in der Heldensage, und zwar nicht nur bei den Germanen. Man kann gewiß nicht annehmen, daß überall gerade die Dreiheit der Elementargewalten sich in diesen Heldengestalten wiederholt. Wir werden später noch sehen, wie sich eine Dreibrüdergruppe auch aus einem ursprünglichen Gegensatz zweier Söhne eines Vaters, die seine freundliche und feindliche Seite darstellten, bilden konnte. Die Triaden aus der germanischen Heldensage, die in ihrer schematischen Form besonders auffällig sind, hat Simrock in seiner deutschen Mythologie zusammengestellt. Mitunter ist hier freilich die elementare Bedeutung noch recht wohl erkennbar, z. B. in der nordischen Triade Slagfidhr, Egill und Bölundr und der deutschen Fasolt, Ecke und Ebenrot, wo der Begriff des Wassers in den beiden dem nordischen Meer-gotte Degir entsprechenden Namen Egill und Ecke sich zeigt, der Name des Slagfidhr, in Erinnerung an die Wind zeugenden Schwingen des Adlers Gräsvælgr auf den Wind deutet, der andererseits in der stürmischen Verfolgung eines Waldfräuleins durch Fasolt nach Art Wodans mit seiner Windsbraut zum Ausdrucke kommt; während drittens das Feuer im Namen des Ebenrot und der Schmiedetätigkeit Bölunds aufleuchtet. Bei letzterem nimmt die Neigung des Elementes zu Bösem die Form der Rachehandlung an. Dies böse Element allein, das sich mit dem unterirdischen Zwergenwirken vereinte, teilte sich aber wiederum in drei Gestalten als Nibelung, Schilbung und Alberich; doch auch bei diesen Nibelungen stellt sich im Siegfriedsliede noch ein dem Egill entsprechender Zwerg Eugel ein.

Die hellenischen drei Totenrichter Minos, Aiakos und Rhadamanthys sind auch eine solche Dreiheit in der Unterwelt; und auch hier führt der attische Heros Aiakos, Sohn des Zeus und der Aigina, durch Namen und Herkunft auf das Wasser. Unter den riesenhaften Götterfeinden, den Hekatoncheiren, ist Briareos, der auch Algaion heißt und Sohn des Poseidon ist, entschieden Meerriese; doch werden seine beiden Brüder Gyges und Kottos, Wölber und Schläger, ebenfalls dahin gedeutet, sodaß also hier das Wasserelement in solcher schematischen Dreigestalt erschiene, wie vorher die Unterwelt. Dagegen sind die drei Cyklopen Brontes, Steropes und Arges nur Personifizierungen dreier Äußerungen der Himmelsmacht im Luftreiche des Gewitters.

Eine ähnliche Dreizahl den Göttern feindlicher Riesen tritt in einem nordischen, aber auf Deutschland zurückweisenden Mythos, dem Prologe zur Nibelungen-sage, den drei Wanderern Odhinn, Hönir und Loki als die drei Riesenbrüder Fafnir, Reigin und Otr entgegen, deren Letzter gleich anfangs von den Göttern als Opfer am Wasserfall erschlagen wird. Auch hier kann man noch Otr aufs Wasser, Reigin den Schmied aufs Feuer beziehen, doch alles ist böse geworden: das Ufenfeindliche Riesenwesen in beliebter Dreizahl.

Die selbe Zahl hat sich dann auch schematisch bei den weiblichen Gottheiten wiederholt, wenn sie elementarisch oder dämonisch gefaßt in einer Genossenschaftsgruppe auftreten sollten. Die Bruderschaft ward also zur Schwesternschaft, und die Schwestern halfen sich wieder enger zusammen. Der Hellene kannte drei Moiren, drei Erinyen, drei Charitinnen, drei Horen, drei Graien, drei Gorgonen, drei Phorkyaden. Die drei webenden Töchter des Minyas, dessen Name ihn zum Totenrichter Minos stellt, wurden in Nachtvögel verwandelt: Geschlecht, Beschäftigung und Schicksal verraten sie als Wolken. Quellnymphen sind ursprünglich die Musen gewesen, doch aus dreien sind durch Multiplikation mit sich selber neun geworden. Die ihren Liebling, den Sonnenheros Odysseus, schirmend geleitende Wolken- und Wassergottheit hat sich ebenfalls in drei Gestalten geteilt: Athena, die ihm die Rückkehr überhaupt erwirkt, Kalypso, die ihm das Schiff gibt, und Leukothea, die im Schiffsbruche ihm den rettenden Schleier leiht. Auch als Gattin, oder solche, die es werden wollen, erscheint diese Gottheit neben Odysseus nach altmythischem Verhältnisse zwischen Sonne und Wolke: Penelope, Kalypso und Kirke, die alle drei echt wolkenmäßig mit Weben, der Kunst der Athena, sich beschäftigen; und Kalypso heißt die verhüllende; und Kirke, die Umringende, führt den verzaubernden Blistab.

Gerade bei den Germanen aber tritt die Vermischung der verschiedenen Erscheinungen der weiblichen Gottheit als Wolken-, Wasser-, Unterwelt-Wesen besonders hervor; und demgemäß finden wir auch hier die Herrschaft der Dreizahl in vollster Blüte und von der mythologischen Gärtnerkunst des Nordens oft zur gefüllten Neunzahl veredelt. Wie die (eine Göttervielfalt bereits vereinfachende) Dreigöttergruppe sich wieder zur Neunzahl und bis zur Zwölzzahl vermehrte, so wurden entsprechend auch die Göttinnen neunfach und zwölfach gezählt. Statt dreier Walküren ritten neun über Land und Meer; aus dreien Schwanjungfrauen, wie sie sich dem Wieland und seinen Brüdern gesellen und dem Hagen auf der Heunensfahrt warnend erscheinen, wurden neun Töchter des Sgir und neun Mütter Heimdalls; und auch die Genossinnen der Frenja-Menglödh in ihrer Winterburg erscheinen mit ihr zu neun. — Als die drei Nornen am Urdhquell des dreiwurzeligen Weltbaumes haben sich die Schwanjungfrauen zumeist noch in der Dreizahl erhalten und in reichlicher Wiederholung durch Sagen und Märchen weiter vererbt. Ihre in Deutschland vielfach und allenthalben, im Elsaß wie in Tirol, in Ober- wie in Niederbayern ähnlich gesprochenen Sagenamen sind: Warbett, Wilbett und Ainbett, d. h. Schutz-(Wahr-)biete, Wunschbiete und Schreckbiete. Da blickt also wieder das Böse des dritten Gliedes der Dreizahl durch, wie denn wirklich in den Märchen die dritte Schwester, wenn sie wünschend an eine Wiege tritt, ein Unheil bringt; denn zu allen Parzen gehört eine Atropos, die den Faden abschneidet.

Im Dornröschen-Märchen hat christlicher Einfluß aus den drei Nornen

noch einmal dreizehn werden lassen; denn die Zahl Dreizehn verdankt ihre ominöse Bedeutung dem Judas als Dreizehntem beim Abendmahle. Immerhin mochte auch hier schon ein Drang gewaltet haben, die drei Schwestern zu zwölfen zu vermehren, gleich den Brüdern in Asgardh oder den Zwölfgöttern des Olymps. Die Zwölfszahl ist eine Art magnetischer Wirkung der Dreizahl: jeder der Drei zieht wieder drei an sich; aber die Neunzahl ist eine bloße Vervielfältigung der Dreizahl, wie sie der Norden liebte, wie sie aber unter der glühenden Sonne Indiens zu ganz fürchterlicher Fruchtbarkeit gedieh. — Brahma, die Weltseele, konnte ebenso leicht durch Buddha = O gesetzt werden, als von den Bramahnen in folgender haarsträubender Weise multipliziert und potenziert. Hatte er sich schon mit den älteren Göttern Vischnu und Civa zum Trimurtis vereinigt, was mehr noch für eine wirkliche Vereinigung bis zur Verschmelzung galt, so bildete er andererseits auch mit den alten Naturgottheiten eine Neunzahl oder mit Indra, den acht Vasus (Agni, Soma u. a.), Rudra und den zehn Maruts und zwölf Aditjas in Summa einen Haufen von 33 Göttern, die sich später zu 3339, dann zu 33 000 und endlich zu 330 Millionen vermehrten. So fruchtbare Folgen hatte also jenes erste Gewitter, darin der arische Naturmensch die drei elementaren Mächte des Himmels wirken sah.

Meister Eckart.

(† 1327.)

Die deutsche Geistesgeschichte flutet auf und ab. Zeiten gewaltiger Strömungen wechseln mit Rückgang und Ebbe. Trotz dem anhänglichen Sinne, den der Deutsche gerne beätigt, ist ihm Eckart bald zurückgetreten; doch trifft in diesem Falle eine andere Macht die Schuld. Als die Romantik deutsche Vergangenheit zu enthüllen begann, dauerte es verhältnismäßig lange, bis man sich der mittelalterlichen Mystik bemächtigte. Noch länger, bis sie aus Gelehrtenkreisen ins Allgemeine hinausdrang. Ein Anfang ist gemacht. Mehr als je hat die Andacht des Gedenkjahrs ihren Sinn: möge der an sich gleichgiltige Zeitraum von 600 Jahren dem Namen Eckarts eine neue kräftige Welle zufügen!

Zwei Vorurteile sind vor allem zu beseitigen.

Der Gebildete hat die Scholastik als Schlagwort empfangen: sie sei von der neuen Zeit erledigt worden. Aber die Gleichsetzung von Begriffen wie Spinozas deus sive natura entstammt scholastischem Denken, das bis Kant nachwirkte, wie Eucken in der Geschichte der philosophischen Terminologie andeutet. Jenes Denken, befruchtet von Platon, Aristoteles, Plotin, war keineswegs so unergiebig wie man im Zeitalter der Naturwissenschaft und

Technik weismachen möchte. Die Aufgaben, die eine Erklärung des Daseins stellt, bleiben doch im Grunde zu allen Zeiten gleich, und die logische Schulung war im Mittelalter weit gediegener als heute. Einzig die Rücksicht auf theologische Folgerungen und Ergebnisse belastet das mittelalterliche Denken. 1215 wurde die Inquisition eingeführt, der ein entarteter Hohenstaufenkaiser den weltlichen Arm lieh. Von 1252 an wendete man die Folter zur Erpressung von Geständnissen an. Die Inquisition hat auch den Meister Eckart von seiner Höhe gestürzt. Der deutsche Zeitgenosse Dantes, aus einem ritterlichen Geschlechte, das in Hochheim bei Gotha ansässig war, erstieg als Dominikaner — Erfurt war sein Heimatkloster — die höchsten Stufen, bereiste Deutschland von den Niederlanden bis Livland und Böhmen, lehrte zuletzt Dogmatik an der Kölner Hochschule, bis ihn 1326 der Kölner Erzbischof vor die Inquisition brachte. Am 4. Mai 1327 wollte er vor dem Papste in Avignon erscheinen. Ein geheimnisvoller Tod nahm ihn kurz vorher aus der Reihe der Lebenden. Die Bulle von 1329 setzte unter sein ganzes, die deutsche Welt bewegendes Wirken den kirchlichen Strich der Vergeblichkeit. Doch blieb sein Andenken z. B. von Seuse hochgeehrt; seine Predigten waren noch lange für viele die begehrte verbotene Seelenkost. Jene Bulle hat zugleich Eckarts Charakter durch Angabe eines Widerrufs entstellt, den er nie geleistet hat. Wie Luther sich herausfordernd auf die Schrift berief, so hatte Eckart erklärt, Sätze zu widerrufen, von denen man nachweise, daß sie „auf fehlerhaftem Vernunftgebrauche beruhen“. Man beachte hiebei den Unterschied in Betonung letzter entscheidender Mächte: die Bibel führt Luther ins Feld, Eckart die Vernunft.

Es ist zweckmäßig, hier gleich über die Bibel etwas einzuschalten. 1229 wurde den Laien die Bibel verboten (Ausnahme: die jüdischen Psalmen), namentlich in der Landessprache. Aber 1335 war eine Verdeutschung der Evangelien, nach 1350 eine Übersetzung der ganzen Bibel weit verbreitet. Die Deutschen ließen sich eben schwer regieren. Aber Übertragung hin, Übertragung her — diese Frage hatte längst an Wichtigkeit durch den Umstand verloren, daß die Auslegung der Schrift in Wirklichkeit völlig freigegeben war! Nehmen wir irgend eine Predigt Eckarts zur Hand: sofort nach Verlesung des vorgeschriebenen Textes setzt der Prediger mit eigenen Gedanken ein: dies bedeutet das und das! Uralt war diese sogenannte allegorische Auslegung. In der Geschichte deutscher Frömmigkeit wird man finden, daß die Allegorie eigenen Gedanken den Weg öffnete, sich zu entladen. Sonst wäre wohl, bei gleichbleibendem Kanon, das religiöse Leben des Abendlandes tödlich erstarrt. Die streng geschichtliche Betrachtung des Textes, wie sie heute geübt wird, ist dem Mittelalter unbekannt gewesen.

So konnte also Eckart in jeder Predigt ohne Umschweife eigene Anschauungen entwickeln. Nun geht unsere Zeit am Worte Mystik gerne vorüber, weil sie Krankhaftes darunter vermutet. Es mag eine Richtung

nachgewiesen werden, die auf Gesichte und Erscheinungen hinauslief. Von ihr ist Eckart schon darum völlig frei, weil er lehrt, daß sich Gott nur der Seele gibt, die ohne Bilder bleibt. Vielleicht beschränkt man die Abneigung gegen Mystik auf den Einwand, es sei ungesund, immer und immer an Gott zu denken oder von ihm zu reden.

Was das Letztere betrifft: gewiß hat Eckart sein ganzes geschultes Wissen und Denken aufgeboten, um über den Gottesbegriff ins Klare zu kommen. Auch die deutschen Schriften sind erfüllt von Bestimmungen über Gottes Wesen. Aber ein bloßes Gerede von Gott haßt er: „Schweig und schwäze nicht über Gott!“ — Das genügt, um seinen Standpunkt zu kennzeichnen. „Damit, daß du von Gott schwäzeest, lügst du und tust Sünde.“ Was aber das immerwährende Denken an Gott betrifft, so lassen wir uns von Eckart folgendermaßen belehren: „Das wahre Gotthaben ist am Gemüte gelegen und an einer innigen und bewußten Hinwendung zu Gott, nicht etwa an einem gleichmäßig stätigen Denken an Gott; denn das wäre der Natur unmöglich zu erstreben und wäre gar schwer und nicht einmal das Allerbeste.“ Denn Gott will, nach Eckarts Ausführungen, nicht etwa bloß gedacht, sondern wesenhaft erlebt sein. Dieser Standpunkt ist gewiß geeignet, auch das zweite Vorurteil, das sich gegen die Mystik als solche richtet, zu entkräften. Der Name besagt nach griechischem Sprachgebrauch einfach das Schließen der Augen, und damit zugleich die Unterbrechung der Sinnesindrücke, welche eine ernsthafte geistige Vertiefung stören. Nun zu Eckarts Lehre.

In ihrem Mittelpunkt steht das Verlangen nach Gott. Man könnte es nicht erklären, wenn die Seele selber nicht göttlich wäre. Der Gedanke „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken“ ist nirgends schöner vorgebildet als bei Eckart, der nicht müde wird, den Ursprung unserer Seele auf die Gottheit selber zurückzuführen. Ist die Seele von ihr ausgegangen, so strebt sie auch zu ihr wieder hin, wie in ihre Heimat. Ohne Unterlaß wirkt eine seelische Kraft aufsteigend, „aufkriegend“, emporstrebend; sie mag nicht leiden, daß etwas über ihr bleibe. Und so ruht sie nicht, bis Gott in ihr ist. Ein schönes christliches Bild steht Eckart bereit: Gottes Sohn wird immer von neuem in die Seele hineingeboren, wie er einst von Maria in die Welt hineingeboren wurde. Noch einfacher redet Eckart an sehr vielen Stellen davon, daß Gott in die Seele und die Seele in Gott geboren werde. Die Geburt ist ihm das beste Gleichnis, weil es dem Gedanken ewiger Schöpfung entspricht. Gerade heraus betont der Gottsucher und Gottfinder: **Gott ist ein Gott der Gegenwart.**

Die Frage ist nun: wie wird die Seele Gottes teilhaftig? In der Beantwortung zeigt sich die ganze Wucht der Persönlichkeit des großen Lehr- und Lebemeisters. Herrlich schildert er die Loslösung vom Alltag. Rücksichtslos verlangt er, daß alles Sorgen, Grämen oder Wünschen, das uns mit der Außenwelt irgendwie noch binde, bis auf den letzten Rest getilgt werde.

Ledig, frei und gelassen muß die Seele sein, wenn sie Gott empfangen will. Nur in jener völligen Abgeschlossenheit, da eigenes Wohlergehen, Besitz und Ehre gleichgiltig werden, vermag der göttliche Kern, das „Fünkeln“ der Seele, mit Gott in Berührung zu kommen. Immer neue Ausdrücke stehen Eckart für diesen Vorgang zu Gebot; er redet vom Entwerden, vom Sichentbilden sein selbes, vom Gegossenwerden in Gott, vom göttlichen Durchformtwerden, Überformtwerden, Überbildetwerden. Manchmal scheint es wohl, als vergotte er die Seele in dieser letzten Einigung mit Gott. Aber er betont doch wieder, es sei kein Unterschied als daß Gott Gott und die Seele Seele bleibe. Oder im Gleichnis: Der Seele geschieht wie dem Tropfen Weins im Meere: sie verwandelt sich, sie wird göttlich (und Gott nicht Seele). Die Predigt auf den heiligen Benedict schließt mit den Worten: Daß wir Gott also folgen, daß er uns in sich versehen könne, und wir mit ihm eins werden und es ihm möglich werde, uns als ein Stück seiner selbst zu lieben, das helf uns Gott!

Man wird vielleicht einwenden, daß die leidenschaftliche Aneignung Gottes dem gewöhnlichen Sterblichen nicht gezieme und daß es dem Volke mehr entspreche, sich Gott völlig getrennt vom Einzelnen zu denken. Dem wäre entgegenzuhalten, daß Eckart kraft seiner Anschauungsweise eine Volksfühllichkeit erlangt hat, die nicht bestritten werden kann. Im Grunde brachte er dem christlichen Gedankenschatze eine erwünschte große Entsprechung zu Gregors Lehre von der Wiederholung des Opfers Jesu. Denn wie sich in der Messiehandlung täglich Jesu Stellvertretung erneuen läßt, so könnte man sich die Geburt des Gottesohnes in der Seele als einen an keine Zeit gebundenen, wiederholbaren Vorgang denken. Auf jeden Fall wahrte Eckart der Gottesgeburt die Ehrfurcht des Geheimnisses: „Was Gott in einer Seele sei, die ihn liebt, das weiß nur die Seele, in der er ist.“

Doch wie man sich auch die Vereinigung mit Gott vorstellen mag, vorbereitet wird sie ausschließlich auf sittlichem Wege. Kein Denker übertrifft Eckart an Glut der Leidenschaft fürs Ideale. In wuchtiger wie geschmeidiger Sprache gibt er dem Hörer immer wieder als grundlegenden Gedanken ein: kehre dich weg von der Rangordnung der Welt, in der Macht und Besitz den Ausschlag geben! Unvergleichlich größer ist das Glück dessen, der verzichtet. „Der ist viel seliger, der alle Dinge entbehren kann und ihrer nicht bedarf, denn der alles besitzt als Bedürftiger.“ „Wo der Mensch aus Hingabe das Seine preisgibt, da auf der Stelle muß notgedrungen Gott für ihn eintreten.“ Aus der Wertschätzung des Innern, aus der Abkehr vom Außern folgt weiter jene Verachtung des Lohngedankens, die zu allen Zeiten ungern gehört wird, weil sich die Lohnsucht aus dem Alten Testamente zäh in die Geschichte des Christentums festgewurzelt hat. Lohn irgendwelcher Art ist dem großen Volkslehrer des 14. Jahrhunderts so fremd, so verhaßt, daß er selbst die Hoffnung auf ein ewiges Leben als Beweggrund für sittliches

Handeln verneint! „Solange der Mensch mit seinen Werken noch etwas sucht, das Gott geben kann oder geben will, so ist er Kaufleuten gleich,“ steht in der herrlichen Predigt über die Austreibung der Wechslar aus dem Tempel.

Für unsere Zeit wie gemünzt erscheinen die vielen Hinweise auf Stille, Ruhe und Stätte, die er allem Lärm, allem Schwanken und Wechsel entgegenhält. „Ein gewisses Zeichen, daß Gott in der Seele wohnt, ist, daß die Seele geruhig sei.“ „Nichts vereint uns Gott so wohl wie Ruhe.“ Eine weitere Wertschätzung adelt das Leiden. „Wer am meisten durchmacht, ist der Alleredelste.“ Mit einer unvergleichlichen Beredsamkeit weiß Eckart im „Buch der Göttlichen Tröstung“ dem Leidenden zuzusprechen. „Der getreue Gott gibt einem jeglichen Menschen je sein Allerbestes.“ Aller Trost gipfelt in dem Gedanken, daß nur Gott selber tröstet; „wer Trost von Kreaturen erhofft, ist fern von Gott“. Wir glauben: schon die Fülle, Strenge, Tiefe der Gedanken, die Gottes Nähe vorbereiten, lassen Eckarts Reden der heutigen Zeit erwünscht und willkommen erscheinen. Immer preist er das Licht; immer scheidet er das Jenseitige vom Diesseitigen. Das Lohengrin-vorspiel ist wie eine musikalische Zusammenfassung von Eckarts Licht- und Jenseitsgedanken.

Sollen wir zur Weltflucht des Mittelalters zurückgerufen werden? Diese Frage wollen wir nicht unterdrücken. Mit ihrer Beantwortung werden wir die Erkenntnis Eckarts vertiefen. Ein entschiedenes, bestimmtes „Nein“ ist nämlich die Antwort, und zwar nicht von unserer Vorsicht oder Werbeklugheit stammend, als wollten wir gewissen Folgerungen ausweichen oder vorbeugen, sondern das Nein gibt Eckart selber in Wort und Tat. Das eben war ja das Ärgernis, daß er die Schranke zwischen Berufsfrömmigkeit und Laientum brach, daß kein klösterlicher Geist aus seiner Predigt wehte! Das Verständnis fürs Wirkliche war es, was ihm des Volkes Herzen gewann: „Wer Gott in Wahrheit hat, der hat ihn an allen Orten (auch auf der Straße) und bei allen Leuten gerade so wie in der Kirche oder in der Zelle.“ Gebet und gute Werke maß er durchaus an ihrem wahren Quell, dem guten, großen Herzen, dem reinen Willen. „Die nicht groß von Wesen sind — was die auch wirken mögen, daraus wird nichts.“ „Bist du gerecht, so sind deine Werke auch gerecht. Denke nicht Heiligkeit zu gründen auf ein Tun: man soll Heiligkeit gründen auf ein Sein!“

Wie stimmt aber mit dem Hochgedanken göttlicher Einigung, daß sich Eckart so gütig und verständnisvoll dem wirklichen Leben zuwendet? Man hat sich zweierlei Bewegungen vorzustellen: die eine auf Gott, bis er sich dem innersten Seelengrunde mitteilt, die andere aber aufs Leben, das zu bemeistern bleibt, wenn man göttlicher Gnade teilhaftig wurde. Wie die Richtung aufs Schöpferische eine folgerechte Umkehr der Richtung auf das Erleben Gottes ist, hat Weinhandl im 11. Beihefte der Deutschen Philoso-

phischen Gesellschaft dargetan. Wir brauchen nicht zu fürchten, Eckart passe nicht zur Schaffensfreude einer anderen Zeit. „Wer der Welt allermindest hat, der hat ihr allermeist.“ „Niemandem ist die Welt so eigen wie dem der alle Welt gelassen hat.“ Wo vom Gegensatz zwischen Maria und Martha die Rede ist, da preist der Mystiker, entgegen dem Wortlaut und Wortsinne des Evangeliums, die lebenserprobte, tätige Martha vor der ihren Gefühlen hingeebenen Maria. „Das sind die Leute, die mitten unter den Dingen stehen, und doch nicht in sie aufgehen.“ Er meinte seine Beginnen, im Gegensatz zu den Nonnen.

Nun bringt es die Sache mit sich, daß der Weg zu Gott ausführlicher besprochen werden muß als die andere Frage, wie sich der Gotterfüllte in der Welt bewege. Letzteres kann der Prediger eher dem Einzelnen überlassen, zumal es ja auch von der Beschaffenheit wechselnder Zeitumstände abhängt. Immerhin ist es wichtig, zu betonen, wie Eckart den Weg von Gott zur Welt frei gibt — auch hierin kein Kind sondern ein Meister seiner Zeit! Keine Äußerung von Frömmigkeit, von Heiligkeit soll als die einzig rechte gelten. „Es können doch nicht alle Menschen Einem Wege folgen.“ „Gott hat des Menschen Heil nicht gebunden an irgendwelche bestimmte Weise. Was die eine Weise hat, das hat die andere nicht.“ „Liebenden und Geliebten braucht man keinen Rat zu geben.“

Ohne es vielleicht zu wollen oder zu merken, weicht Eckart auch darin von seiner Zeit ab, daß ihn die Sünde nicht in die fürchterliche Angst vor Strafe hineintreibt. Mit Eckart vergleiche man den Abschnitt in Chamberlains „Mensch und Gott“, wo von Jesu Auffassung der Sünde die Rede ist. Eckart meint: „Der Mensch soll sich keinerleiweise von Gott entfernt denken, weder aus Not noch Schuld noch sonstwie.“ Wie tröstlich mag dies damals geklungen haben! Zweierlei Reue beobachtet er: Die zeitliche, in Jammer und Verzweiflung — „da bleibt die Reue im Elend stecken und kommt nicht vom Fleck“ — die göttliche aber erhebt sich zu Gott, und alle Sünden sind „rascher verschwunden in den Abgrund Gottes als ich mein Auge zutun könnte.“ Ja, Eckart geht noch weiter. Er denkt über den Sinn der Sünde nach und findet die Aufrichtung: „Du darfst Gott vertrauen, daß er solches nicht über dich verhängt hätte, wollte er nicht dein Bestes daraus ziehen.“ Paulus und Augustin sind ihm Beispiele, daß Gott mit solchen, die schwer sündigen, Großes vorhaben könne; das Demütigende, das die Sünde zurückläßt, kann die Inbrunst steigern, welche sich zu Gottes Barmherzigkeit flüchtet.

Für eine erste Beschäftigung mit Eckart empfiehlt sich wohl das Bändchen des Inselverlags. Sodann etwa das bei Oskar Beck (München) erschienene. Man unterlasse aber nicht, zur Ausgabe bei Diederichs vorzudringen; bis jetzt gab Hermann Böttner zwei Bände heraus. Unsere Umschau würdigt außerdem Otto Karrer, Susanne Hampe, Josef Bernhart, und „Die große Glut“ des Verlags J. Müller (München). Mittelhochdeutsche Eckart-Ausgaben: Pfeiffer, Strauch, Hans Liehmann.

Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Edda.

Edda wurde einst von Jakob Grimm sinnig gedeutet als die Eltermutter deutscher Sage und Dichtung. Was wüßten wir von Götter- und Heldensage ohne die Edda? Die Vorgesichte unsres Nibelungenliedes läge völlig im Dunkel. Wie dürftig und trümmerhaft sind die wenigen deutschen Zeugnisse vom heidnischen Götterglauben! Kein Wunder, daß die Edda, zumal in der Frühzeit der germanischen Altertumswissenschaft, mit überschwenglichem Jubel begrüßt wurde, weil sie Verlorenes in reicher Fülle darbot. Aber mit der Freude am Inhalt der Edda verband sich auch Überschätzung, nicht etwa des Wertes der Dichtungen an und für sich, der unerschütterlich ist, wohl aber ihrer Bedeutung für Deutschland. War es wirklich so leicht, den Wall zwischen nordischer und deutscher Überlieferung zu durchstechen, damit beide in ein größeres Ganzes zusammenrinnen könnten? Lag nicht die Gefahr nahe, isländische Neudichtung für urdeutsches Gut auszugeben? Zu Simrocks Zeiten wurden vorschnelle Schlüsse gezogen und alle nordischen Überlieferungen einfach als deutsch angesprochen. Dann kam eine Zeit übergroßer Vorsicht, die nur geringe deutsche Keime anerkannte, die Eddalieder in ihrer Gesamtheit als reine nordische Neubildungen ansah. Heute ist ein gewisser Ausgleich gewonnen, der jedem das Seine gibt. Einige ältere Eddalieder sind nur getreue Übertragungen verllorener deutscher, fränkischer Gedichte; andere sind freie Bearbeitungen, wieder andere isländische Neudichtungen aus später Zeit des 12/3. Jahrhunderts. Die Forschung ist bemüht, aus inneren und äußeren Gründen für jedes einzelne Gedicht Alter und Herkunft festzustellen. Ein großer Unterschied besteht zwischen Götter- und Heldenliedern: diese sind aus gotischen und fränkischen Vorlagen entnommen und nordisch weiter gebildet, jene in ihrem Hauptbestande vermutlich erst nordische Neuschöpfung. So zieht die deutsche Heldensage aus der Edda mehr Gewinn als die Göttersage, die als norwegisch-isländisch zu erachten ist. Der verhängnisvollste Irrtum in Simrocks Handbuch der deutschen Mythologie war, daß es die Göttersage der Edda als Grundlage und Ausgang nahm und damit die Entwicklungsgeschichte auf den Kopf stellte. Aus deutschen Keimen entfaltete sich in Norwegen und Island, wo das Heidentum Jahrhunderte lang noch ungekränkt lebte, während es in Deutschland mit Stumpf und Stil ausgerottet wurde, eine wunderherrliche Nachblüte. Wiederum erhellt, daß unsre neue Auffassung den dichterischen Wert nicht im geringsten ansieht, wohl aber den Werdegang zu begreifen sucht. Wer sich um das wirkliche Verständnis der Edda bemüht, muß ihre geschichtlichen Voraussetzungen kennen. Bedauerlicherweise liegen die nordischen Studien auch an den deutschen Hochschulen noch immer im Argen: der Student weicht ihnen aus, weil sie ihm zu entlegen scheinen, zumal gegenwärtig, wo alles

nur zum nächsten Prüfungsziele hindrängt. Nordische Vorlesungen begegnen deshalb so selten, weil sie schlecht besucht sind. Und doch läßt sich germanische Art nur aus den nordischen Quellen alter und neuer Zeit erkennen, weil sich hier das Volkstum reiner erhielt als im Süden, weil fremde Einflüsse die selbständige Eigenart nicht überwucherten. Wenn in früherer Zeit die Zunftwissenschaft sich starr abschloß, so ist es heute damit besser geworden. Sach- und fachkundige Forscher bemühen sich, in zuverlässigen gründlichen Darstellungen auch in den Kreisen gebildeter Laien die Ergebnisse der Wissenschaft leicht faßlich zu verbreiten. Sogar ohne Kenntnis der nordischen Sprache vermag jeder Deutsche, der will, sich mit den Eddafagen in ihrem gesamten Umfang mühelos und genutzreich vertraut zu machen.

Der isländische Bischof Brynjolf Sveinsson fand 1643 eine Handschrift mit 29 Götter- und Heldenliedern. Er benannte eine Abschrift, die er von dieser wichtigen, 1662 nach Kopenhagen gesandten Urkunde anfertigen ließ, die „Edda des weisen Saemund“. Auf seine Gewähr ward mit Unrecht der Name Edda, der einem Buche des Isländers Snorri Sturluson zukommt und Lehre der Dichtkunst, „Tabulatur“ bedeutet, auf diese im 13. Jahrhundert entstandene Lieder Sammlung übertragen, woran er noch immer haftet. Saemund als Sammler oder Verfasser erweckt die falsche Vorstellung der Einheitlichkeit der Gedichte. Wir müssen uns zunächst von dieser aus der Betitelung fließenden Ansicht ganz frei machen. Die Sammlung ist nach ihrer Anlage und ihrem Inhalt ganz aus sich selber zu erklären. Der Sammler war zweifellos von künstlerischen Gesichtspunkten geleitet. Voran steht das Weltbild von der Weissagung der Seherin, dann folgen Lieder von Thor, Freyr und Odin. Das Lied von Wieland vermittelt den Übergang zur Heldendichtung, die mit dem nordischen Helgi beginnt und sich dann zu Sigfrid und den Nibelungen, Etzel und Ermenrich wendet. Es ist reizvoll, die Lieder in dieser Reihenfolge zu lesen, weshalb auch Verdeutschungen, die daran festhalten, berechtigt erscheinen. So tat es 1851 Simrock, dessen Edda neben der Ettmüllers (1837) für die Ring-Dichtung als wichtige Quelle in Betracht kommt. Dieses Buch verlor im Lauf der Jahre an Ansehen, namentlich wegen der veralteten und verkehrten Erläuterungen. Als Ersatz bot sich 1892 Gering's Edda, grundgelehrt und wortgetreu, ganz zuverlässig, aber schwunglos, nüchtern und trocken, jetzt natürlich auch in den Erklärungen bereits wieder weit überholt. So ist eine Neuauflage der Simrock'schen Edda durch G. Neckel (1926) freudig zu begrüßen, weil sie deren unvergänglichen Teil, von Fehlern und Irrtümern gereinigt, von überflüssigen Zutaten entlastet und auf heutigen wissenschaftlichen Stand gesetzt in verjüngter Gestalt darbietet. Neckel als Herausgeber des Edda-Textes und genauer Kenner des althistorischen Schrifttums war zu solcher Aufgabe in hohem Grade befähigt. Einen andern Weg schlägt F. Genzmer (1920 und 1923)

ein: er ordnet sämtliche Eddalieder, auch die in der erwähnten Sammlung nicht erhaltenen sondern anderwärts überlieferten, in drei Gruppen: Helden-, Götter- und Spruchdichtung und strebt innerhalb der drei Abteilungen die zeitliche Abfolge, die Unterscheidung der älteren und jüngeren Gedichte an. Simrock-Neckel gewähren eine Verdeutschung der Edda-Sammlung, Benzmer eine zeitlich und sachlich geordnete Übertragung der ganzen Gattung der Edda-Lieder. Man wird zu Genuß und Belehrung am besten beide Bücher neben einander lesen und dadurch zur Edda-Forschung Zugang erreichen. Endlich müssen diese Lieder nicht vereinzelt, sondern im engsten Zusammenhang mit dem übrigen norwegisch-isländischen Schrifttum aufgenommen werden, wozu zwei kurzgefaßte Darstellungen, meine altnordische Litteraturgeschichte (in der Sammlung Göschen 2. Aufl. 1921) und Neckels altnordische Litteratur (Aus Natur und Geisteswelt 1923) sich als Wegweiser darbieten.

Karl Müllenhoff schrieb 1845: „Wer nicht das Altertum und die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz, ihm anzugehören, und kein Vertrauen zur Zukunft kann in seinem Herzen wohnen“. Wie in den Zeiten tiefster Schmach und höchster Not zu Anfang des 19. Jahrhunderts in weiten Kreisen des deutschen Volkes das Verlangen erwachte, aus dem Anschauen ältester Vergangenheit Kraft zur Abwehr fremder Gewalt zu schöpfen, so fühlen auch heute wieder einige Deutsche das Bedürfnis, aus den altgermanischen und altdutschen Urquellen Trost und Hoffnung, vor allem Stärkung deutscher Art zu gewinnen. Gerade hier wird von Unberufenen, die aus mangelhafter Kenntnis ein falsches, verworrenes und verschwommenes Bild altgermanischen Lebens entwerfen und verbreiten, viel verdorben. Noch heute muß in solchen Kreisen die Edda als „Germanenbibel“ zu ärgsten Mißdeutungen herhalten. Eine Wanderung durch das deutsche und germanische Altertum erfordert kundige und sichere Führer, denen das gesamte wissenschaftliche Rüstzeug zur Verfügung steht. Auch hier darf auf ein großes Werk verwiesen werden, das 1926 unter H. Nollaus Leitung und Mitwirkung namhafter Fachgelehrter erschien: „Germanische Wiedererstehung“. „Liebe zum deutschen Volk und seiner Eigenart, bewundernder und zugleich schmerzlicher Rückblick auf seine Vergangenheit und Sorge um seine Zukunft trieb uns, ein Werk zu schaffen, das unter Zusammenfassung der verschiedenen Gebiete altgermanischen Geisteslebens ein wissenschaftlich wahres, nicht durch Haß und Hochmut entstelltes, aber auch nicht in einseitiger Liebe veredeltes Bild der altgermanischen Kultur gewährt“. Germanische Wiedererstehung bedeutet nicht unmögliche Rückkehr zur Urzeit, wohl aber Erkenntnis und Erkräftigung der ursprünglichen und etwa noch vorhandenen, lebensfähigen germanischen Keime im Deutschen, um dessen drohende Entartung ins Undeutsche zu hemmen.

Was für uns die Beschäftigung mit der Edda bedeutet, brauche ich nicht weiter auszuführen. Je mehr wir uns in die Quellen vertiefen, desto

deutlicher erkennen wir die neue und selbständige Schöpfung, die sich im Ring offenbart. Mythenschaffende Kraft hat „uraltes Fern zu traurem Heimatland“ gebildet, weit verstreute Bausteine zusammengerafft und zum Bauwerk gefürmt, das nicht Urgrund, sondern ragender Gipfel altgermanischer Götter- und Heldenjage ist. Deutsche und nordische Denkmäler sind zu neuer Einheit verschmolzen, mit neuen Gedanken durchwoben, von deutscher Tonkunst von innen her beseelt und durchleuchtet.

R o s t o ck.

Wolfgang Goltzer.

Besprechungen.

Umschau.

Wie die Beethovenfeiern dieses Jahres weit über den Gedenktag hinausreichten, so setzte sich auch das Schrifttum fort. Vor allem war die Presse deutscher Zunge bei solchem Anlaß wirklich einhellig: wer das Deutschtum im Ausland verfolgt, konnte sich darob freuen, daß im stillsten Winkel das deutsche Wochenblättchen Beethovens gedachte. Man mag gegen solches Feiern grundsätzliche Bedenken haben: hier überwiegt doch der Eindruck einer Kundgebung fürs Deutsche, der sich auch feindliches Ausland nicht entziehen konnte, so sehr es deutsches Wesen und deutsche Sprache bedrängt (wie in Prag, wo man „Die Himmel rühmen“ nicht deutsch singen durfte). Aus der Anzahl von Gedenaufsätzen heben wir zwei heraus, die uns näher angehen; es sind Wiedergaben von Vorträgen: Univers.-Professor A d o l f S a n d b e r g e r veröffentlichte seine Bonner Rede in den Münchener Neuesten Nachrichten, Univ.-Professor M a x K o c h seine Breslauer Gedenkworte als Heft 1146 des Pädagogischen Magazins (Hermann Beyer, Langensalza) mit dem Titel „Beethoven der Kämpfer“ (43 Seiten, die viel Beachtenswertes enthalten!). Unter den vielen Bildnissen, die zum Vorschein kommen, seien genannt: zwei Radierungen von Robert W o s a k (Klosterneuburg), die eine nach Kleins bekannter Büste, die andere den zahlreichen Bildnissen der Wiener Nationalbibliothek nachgebildet, aber ohne phantastischen Haarwuchs; die Empfehlung, die dieser Auffassung Bibliothekar Dr. Wilhelm Beeß mitgab, können wir aus eigener Prüfung bestätigen (die Blätter kosten 3 und 6 Mark). Von den plastischen Köpfen hat sich das Bildwerk von F r e m d (im Besitz der Familie Klincksfuß in Stuttgart) allmählich als eines der besten bewährt (den Vertrieb der Wiedergaben hat Hansffängl).

Aus den Lebensbeschreibungen sei noch die von Bernhard Bartels hervorgehoben (Franz Borgmeyer, Hildesheim).

Sie bietet das Wesentliche in eindringlicher Sprache. Ganz besonders rühmen wir die Anlage des Buches: die vorbildliche Übersicht weist an sich schon auf ein Bedürfnis nach klarem Denken hin. Die Einteilung in kleine Abschnitte ermöglicht über einzelne Fragen und Punkte (Humor, Freunde usw.) das Wissenswerte frei zusammenzustellen. Hinzuzufügen wären nur einige Nachweise, wie die Zeitgenossen über Beethoven urteilten (Hanslick wollte glauben machen, hier stände alles in schönster Ordnung), und wie sich in der Folgezeit seine Anerkennung gestaltete. Unwillkürlich schweift der Blick zur Hundertjahrfeier des Geburtstages zurück.

1870 schrieb der Bayreuther Meister seine Festschrift, die immer noch den Charakter eines Bekenntnisses trug; denn noch 1875 äußerte der Brahmsfreund und Wagnerhasser Billroth, für ihn sei Beethovens Festmesse viel töter als das Schwächste von Bach und Händel. „Langweilig, unbedeutend in der Erfindung gequälte, ausgefüllte Musik.“ Solch maßloser Selbstüberhebung stellt Wagners Abhandlung die volle Hingabe an Beethovens Größe gegenüber. Einen neuen Sonderdruck jener Beethoven-schrift bietet jetzt der Reclamsche Verlag („Wagner über Beethoven“). Die Aufgabe, in dem mäßigen Umfang von 186 Seiten alles zusammenzudrängen, was über Beethoven als Menschen und als Musiker zu sagen ist, hat der Forscher Walter (nicht Ludwig) Nohl in mustergiltiger Weise gelöst. Die Eigenschaften des Klavierspielers, Lehrers, Dirigenten treten anschaulich hervor und ergänzen das über Leben und Werke Vorgebrachte. Besonders eingehend sind Festmesse und Neunte erörtert. Die zweite Auflage schmückt sich mit 38 zeitgenössischen Bildern und trägt Fremds Büste auf dem Titelblatt (Karl Grüninger, Stuttgart 1927).

Über Beethovens Leonoren-Ouvertüren haben wir jetzt eine Untersuchung von Josef Braunstein. (Breitkopf und Härtel, Leipzig; VIII, 160 Seiten; 6 Mark; 5. Heft der Sammlung musikwissenschaftlicher Einzeldarstellungen.) Der Verfasser weiß die Annahme sicherzustellen, daß sich Nottébohm und Thayer in der Umstellung der Ouvertüre Werk 138 irrten: diese hat doch, wie früher angenommen wurde, als die erste zu gelten. Geschichtliche und stilkritische Überlegungen sprechen dafür. Die Vergleichung des zweiten und dritten Vorspiels bereichert unsere Kenntnis von der Art und Weise, wie Beethoven schuf und umschuf. Zudem handelt es sich um eine besonders lehrreiche Frage der Form: ob nämlich die Forderung des Wiederholungsstücks zu umgehen sei oder nicht? Richard Wagner hat sich zu den Vorspielen mehrmals geäußert: im 1., 5., 9. und 10. Bande der Gesammelten Schriften (über die Ouvertüre, über Liszts symphonische Dichtungen, Beethoven, und über die Anwendung der Musik auf das Drama). Damit setzt sich Braunstein Seite 144 ff auseinander. Außerdem aber betrachtet er bei diesem Anlasse alle Umarbeitungen, die Beethoven an eigenen Werken vollzogen hat. Nach dieser Richtung bliebe auch das Schaffen Bachs noch aufzuhellen. Dankenswert ist im Beethovenbuche ferner das Verzeichnis aller Skizzenbücher des Meisters, mit sachgemäßen Angaben, auch über das auswertende Schrifttum.

Von bleibendem Werte sind ferner die Abhandlungen, die das Jahrbuch von Breitkopf und Härtel, „Der Bär“ enthält. Das Jahr 1927 gab Anlaß, über alle Beziehungen Beethovens zum Verlagshause zu berichten; dabei wird Neues zum Leben und Werk des Tonschöpfers selber zu Tage gefördert. Ein prächtiger Schmuck ist die erstmalige farbige Wiedergabe des Beethoven-Bildes von Waldmüller, das auch Wagners hohe Wertschätzung genosz. Gottfr. Christoph Härtel gab dem Künstler den Auftrag, der 1823 ausgeführt wurde. Wagner ließ sich 1869 das Bild kopieren. Aus dem zweiten diesjährigen Beethovenhefte der Zeitschrift „Die Musik“ (Aprilheft; Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) erwähnen wir die Arbeiten von Konrad Hüscke: Was uns durch Beethovens vorzeitigen Tod verloren ging, von Hans Böttcher: Beethovens Homer-Studien und Max Unger: Zur strittigen Textstelle in der Neunten. Die Frage nach dem Wortlaut „streng“ oder „froh“ behandelte auch Prof. Otto Baensch im zweiten Jahrgang des neuen Beethoven-Jahrbuchs (Fischer, Augsburg).

Zur Reihe der Erläuterungen einzelner Werke oder Gattungen haben wir nachzutragen die immer wieder neu aufgelegten drei Bände von Hugo Riemann, welche sämtliche Klavier-sonaten ästhetisch und formal-technisch erörtern und mit

geschichtlichen Bemerkungen versehen. Der Verlag Max Hesse (Berlin) gibt einen Schlüssel zur Riemannschen Harmoniebezeichnung bei; oder kann man sich aus Grabners „Funktionstheorie Riemanns“ (Halbreiter), und aus den Schriften Riemanns selber Rat holen. Ein ausgeprägter Wille zum Durchdenken des Kunstwerks ist hier an der Arbeit, sich Klarheit über Ausdruck und Aufbau zu verschaffen. Mit allen Mitteln musikalischen Scharfsinns werden die Zusammenhänge beleuchtet. Für Denkfrohe eine willkommene Übung und Schulung musikalischen Gewissens. Einige Erklärungswege haben sich nicht bewährt. Doch kann dies die Bedeutung Riemanns nicht mehr beeinträchtigen. Die innere Aneignung des Werkes wird durch die vielen und ausführlichen Notenbeispiele erleichtert.

Endlich noch eine Neuheit aus dem Almalthea-Verlag (Zürich, Leipzig, Wien): Karl Kobald, den wir früher schon mehrfach erwähnt haben, schildert (auf 430 Seiten) Beethoven nach seinen Beziehungen zu Wiens Kunst und Kultur, Gesellschaft und Landschaft. Des Tonrichters Lehrer, die Freunde und Gönner aus dem Adel, die Frauen, die in seinen Umkreis trafen, sie alle weckt Kobalds anschauliche Darstellung wieder zum Leben. Ein sorgfältig ausgeführtes Geschichtsbild entsteht mit der Zeichnung des Wiener Kongresses, der in Beethovens Leben eine bedeutsame Rolle spielt. Auch die Wiener Landschaft erhält ihr gebührendes Recht. Nicht nur die Pastorale zeugt von Beethovens Natursinn: es ist ein Zug von allgemeiner Größe, der ihm aus der Liebe zum Freien erwuchs. Mit Teilnahme führt der Verfasser überallhin, wo Beethoven gewohnt; so namentlich in den Wiener Wald, durch den einst Walther von der Vogelweide geschritten war. Nicht weniger als achtzig Bildbeigaben (teilweise größere, auch farbige Tafeln) vervielfältigen den Eindruck des Textes. In keinem andern Werke klingt der Wiener Grundton so überzeugend durch wie bei Kobald.

Nun wenden wir uns dem Bayreuther Meister zu. Da grüßt eine neue Lebensbeschreibung des Univ.-Professors Wolfgang Goltzer, dessen Name den Lesern der Bayreuther Blätter aufs hellste leuchtet; dem entspricht auch die Leistung. Denn Goltzer bringt es zustande, die Überfülle des lebensgeschichtlichen und künstlerischen Stoffes in einen kleinen Bannkreis zu meistern, ohne daß wir die unangenehme Empfindung bekämen, die oft vom Kürzen, Streichen, Zusammendrängen ausgeht. Der Reclamsche Verlag darf es als großes Verdienst buchen, die Mühlsche Arbeit neuerdings durch die drei Goltzerschen Bändchen (248 Seiten) ersetzt zu haben; so wie auch im Falle Beethovens nunmehr Steiniger als Verfasser hervortrat. Ein zweites Werk über Wagner (537 Seiten) gönnt sich die behagliche Breite ausführlicher Darlegung. Es stammt von Gustav Ernest, dem Verfasser der Beethovenbiographie (beides bei Georg Bondi, Berlin, als wohlfeile Volksausgaben). Dem Verfasser, der über gutes Wissen und verständliche Ausdrucksweise verfügt, ist es das höchste Ziel, sowohl den Gehalt der Werke als die Persönlichkeit zu erfassen, die ihnen die Größe gibt. Dabei müht er sich nicht wie andere um geistreiche Neuheit der Auffassung, sondern es ist ihm sachlich um allgemein giltige Erkenntnisse zu tun. Auch verfolgt er als notwendig das Werden des Bayreuther Gedankens. Bei der „Charakterstudie“ über Wagner wird sich allerdings manches Fragezeichen des Lesers einstellen. Es sei nur angedeutet, daß Ernest den Angriff auf das Judentum so auffaßt, als hätte er lediglich Meyerbeer und Mendelssohn vernichten sollen: der letzte Beweggrund wäre also nur Beseitigung bestimmter Gegner oder Nebenbuhler gewesen. Das ist sicherlich irrig. Die Wandlung des Urteils erklärt sich (was übrigens S. 210 auch angedeutet ist) aus der allmählichen Schärfung des künstlerischen Bewußtseins, und die Abneigung gegen Rassefremdes entwickelte sich und trat deutlich als eine eigene, gesonderte Erscheinung hervor.

Immer wieder geben wir gerne zu, daß genug böser Wille auch von deutscher Seite gegen Wagner wüthete (wie hat Luther über die Deutschen seiner Zeit gescholten!) und daß die andere Seite in einzelnen Fällen die Schar der Freunde Wagners mit ungemein wertvollen Kämpfen stärkte.

Von Robert Saitschik ist auch ein neues Buch erschienen, das uns angeht: *Schicksal und Erlösung* (Unterfittel: *Der Weg von Eros zu Agape*), bei Ernst Hofmann, Darmstadt. Als er sich seinerzeit über „Genie und Charakter“ äußerte, rühmten die Bayreuther Blätter seine Klarheit, die Einfachheit seines Stils, die Schärfe seines Verstandes, die „einem in genialer Stättheit aufs Geistige gerichteten Willen“ diene. Dies müssen wir jetzt wieder vollauf bestätigen. Saitschik betrachtet Erlösung als die höchste Vorstellung, zu der der Mensch gelangen könne. Mit großer Feinheit legt er ihre Bedeutung dar, sowohl im Holländer (wie schön die Worte über das Schlußbild!), Tannhäuser, Lohengrin, als im Tristan und Parsifal. Ohne Wagner Gewalt anzutun, ordnet er die gedankenreichen Ausführungen in einen Zusammenhang ein, der sich von Shakespeares Romeo, Othello, Lear, Hamlet, Sturm über Goethes Faust bis zum Bayreuther Meister spannt. Man behält immer den Eindruck der Sachlichkeit; alles geistreichelnde Herumdeuten ist gemieden. So auch aller Mißbrauch der Erörterung über den Eros. Zusammen mit „Wotan und Brunnhilde“ (O. Beck, München) dürfte vorliegendes Buch die Festspielgäste besonders anziehen. Von den Briefen der *Malvidavon Meysenburg* an ihre Pflege Tochter: „Im Anfang war die Liebe“ ist in der kurzen Zeit eines Jahres eine neue Auflage nötig geworden (O. Beck, München; 5.50 Mk., geb. 7.50). Der ausführlichen Würdigung im Maistück 1926 haben wir nachzutragen, daß aus dem Hause Wahnfried neue Briefe zum Vorschein gekommen sind, die der Herausgeberin Bertha Schleicher zur Verfügung gestellt wurden. Auch durch einige Weglassungen sind Veränderungen eingetreten. Im übrigen erinnern wir an das der Idealistin gewidmete Wort Romain Rollands vom „wahren Deutschland, das seine Stimme nicht laut erhebt und doch nicht untergehen wird.“

Und nun noch eine besonders ergiebige Neuheit: Richard Graf Du Moulin Eckart überrascht die Welt mit Neuen Briefen von Hans von Bülow (Dreimaskenverlag, München), die er größtenteils in erfolgreicher persönlicher Diplomatie Gabriele d'Annunzio, dem neuen Herrn am Gardasee, abgewonnen hat. Unter dem in Gardone Gefundenen ist der Scheidungsbrief, den Bülow „nach langen inneren Kämpfen aus seiner ganzen großen Seele heraus“ an Frau Cosima geschrieben hat, ein überaus wertvolles Zeugnis für den unantastbaren Charakter des Künstlers! Überhaupt wird niemand die an Frau Cosima gerichteten Briefe ohne Ehrfurcht zur Kenntnis nehmen; das Französische hilft in diesem Falle den Abstand aufrechterhalten. Ferner ist es dem Herausgeber geglückt, auf dem Umwege über Riga wenigstens einen Rest der verloren gegebenen Briefe an Richard Wagner zurückzugewinnen; das Vorwort bezeichnet sie als den wertvollsten Teil der Briefausgabe. Gleich im ersten Schreiben treffen wir den Spruch: „Aber so ist es leider in der Welt: der hat den guten Willen, jener die Macht. Verachte meine Ohnmacht nicht.“ Wir müssen es uns leider versagen, die Reihe dieser bedeutamen, inhaltreichen Briefe an den Meister hier auszuschöpfen. Die überströmende Herzlichkeit des sorgenden und teilnehmenden Vaters atmet in den Briefen an sein „geliebtes, geist- und herzvolles Kind“ Daniela: eine wohlthuende Offenbarung jener Seite im Bülowischen Wesen, die wir zur Ergänzung der „anderen“ niemals vergessen dürfen. Über die Hälfte des 712 Seiten starken Bandes, den ein Namensverzeichnis übersichtlich macht, füllen die Briefe an den Klavierauszügler Karl Klindworth und den „Besflügler“ Carl Bechstein, dem er „über Dinge

schrieb, die er andern gegenüber vollkommen verschwiegen." Eine aus tiefstem Verstehen quellende Einleitung bereitet den Leser aufs Dargebotene vor; selber mitbringen freilich muß er Takt und Urteilskraft, um das, was ja niemals für die Allgemeinheit bestimmt war, in der richtigen Weise aufzunehmen.

Die alte Frage, wie sich Musikgeschichtliches am besten darstellen lasse, wird neu beantwortet mit einem anregenden Versuche, den Walter Kühn und Hans Lebede unternahmen: „Von Musikern und Musik“ bietet in zwei Bänden statt des zusammenhängenden Kettengewebes lose, freie Auszüge dar, Schmuckstücke gleichsam, welche einzelne Schulen, Meister, Werke erfassen. Zur Einführung jedenfalls der beste Weg. Auch als Ergänzung der gewohnten Musikgeschichten zweckmäßig, sofern ja die Herausgeber selbst zurücktreten und vielen Verfassern das Wort geben. Beispielsweise erläutert R. Wagner Beethovens Neunte. Was an einheitlicher Betrachtung verloren geht, wird aufgewogen durch den Einblick in die bunten Akten der Musikgeschichte, durch das Zurückstrahlen aus vielen Spiegeln, von denen jeder seinen Gegenstand etwas anders widerspiegelt. Man findet raschen Bescheid auf unwillkürliche Fragen. Dr. Hans Lebede kennen wir auch als Herausgeber der Wagnerschen Dichtungen, die er mit Einleitungen versah. Die beiden musikgeschichtlichen Lesebücher, die von der Vorzeit bis zur Gegenwart reichen (die Zeit vor Bach natürlich äußerst knapp streifend), sind bei G. Freytag in Leipzig erschienen und auch einzeln zu erwerben; der erste Band schließt mit Beethoven, der zweite beginnt mit Weber (364 und 538 Seiten). Einen andersartigen Querschnitt durch die Musikgeschichte zieht Siegfried Ochs, der bekannte Leiter des Berliner Philharmonischen Chors. In drei Bänden verbreitet er sich über den deutschen Gesangverein (Nr. 78, 79, 80 der Handbücher des Verlags Max Hesse, Berlin). Der erste Teil gilt dem Aufbau und der Leitung eines Gesangvereins. Die reichen Erfahrungen befähigen den Dirigenten, als berufener Kenner zu reden. Wir vernehmen nicht bloß sehr vieles aus der musikalischen Geheimwissenschaft, sondern werden auch mit den Zuständen und Tönen des Lebens bekannt, und erfahren, was gute Aufführungen bewirkt, was an schlechten schuld ist. Auf Mißstände ist deutlich, aber nicht lieblos hingewiesen. Die anderen Bände (425 und 176 Seiten) handeln von den Aufführungen der Werke von Schütz, Händel und Bach, dann von Haydn, Beethoven, Bruckner und Brahms. Auch hier werden keineswegs nur die praktischen Musiker angeregt, sondern alle Hörer belehrt. Zu besonderer Genugthuung gereicht es dem Verehrer Bachs, daß eine sehr stattliche Reihe von Kantaten besprochen ist. Dies weist auf eine umfassende Tätigkeit des Dirigenten, die etwa jener des unvergeßlichen Motzki zu vergleichen wäre. Im Streit um die „echte“ Wiedergabe älterer Werke nimmt Ochs einen maßvollen vermittelnden Standpunkt ein. Zur Frage des Cembalos möchte ich bemerken, daß wir uns nicht in allem an die alten Gepflogenheiten binden sollten. Das Cembalo treibt den Keil zwischen Orchester und Singstimmen. Technisch mag es zu seiner Zeit die Auf führenden zusammengehalten haben — heute zerspaltet es den Klang für ein Ohr, das sich an Wagner geschult hat. — Das Bedürfnis, alle Werke, die im Konzertsaal oder im Theater erklingen, vorbereitend oder nachschauend durchzugehen, hat zu einem Schrifttum geführt, das sich großer Nachfrage erfreut. Als durchaus gediegene Gaben empfehlen wir die beiden einander entsprechenden Führer des Muth'schen Verlags (Stuttgart): das immer neu erscheinende Opernbuch von Dr. Karl Stork (592 Seiten), das Paul Schwers, Leiter der Allgemeinen Musikzeitung herausgab, und das Konzertbuch (526 Seiten), das Paul Schwers und Martin Friedland verfaßten (je 6 Mark). Die Angaben über den Inhalt der Opern (die Handlung im Wagnerschen Drama einbegriffen) sind von Stork lebendig,

klar und warm gegeben. Noch höher ist die Kunst zu bewerten, von dem, was ein Konzert darbietet, ohne ein einziges Notenbeispiel, wenigstens einen ahnenden Begriff zu vermitteln. Der weitfichtige Stoff ist übersichtlich gegliedert und mit gleichmäßiger Anteilnahme behandelt. Man findet auch berücksichtigt, was von Wagner immer noch gerne im Konzertsaal aufgeführt wird. Der Einwand, den Ochs dagegen erhebt, verliert sein Gewicht dadurch, daß die heutige Ausstattung sowieso dazu übergeht, Bildeindruck und sogar Kostümierung allmählich zu beseitigen.

Im Musikleben des 19. Jahrhundert hat eine denkwürdige Bedeutung August Göllerich, weil er der Kunst Wagners, Liszts und Bruckners nahestand. Als er 1923 dahinging, wurde seiner auch in den Bayreuther Blättern gedacht. Nun hat ein alter Linzer Musikfreund sein Lebensbild liebevoll gezeichnet als das eines „tatkraftigen Idealisten“, der er immer gewesen ist (die 128 Seiten starke, bildgeschmückte Schrift verlegt Fidelis Steurer in Linz). Aus dem Inhalt bemerken wir besonders auch Göllerichs schöne Einführung in Liszts Graner Messe. Der von Liszt geschätzte russische Tonkünstler Mussorgskij hat in Kurt von Wolfurt seinen zuständigen Biographen gefunden (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart; 382 Seiten; geb. 12.50 Mk. oder 15 Mk.). Ohne Zweifel steht dieser geniale Russe höher als Tschaikowsky. Zu seiner Eigenart gibt der Verfasser in einer geradezu spannend geschriebenen Lebensgeschichte den Schlüssel. Dann folgt eine Würdigung der Werke; zuletzt eine stattliche Reihe von Briefen. Alle Musik nimmt bei Mussorgskij auf den Menschen Bezug; es ist nicht schwer, ein sympathisches Verhältnis zu ihr als einer Sprache reichen Ausdrucks zu finden. In Rußland selber erschien bisher keine größere Lebensbeschreibung des Tonkünstlers. Wolfurt macht uns übrigens mit den russischen Persönlichkeiten und Verhältnissen in dankenswerter Weise bekannt: Cui, Korjakoff, der anregende Balakireff, der Wagnerkämpfer Sjeroff u. a. erstehen lebendig vor uns; auch Bildnisse sind beigegeben.

Für das Verständnis Bruckners sind die Ausführungen wichtig, die Prof. Max Auer über Bruckner als Kirchenmusiker nunmehr in Buchform vorlegt, nachdem sie 1913/15 in der „Musica Divina“ begonnen waren (Band 54 der Deutschen Musikbücherei von Gustav Bosse, Regensburg). Viele Notenbeispiele, auch Nachbildungen und sonstige Bilder veranschaulichen die geschichtlichen und erläuternden Angaben, die sich nicht bloß mit den bekannten großen Werken befassen, sondern sich auf eine Fülle einzelner Schöpfungen liedartigen Umfangs erstrecken. Wie bei Mozart, so ist auch bei Bruckner in solchen unscheinbaren Erzeugnissen Anmut und Tiefe vereinigt. Wir müssen an Eckarts Schilderung des unbewegten, unveränderlichen, weil in Gott gegründeten Menschen denken, wenn wir das Charaktervolle dieser herrlichen Gebilde ergreifen wollen. Aus der Zeit der symphonischen Meisterschaft stammen Motetten wie Christus factus est, Virga Jesse, Verilla regis, die Kurth zu den bedeutendsten Schöpfungen der Kirchenmusik zählt. Mit seinen persönlichen Erinnerungen ist nun auch Friedrich Klose, der Schöpfer der Ilsebill hervorgetreten: „Meine Lehrjahre bei Bruckner“ (Bosse, Band 61 der Deutschen Musikbücherei). Diese Aufzeichnungen haben einen doppelten Wert: sie halten viele Einzelheiten fest, die der ferneren Geschichtsschreibung willkommen sein müssen, und sie geben noch genauer als die Aufzeichnungen Ecksteins über die Art und Weise Aufschluß, wie Bruckner zu unterrichten pflegte, namentlich auch über die Sechtersche Grundlage, an der Klose manches mißbilligt. Was die weiteren Erlebnisse und Betrachtungen anbelangt, so bekennt sich Klose nach wie vor zu Richard Wagner, und findet treffende Worte über die abweisende Gegenwart; auch die Gefahren, die von großstädtischer Geistesverfassung drohen, sind an mehreren

Stellen, so S. 295 klar gesehen. In der Befonung des deutschen Idealismus fühlen wir uns Klose innerlichst verwandt. Noch sei erwähnt, daß auch zur Geschichte Hugo Wolfs mancher Beitrag in Kloses Erinnerungen steckt. So sind die Kritiken S. 249/254 der Breitkopfschen Ausgabe nicht von Wolf, sondern mit seinem Einverständnis von Adalbert von Goldschmidt geschrieben. Wir fügen hier gleich die neueste Erscheinung auf dem Gebiete des Wolf-Schrifttums an: Heinrich Werner schrieb über Hugo Wolf und den Wiener akademischen Wagnerverein (Band 60 der Deutschen Musikbücherei von Gustav Bosse): Der Verfasser, bekannt durch eine ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit, die er als Wolf-Kenner entfaltete, ist leider noch vor der Herausgabe dieses letzten Werkes dahingegangen. Millenkovich-Morold zeichnet in einem Nachwort sein Bild und seine Leistungen. Zum Vorschein kommen viele neue Briefe Wolfs, z. B. an Walter Bokmayer, V. Boller, Th. Helm, R. Hirsch, Edmund und Marie Lang, Ferd. Löwe. Die Ausstattung bietet reichen Bildstoff. Den Verehrern des Bayreuther Meisters gereicht es zur stolzen Genugtuung, daß aus ihrer Mitte der Ruf für Wolf erschallte. Doch nun zurück zu Bruckner, der auch im „Wiener Akademischen Wagner-Verein“ Verständnis fand. Neue Studienpartituren bringt Peters. Bis jetzt liegen die fünf ersten Symphonien vor. Von den Bearbeitungen für zwei Klaviere, die aus mehrfachen Gründen auch für den Einzelspieler in Betracht kommen, sind Nr. 1, 5 und 9 vorhanden; alle anderen folgen. Franz Gräflingers „Bausteine“ zur Lebensgeschichte Bruckners sind neu geordnet und geschichtet bei Max Hesse in Berlin erschienen (384 Seiten): ein Quellenwerk, das dem Forschungsseifer des kenntnisreichen Verfassers ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Unter dem, was neu eingereicht werden konnte, sind die dreißig Briefe Bruckners an Levi für uns besonders wichtig. Großen Wert erhält das Buch aber noch durch die Sammlung von 110 Bildern und Bildnissen, die an Vollständigkeit alles bisher Veröffentlichte weit übertrifft. Unter den Abbildungen bemerken wir Entwürfe zur neunten Symphonie. — Etwas eigenartig berührt auf den ersten Blick eine Zusammenstellung von Kant und Bruckner: Lic. Erich Kinaft gibt „Das Psychogramm des Philosophen und des Künstlers“ (Arbeitenreihe IV, 5 der Deutschen Psychologie Gieses; Verlag Marhold, Halle; 2.70 Mk.). Bei näherem Zusehen erweist sich das Dargebotene als eine überaus fleißige und verständnisvolle Arbeit eines Gelehrten, der im Seelenleben Bescheid weiß und auch einem Großen gegenüber nicht versagt. Die Symphonien Bruckners, samt dem Tedeum erläutert in anziehender Weise Richard Wickenhauser (Philipp Reclam, Leipzig; drei Teile, 146, 146, 100 Seiten). Die Fülle tadelloser Notenbeispiele und der gute deutsche Druck sind sehr zweckmäßig. Dem großen Werke von Kurth, das jedem neue, leicht ins Auge zu fassende Gesichtspunkte öffnet, hat Wickenhauser keine Anregung entnommen. Das ist verwunderlich. Drels großes Brucknerbuch nach Kurth erschienen, kennt der Verfasser. Um nun bei Drel zu bleiben: Diesmal nennen wir von ihm eine kurzgefaßte Brucknerschrift, die der Verlag Albstötting seinen empfehlenswerten „Büchern der Heimat“ einverleibt hat. Für denselben Verlag schrieb Drel ein gutes Büchlein über Schubert, dessen Gedenkjahr dem Beethovens folgt. Über Bruckner wird uns der kenntnisreiche Hochschullehrer noch manches Neue wissen lassen. Daß Bruckner in seinem Ruhme nicht mit Klavier- und Orgelwerken vorarbeitete oder nachhalf, ist schon oft bedauert worden. Aber beides lag eben seiner Natur nicht. Um so merkwürdiger sind die erhaltenen Zeugnisse seltener Gelegenheiten, bei denen er solche Einfälle festhielt. Die Universaledition veröffentlichte kürzlich drei kleine Vortragsstücke für Klavier zu vier Händen, herausgegeben von Jos. Lor. Wenzl, eine köstlich-liebe Gabe für Brucknerkenner. Ebenso

Präludium E-dur und Fuge D-moll für Orgel, durchgesehen von Josef Wöß; ebenfalls Stücke schlichtester Art.

Von August Halm erschien in der Deutschen Buchgemeinschaft (Berlin) „Einführung in die Musik“ (334 Seiten; Noten im Text und als Beilage). Dieses Buch gehört zum Besten was uns Halm gegeben hat. Jede Frage über die Form wird mit lebendigem Geiste gestellt und so beantwortet, daß der Leser über die reiche künstlerische Erfahrung staunen muß. Auch dem Ausdruck sucht Halm hier mehr als sonst gerecht zu werden. Er schätzt Berlioz und Löwe. Er hat ein scharfes, fast zu scharfes Auge für alles Geistige, Witzige, Launische in der Musik. Eine Einzelheit: Bruckners Triobeginn der Fünften (Seite 170) hat mit dem Einfaß des Nachwächterhorns in den Meisterfingern sicher nichts zu tun: er ist, wenn irgend etwas, echt romantisch, wie das Horn, das bei K 5 im Scherzo einsetzt. Gegen alles Romantische aber regt sich bei Halm ein Widerspruch, der sich noch nicht beruhigt hat. Die Aufgabe, Form und Ausdruck einheitlich, auf Einer Linie zu sehen, ist ihm nicht so wichtig wie die Trennung beider. Bezeichnend ist, daß er (Seite 177) die instrumentale Chromatik Bachs ganz anders auffaßt als die gefangliche. Im übrigen sagt er gerade über Bachs Stil und Denkweise die herrlichsten Worte. Schenkers Urlinie stellt er entgegen: wenn sie in genialer Musik (z. B. bei Bruckner) fehle, so scheine sie offenbar entbehrlich. Mit dem aus 15. und 16. Jahrhundert beigebrachten Fortschreitungen in Quarten hätte er die Parsifalstelle (im dritten Akt; und sprach so lieblich trauf zu mir) vergleichen können. Schade, daß den Ausführungen über Rhythmik die Synkope fehlt. Für die zweite Auflage wäre auch ein Wunsch, daß alle besprochenen Werke und Stellen im Anhang angegeben würden. Was August Halms musikalische Werke betrifft, so erscheinen sie zurzeit größtenteils in Augsburg im Bärenreiter-Verlag, dessen Jahrbuch auf 1927 der Beachtung empfohlen sei; besonders locken die Ausgaben alter Meister, z. B. Hans Leo Hasplers. Auch hat der Verlag das Brucknerbuch von Dr. Erich Schwabach übernommen. Durch den Bericht über die Freiburger Tagung für Deutsche Orgelkunst (Juli 1926) macht uns derselbe Verlag auf Leistungen, Bestrebungen, Fragen aufmerksam, die mit ihrer Fülle eines großen Eindrucks nicht verfehlen können: welch reiche Überlieferung, welch verwickelte Aufgaben! Der ganze vielschichtige Stoff wird in diesem Buche von Fachleuten ersten Rangs bearbeitet. Der Herausgeber, Univ.-Professor Willibald Gurlitt, eröffnet die Reihe mit musikalischen Betrachtungen; zum Orgelbau äußert sich Oskar Walcker (Ludwigsburg); unter den Verfassern befinden sich weiter Wilhelm Fischer (Wien), Karl Hassé (Tübingen), Hermann Keller (Stuttgart), Müller-Blattau (Königsberg). Den 175 Seiten Text (in Großoktav, mit über 50 Zeilen die Seite) schließen sich Bildtafeln an, und dann eine Reihe von Notengaben; dazu kommt noch eine selbstständige Beilage: Ausgewählte Orgelstücke des 17. Jahrhunderts von Karl Matthäi. Eine Wahrnehmung dürfen wir nicht verschweigen: Bei Aneignung des Wissenswerten und teilweise fein Durchdenken, das die heutige Hochschule darbietet, stoßen wir immer wieder auf die von Krejschmar gewiesene Verdächtigung Wagners, die allmählich, unterstützt von allgemeinen Zeitschwächen, einen bedrohlichen Umfang annimmt. Ein Satz auf Seite 14 lautet: „Es wird verständlich, daß diese immanente Mystik des barocken Bläserklanges, wie sie in abgeschwächter und vergrößerter Form etwa noch in der Bläfersymbolik des Wagnerischen Parsifal zu spüren ist, Organ barocker Weltfrömmigkeit werden konnte.“ Gerade im Anstreifen eines solchen Nebengedankens, der Wagner entwerten soll, drückt sich die erlaubte Gesinnung der Zeit aus: der Vorwurf braucht nicht erst begründet zu werden. Sachlich wäre es gewesen, nachdem die frühere deutsche Bevorzugung der Bläser frischweg

gerühmt wurde, die spätere Wiederaufnahme vergleichend zu begrüßen. Bläser und Streicher haben ihre Gegensätze, und von Haydn und Mozart an ist ein gewaltiger Stoff vorhanden, der den Sinn beider Gruppen erfassen lehrt!

Neue Ausgaben alter Meister liegen in großer Auswahl vor in Eulenburgs Sammlung kleiner Partituren. So von Bach die Kantaten 6, 11, 12, 80, 161; von Vivaldi Concerto Grosso und Konzert für vier Violinen (Werk 3, 11 und 10); von Mozart die Serenaden Nr. 6 und 8, und das Violinkonzert Köchel-Verzeichnis 218. Ebenso verlegt Eulenburg neue Tonschöpfungen, z. B. Paul Gräners Gotische Suite für Orchester, Barblans Streichquartett Werk 19. Von Schubert bringt der Tonger'sche Verlag in Köln die Impromptus (Werke 90 und 142) und die Moments musicaux in einer vorzüglichen Studienausgabe, welche Urtext und Bearbeitung vereinigt; Prof. Gerhard Preitz in Dessau ist der Herausgeber. Von Werk 90, 1 ist die handschriftliche Fassung überhaupt zum erstenmal mitgeteilt (aus der Wiener Stadtbibliothek). Das Impromptu Werk 90, 3 hat der Verleger Haslinger — weil es Verleger ja immer besser können und wissen — nach G-dur verpflanzt, worin es bis heute öffentlich und häuslich festwurzelte: Preitz bietet nun endlich den Urtext in G-dur. Der Wölbinger Verlag in Berlin hat Prof. Dr. Johannes Wolf für Herausgabe einer neuen Sammlung von Chor- und Hausmusik aus alter Zeit gewonnen. Die ersten schmucken Hefte bringen aus dem 16. (bis 17.) Jahrhundert mehrstimmige Gesangsstücke von Brätel, Senfl, Arnold von Bruck, Valentin Haufmann und manchen anderen. Der Text hat deutschen Schriftdruck; ein Klavierauszug faßt die Stimmen zusammen. — Endlich sei auch noch ein neues Erzeugnis der Erzählungskunst genannt: Hans Joachim Moser bietet eine „Sinfonische Suite“ in fünf Novellen (Bosse, Regensburg).

Der Weltkrieg hat uns die Augen darüber geöffnet, daß der Einzelne, er mag es wissen und wollen, oder nicht, in großen Zusammenhängen steckt. Erwünscht sind sie ihm, wenn er sie handelnd herbeiführen hilft; er leidet unter ihnen, wenn er widerstrebt. Aber irgendwie ist seine Kraft, ob diese auch noch so gering sei, im Gang der Ereignisse enthalten. Die Gesichte können wir als Auswirkung von menschlicher Kraft und Gegenkraft auffassen. Wie das Ergebnis zustande kam, das ist ungeheuer schwer zu durchschauen. Aber die Tatsachen selber lassen sich aufreihen, und dies stellt sich der Geschichtschreiber zur Aufgabe. Natürlich sind schon Anordnung und Wertung der Vorgänge, da man aus unendlicher Fülle zu wählen hat, mit Schwierigkeiten verbunden. Manches Erzeugnis heutiger Geschichtschreibung namentlich das Schrifttum für die Schule, rückt in bedenkliche Nähe dessen, worauf das Wort Fälschung paßt. Nun ist es uns Bedürfnis, einige Quellen anzugeben, aus denen man das Reinere schöpfen mag. Gerade für die Schule ist ein vorbildliches Lehrbuch das des Geschichtsforschers Karl Weller, weil es den Versuchen, unsern Gesichtskreis zu verengen, wissenschaftlichen Widerstand und persönlichen Charakter entgegensetzt. Weller hat für die höheren Lehranstalten geschrieben; die Mittelstufe ist mit zwei, die Oberstufe mit drei Teilen bedacht. Letztere drei Bände eignen sich für jedes Haus, passen für jeden, der die Schule längst hinter sich hat. Ins Staatsgeschichtliche eingewoben sind auch die Leistungen des Geistes und der Kunst. Den Verlag hat Moritz Diesterweg in Frankfurt. In neuer, 13. Auflage ist das anerkannte Meisterwerk vaterländischer Geschichtschreibung: Deutsche Geschichte von Einhart (Heinrich Claf) bei Theodor Weicher in Leipzig erschienen. Der stattliche Band umfaßt jetzt 747 Seiten; dazu 32 Bildtafeln und eine Karte Deutscher Siedlung in Mitteleuropa. Wir haben Einhart ausführlich gewürdigt. Wenn er jetzt das 124. Tausend erlebt, so drückt sich in dieser Zahl die Tatsache

aus, daß von vielen ein solches Buch ersehnt war; möge es immer neuen Segen stiften! Unter den vaterländischen Volks- und Jugendbüchern des Stuttgarter Union-Verlags nennen wir diesmal Das altdeutsche Kaisertum von Johannes Haller, Univ.-Professor in Tübingen (291 Seiten, dazu 61 Abbildungen und das mehrfarbige Bild der alten Kaiserkrone). Mit dem Aufgebot vollen sachmännischen Ansehens greift dieser Gelehrte auch in den Kampf der Meinungen des Tages ein, stützt die Größe des Vaterlandes als Banner hochhaltend. Hier im Buche macht er den Lesern die größte Erscheinung der deutschen Geschichte lebendig, indem er das Kaisertum zeigt, nicht etwa als romantischen Traum, sondern als Mittel und Weg, deutschem Volkswohl zu dienen. Nicht mit Wehmut, sondern mit Tatkraft sollen uns die Erinnerungen an jene Kaiser erfüllen, die 919—1254 regierten. Die Darstellung befriedigt die höchsten Ansprüche an Klarheit und Folgerichtigkeit; der Druck ist deutsch. Die Geschichte der germanischen Frühzeit liegt in einer Darstellung von Prof. Dr. Ludwig Schmidt (Dresden) vor uns ausgebreitet (Kurt Schroeder, Bonn). Hier gilt es der Entwicklung unseres Volkes bis zum Frankenreiche Chlodwig. Sechzehn Bildtafeln und einige Karten veranschaulichen einen Text (von 346 Seiten), der die erwünschte Fülle und Genauigkeit bringt, wo sonst meist allzuknapp zusammengedrängt wird. Von der Bronze- und Eisenzeit verfolgen wir die Germanen bis zu den Kriegen mit Rom. Der zweite Hauptteil zeichnet die Völkerwanderung bis Chlodwig. Schmerzlich kommt es uns zum Bewußtsein, daß sich die wertvollen Eigenschaften der einzelnen Stämme selten in einer kraftvollen Zusammenfassung auswirkten. Der Verfasser gibt den Tatsachen das Wort und besleißigt sich der Vorsicht im Urteil. Noch weiter zurück führt uns die Vorgeschichte des deutschen Volkes von Ernst Wahle (Kurt Kabitsch, Leipzig; 184 Seiten Großoktav). Es ist besonders schwierig, Geschichte zu schreiben, wo die schriftlichen Zeugnisse fehlen und nur die Allmutter Erde hergibt, was in ihren Schatzkammern gefunden werden mag. Um so dankbarer sind wir für eine leitende Übersicht, welche die Unmasse einzelner Kenntnisse zum Bilde rundet. Wahles Leistung ist als vortrefflich anerkannt. Er beschreibt das Sammlerdasein der älteren, die Bauernvölker der jüngeren Steinzeit. Dann geht er dem Werden des deutschen Volkes nach, wie es sich bis zum Untergang der Fremdherrschaft an Rhein und Donau gestaltet: immer mit dem Blick auf die Vorgeschichte, die hier in die eigentliche Geschichte einmündet. Gerade solche gegenseitige Ergänzung macht den römischen Zeitraum besonders fesselnd. Auf den genauen Nachweis aller Quellen hat der Verfasser mit Recht großen Wert gelegt.

Die Gesellschaft „Deutscher Staat“ verbreitet viele „Schriften zur politischen Bildung“, die sich Friedrich Manns pädagogischem Magazin einreihen (ein verdienstliches Unternehmen des Verlags Hermann Beyer, Langensalza). Wir heben heraus die aufschlußreiche geschichtliche Betrachtung von Professor Adolf Rapp über Die deutsche Monarchie (Heft 1129 des Magazins). Sodann zwei Hefte „Deutsche Geschichte für Deutsche“, und „Das Geseß der Geschichte“ (Heft 1013, 1036) von Prof. Erich Jung in Marburg. Die Hemmnisse der politischen Befähigung der Deutschen und ihre Beseitigung“ behandelt Prof. Georg von Below (Heft 978). Prof. Max Wundt, den wir schon öfter zu würdigen hatten, untersucht „Die Treue als Kern deutscher Weltanschauung“ (Heft 979) und über „Deutsche Treue in Dichtung und Sage“ sammelt Prof. Gustav Roethe Wissens- und Beherzigenswertes (Heft 965). An diesen Schriften haben wir nicht etwa eine bequeme Wiederholung von mehr oder weniger Bekanntem, sondern sie bieten neu Durchdachtes und sind mit Sorgfalt angelegt und durchgearbeitet. In diesen Zusammenhang gehört auch „Altgermanische Kultur“ von Dr. Bernhard Körner (Hammerverlag, Leipzig), die Wiedergabe eines Vortrags; Abbildungen

erhöhen die Freude an den fesselnden Ausführungen, die gar manchen überraschen werden!

Die brennende religiöse Frage der Gegenwart behandelt in durchaus eigentlicher Weise Lizenziat Dr. Wilhelm Erbt in dem bei Alfred Roth in Stuttgart erschienenen Buche: *Jesus, der Heiland aus nordischem Blute und Mute; „der Heimweg von dem kirchlichen zum wirklichen Heilande“* (160 Seiten; 3 Mark). Der Verfasser ist ein auch von der strengen Wissenschaft anerkannter Gelehrter; was er uns hier darbietet, hat den Wert und Rang einer selbständigen, ausdauernden Forscherarbeit. Erbt unterscheidet Urevangelium und Apostelquelle; zu beidem stellt er nach eigener wohlgegründeter Auffassung den getrennten Wortlaut wieder her. „Das Urevangelium ist die Darstellung von dem Werke des Nazareners für die Beschwerde vor dem Statthalter von Syrien“, also die auf Wahrheit fußende Beilage zur Eingabe an den Vertreter des römischen Kaisers; deshalb auch griechisch abgefaßt. Weil sich die Apostelkirche unter römischem Schutze günstig entfaltete, übernahm sie das Aktenstück, das einst den Statthalter zum Einschreiten gegen Pilatus und den Hohepriester bewog, als Rechtfertigung ihres Meisters; damit vermochte sich jeder als den Freund Roms auszuweisen. Erst das Jahr 64 änderte diese Sachlage: der Staat begann die Anhänger Jesu zu verfolgen. Jetzt war jene Urkunde einerseits nicht mehr zu beseitigen, andererseits nicht mehr so bindend, daß man Eingriffe und Änderungen hätte unterlassen müssen. Dies die Erklärungen Erbt's. Wie sie auch aufgenommen werden mögen, sie bringen uns ein gut Stück weiter in Erkenntnis des Wahren. Der Forscher bemüht sich, Jesu einzigartiges Schicksal aus weltgeschichtlichen Zusammenhängen wie aus seiner inneren Sendung zu begreifen. Was uns im Christentum fremder Prägung so lange vorenthalten wurde: der Begriff von Tapferkeit und Heldentum, ist neuerdings von D. Gottfried Traub in einer kleinen, klaren Flugschrift „Die heldische Weltanschauung“ kräftig berührt worden (Verlag der Deutschkirche, Berlin-Schlachtensee). Traub ist ein Meister der Gedanken wie der Rede.

Der Wahrheitsdrang, der, vom Geschichtlichen absehend, sich zur seelischen und geistigen Größe des Heilands wendet, waltet in der deutschen Mystik des Mittelalters. Wir nennen ein neues Werk, das „Deutsche Mystik“ vor uns stehen läßt: Dr. L o t h a r S c h r e y e r hat es herausgegeben (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin, 400 Seiten). Die Einleitung gibt eine kurze Geschichte der Mystik und ihrer bedeutendsten Träger. Bei Luther begegnet das Mißverständnis, als habe er die Bibel als erster übersezt. Die „Rechtfertigung durch den Glauben“ gründet sich auf alttestamentliche Vorstellungen und berührt sich weniger mit der deutschen Mystik. Im übrigen seien die feinsinnigen Ausführungen Schreyers der Kenntnissnahme und Erwägung dringend empfohlen. Ausgewählt hat er für seine Proben Mechtild von Magdeburg, Meister Eckart, Tauler, Seuse, Thomas von Kempen, dessen Verbreitung in Anbetracht des ganzen geistesgeschichtlichen Vorgangs überaus lehrreich ist; dann die deutsche Theologia, mit der Luther noch Fühlung hatte, als er von der Freiheit eines Christenmenschen redete; ferner Paracelsus von Hohenheim und endlich den krönenden Jakob Böhme. Ihm und Eckart sind entnommen die Angaben des angefügten Mystischen Wörterbuchs: ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit den biblischen Begriffen.

In den Ausführungen, die unser Festspielheft über Eckart bringt, ist auch einiges Schrifttum gestreift. Dem fügen wir hier noch andere empfehlenswerte Bücher hinzu. Das eine bietet Erbauung im schönen Sinne des zu oft gebrauchten Wortes: Otto Karrer erzählt, was wir von Eckarts Leben wissen und stellt unter einzelne Gesichtspunkte aus den Texten neuhochdeutsch zusammen, was sich

zu einheitlicher Anschauung abzurunden scheint. Wir brauchen nicht zu verschweigen, daß der Verfasser in Eckarts Denken und Fühlen keinen Gegensatz zur Kirche sieht. Das Bändchen mit neun wertvollen Bildtafeln (darunter Taulers raffisch wichtige Grabplatte) und zwei Nachbildungen geschmückt und mit dem Titel: „Meister Eckehart spricht“ der Sammlung *Via sacra* eingereiht, die der Verlag „Ars sacra“ von Josef Müller, München, herausbringt. Zur schlichten Kenntnissnahme eignet sich kaum eine andere Veröffentlichung gleich gut wie diese. Von anderer Art ist die Leistung, die Dr. S u s a n n e H a m p e als „philosophie-geschichtliche“ oder geschichtsphilosophische Untersuchung vorlegt: „Der Begriff der Tat bei Meister Eckehart“ (Hermann Böhlau, Weimar 1926). Hier ist vielmehr zusammengetragen, wodurch sich Eckart von der scholastischen Grenze zu entfernen scheint. Der Begriff der Tat wird in den Mittelpunkt seiner Lehre gerückt und als das eigentlich Ursprüngliche an ihr gefaßt. Die Ergebnisse einer solchen Betrachtungsweise dienen zugleich vermöge ihrer Strenge dazu, von Eckart die Halbbildung fernzuhalten, die schon ihre Nähe nach ihm auswirft. Die sachliche, logisch aufgebaute Darstellung bestreift sich tunlichster Klarheit; auch findet der Leser einen genauen Quellenachweis, der jeden Gedanken nachzuprüfen erlaubt. Schließlich weisen wir nachdrücklich auf eine ganze S a m m l u n g hin, welche die D e u t s c h e n M y s t i k e r in fünf handlichen Bändchen, so recht zur täglichen Einsicht bereitlegt. Für Kenntnis und Verständnis sorgen sachmännische Einleitungen. Manches sehen wir wohl anders: aber zu lernen bleibt immer genug. Die schwierige Aufgabe der Übersetzung ins Neuhochdeutsche ist mit einem Geschick bewältigt, wie es nur die völlige Beherrschung des gesamten Stoffes zeitigt. Mechthild von Magdeburg (Bd. 2), Seuse (Bd. 1) und Tauler (Bd. 4) sind von Prof. Dr. Wilhelm D e h l in Wien ausgewählt und bearbeitet. Meister Eckehart (Bd. 3) hat in Dr. Joseph B e r n h a r t einen Herausgeber gefunden, dessen Arbeit überall schon mit auszeichnender Achtung genannt wird, wo von Eckart die Rede ist. Als fünften Band gibt Dr. M. D a v i d - W i n d s t o f f e r eine Auswahl: „Frauenmystik im Mittelalter“: Hildegard von Bingen, Elisabeth von Schönau, Margareta Ebner sind Erscheinungen, deren Eigenart noch heute zu fesseln vermag. Die Sammlung Kösel, der die Deutschen Mystiker angehören, benennt sich nach dem Verlag Josef Kösel (und Friedrich Pustet) in Kempten und München.

Wer sich, vielleicht durch Eckart angeregt, mit der ganzen G e s c h i c h t e d e r M y s t i k beschäftigen will, dessen wartet eine eigenartige Sammlung des Verlags „Ars sacra“ von Josef Müller (München). Ihr Herausgeber ist der vorhin genannte Otto Karrer. In drei schönen Bändchen handlicher Form werden hier umfassende, ausführliche Proben der gesamten christlichen Mystik dargeboten. „D e r m y s t i s c h e S t r o m“ geleitet uns von Paulus und Johannes bis zu Thomas von Aquin; verschafft also auch Einkehr bei den alten Einsiedlern und Mönchen, bei den Denkern, wie Dionysius (den Eckart so oft anführt) oder Augustin, bei den Benediktinern wie Bernhard von Clairvaux (vergl. Bohnackers Abhandlung im vorigen Hefte). Am meisten wird den Verehrer Eckarts anregen „D i e g r o ß e G l u t“, unter welchem Titel die späteren mittelalterlichen Texte zusammengefaßt sind, also außer Eckart unter vielen andern Seuse und Tauler, Thomas von Kempen, Der Frankfurter, und zuletzt noch Angelus Silesius. Nicht zu vergessen die Reihe edler Frauen, in denen der Gedanke rückhaltlos geweihter Hingabe ans Göttliche so denkwürdige Gestalt gewann. Auch die italienischen und englischen Parallelen sind aufgenommen. Der Herausgeber erweist sich in seinen Einleitungen und Übersichten als ein ungewöhnlich feinsfühligler Kenner all der verschiedenen Erscheinungen. Besonders wohlthuend berührt die kritische Unterscheidung, welche den

Leser selber in Stand setzt, bei Aufnahme alles Dargebotenen besonnen zu urteilen. Im übrigen ist das Ganze aus vollem Grund und mit Bedacht darauf angelegt, tiefen Eindruck zu machen: welch ein Reichthum von Persönlichkeiten, in denen die üblen Eigensüchte, deren die Gegenwart voll ist, gebändigt waren! Der dritte Band „Gott in uns“ behandelt die Mystik der Neuzeit. Was die Ausstattung betrifft, so entspricht sie in allem der Würde des Gehalts. Der klare deutsche Schriftdruck und die sinnvollen, schönen Bildtafeln (nach alten Meistern) sind hochwillkommen. In diesem Gewande wird das alte Geistes- und Andachtsgut sicherlich auch dem nichtkatholischen Volksheil zu Kenntniss und Bewußtsein kommen.

Durch Gobineau und Chamberlain ist der Begriff der Rasse lebendig geworden. Er hilft die Vergangenheit besser verstehen; er zeigt Wege in die Zukunft. Wie sich nun im Menschen Natur und Geist einen, so durchdringen einander in der Rassenkunde Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft — oder sollten einander ergänzen. Doch sind die beiden Gebiete so gewaltig groß, daß wir ihre umspannende Bemeisterung nicht sobald wieder erhoffen dürfen. Für die Bayreuthisch Gesinnten kommt natürlich vor allem in Frage, wie sich Kunst und Geistesleben rassistisch bedingen und wie sie sich deuten lassen. Da muß uns besonders wertvoll sein die Führung eines Geschichtskundigen. Otto Hauser, der über staunenswerte Kenntnisse, dazu auch über besondere Sprachgewandtheit und Sprachgewalt verfügt, baut eine Rassenlehre auf, die nicht im naturwissenschaftlichen Boden stecken bleibt, sondern sich ins Geistige emporhebt. Sie ist dementsprechend eigenartig, selbständig und fördert manches Neue zu Tage. Besont. wird mehr als sonstwo der Wert des Blondens. Zugleich sieht man aber, wie erfreulich viel gemeinsames Gut von der Rassenforschung schon gesichert und heimgebracht ist, und was die Zielfestung betrifft, so erwartet auch Hauser vom Nordling die Wiederherstellung oder den Aufstieg. Zuerst greife man zur „Rasselehre“ (mit zwei farbigen Karten; 130 Seiten). Den Anschauungsstoff bringen die „Rassebilder“: 160 Tafeln, die durch belehrenden Text (insgesamt etwa 100 Seiten) erläutert werden. Hier ergeben sich Beobachtungen, die von Schärfe des Denkens wie des Sehens zeugen und neue Gesichtspunkte eröffnen. Begierig sind wir auf die geplante Gesichtlehre (Physiognomik). Ungemein ergiebig ist sodann Hausers geschichtlicher Rückblick in dem großen Werke: Rasse und Kultur (359 Seiten; 28 Bildtafeln, zwei Karten). Hier erkennt man den Verfasser der Weltgeschichte der Litteratur. Drei weitere Bücher hat Hauser der Auswertung des Rassegedankens gewidmet: Rasse und Gesundheit (144 S.), Rassezucht (136 S.) und Reine Lebensführung (174 S.). Es ist ein gutes Zeichen, daß alle sechs Bücher ein so leistungsfähiger Verlag wie Georg Westermann in Braunschweig übernommen hat. Bei Adolf Bonz in Stuttgart erschien ein neuer starker Gedichtband von Otto Hauser: wir möchten den Anlaß benützen, für ihn zu werben. Sicherlich haben wir in dem vielseitigen Gelehrten auch eine Erscheinung vor uns, deren dichterische Begabung des allgemeinen Aufstrebens und Widerhalts wert ist. Der Band führt den Titel: „Der goldene Garten“.

In zweiter umgearbeiteter Auflage erschien bei J. F. Lehmann in München die bekannte Arbeit: Der Nordische Gedanke unter den Deutschen, von Dr. Hans Günther. Obschon hier der Bayreuther Meister wiederum kühl abgelehnt wird, erkennen wir die Vorzüge und den Wert der Ausführungen Günthers bereitwillig an. Es kann uns schließlich gleich sein, welchen Vorbildern die Neuen, Alljüngern ihre Anregungen entnahmen, wenn nur der Idealismus weiterlebt. Zu den Überangenen gehört ja auch Raabe. Wem Nietzsche „über eine Leere im deutschen Geistesleben hinweg als der nächste eigentliche Schöpferische nach Friedrich Hebbel gilt“ — nun, der hat sich eben nicht recht umgesehen.

Unter dem Zeichen des nordischen Gedankens steht auch eine Schriftenreihe, die ein Dorfpfarrer im schwäbischen Ries, Wolf Meyer-Erlach bei J. F. Lehmann in München herausgibt: als „Nordische Seher und Helden“ betrachtet er Dante, den Propheten der nordischen Sehnsucht, Dürer, den Bahnbrecher nordischer Kunst, Carlyle, den Führer zur nordischen Lebensvollmacht. Mit Shakespeare, Cromwell, Lagarde wird die Sammlung fortgesetzt (jeder Band 1,50 M; Dürer, mit Bildern, 1,80 M). Es gehört eine ungewöhnliche Begabung dazu, sich in so verschiedene Größen dermaßen einzuleben, daß man sie ohne Redensarten lebendig machen kann. Die Schilderung ließt sich flüssig; nirgends versagt die temperamentsvolle Anteilnahme des Verfassers, der mitfortzureißen versteht. Doch eine sachliche Frage: läßt sich die Geschichte des Geistes und der Kunst wirklich unter das Nordische zwingen? Wo bleiben Gestalten, wie Platon oder Eckart, von deren Aussehen man keine sichern Zeugnisse hat, und wo bleibt die unbequeme Reihe der Nicht-nordischen, unter denen sich Sokrates, Beethoven und Richard Wagner befinden? Daß nur die rein naturwissenschaftliche Betrachtung, die den Materialismus ausbrütete, nicht auch hier wieder dem Geistigen ihre Streiche spielt! Wir wollen hoffen. Im Lehmannschen Verlag sind auch noch folgende Bändchen (zu 1,50 M) erschienen: Ernst Schrumpp: Der nationale Goethe; „ein Wegweiser für unsere Tage“. Diese Sätze und Sprüche sind für einen Vortragsabend sehr wirkungsvoll zusammengestellt. Die Quellen sähe der Leser, wenn er nicht zufällig Goethekenner ist, gewiß nicht bloß im allgemeinen genannt, sondern im einzelnen gerne nachgewiesen vor sich. Das zweite Schriftchen entwirft in Wort, Ton und Bild eine weihenolle Gedächtnisfeier für den großen Denker und Führer Chamberlain; der Titel ist: „Auf des Lebens Höhe“, der Verfasser Georg Schott. Anregung gab die ergreifende Münchener Totenfeier. Vereinen und Verbänden stellt der Verlag die 19 Abbildungen gegen Vergütung von zehn Mark als Lichtbilder zur leihweisen Verfügung; auch andern geeigneten Bildstoff hält er bereit. Die musikalischen Vorschläge empfehlen wir durch Beethoven und Wagner zu bereichern, wie es die Stuttgarter Gedenkfeier der Deutschkirche erprobte. Der kleinen Schrift hat Georg Schott rasch sein angekündigtes, 191 Seiten starkes Buch über Chamberlain nachfolgen lassen: „Das Lebenswerk Chamberlains in Umrissen“ (auch bei Lehmann, München; 4,50 M geb. 6 M). Mit Wärme und Verständnis begründet er die Verehrung für den unerschrockenen Kämpfer deutscher Bestimmung, deutschen Glaubens. Richard Wagner freilich bleibt völlig umgangen; der Name wird nur als Buchtitel genannt. Die Auseinandersetzung mit Spengler könnte zunächst manchem auffallen, da ja der Berater des Untergangs dem Berater des Aufgangs weder mit freundlicher noch feindlicher Namensnennung begegnet; bei näherem Zusehen sind aber jene Abschnitte über Spengler so trefflich geschrieben, daß sie ins Gute wirken müssen. Zum Vorrat an brauchbaren Naturgleichnissen steuert Schott (S. 158 ff.) gewisse Vorgänge im Ameisenstaat bei, die sich im deutschen Staate der Gegenwart widerspiegeln. Eine rassenkundliche Untersuchung, mit der wir uns, stünde der Raum frei, eingehend auseinandersetzen sollten, liefert Dr. Karl Kynast in seinem bei J. F. Lehmann erschienenen Buche Apollon und Dionysos; „Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen“ (118 Seiten; 4,50 M; geb. 6 M). Der nordische Gedanke, der das Diesseits edel bejaht, empfindet angeblich als fremd eine unedle Bejahung des Diesseits, wie sie von Dionysos ausgehe, und ebenso eine Verneinung des Diesseits, wie sie in den Mythen und im Christentum vollzogen werde. Durch die Götterwelt der Griechen zieht Kynast eine Scheidelinie, welche die nordischen Himmelsgötter Zeus, Athene, Apollon, Artemis, Hestia von den fremdrassigen Erdgöttern, unter denen Dionysos ist, reinlich zu

scheiden sucht. Hereinspielt auch der Gegensatz von Vater- und Mutterrecht. Den geistvollen Beobachtungen und Gedankengängen wird der Leser um so bereitwilliger folgen, weil der Verfasser von Wagner mit Achtung spricht und Nießsches Unzulänglichkeit nicht verschweigt. Ob jedoch seine Betrachtungsweise den geschichtlichen Tatsachen und der Geistesgeschichte gerecht wird, das müssen wir anzweifeln. Es ist etwas Schönes um logische Unterscheidungen: aber das Leben mischt und setzt zusammen. Dem Dionysos hat Kynast alles Schlechte aufgeladen, was der Nießseitige je vollführt: Ausschweifung, Habgier, Grausamkeit, hochmütige Herrschsucht. In die gleiche Ebene schiebt er als negative Seite, als Weltflucht alles, was aus dem Gedanken ans Jenseits hervorzugehen scheint, wobei er Christliches als Weiterbildung des Orphischen und Eleusinischen anreicht. So entstehen Begriffstafeln, die man glatt und klar lieft. Aber daß Dionysos die Kultur des Altertums zerstört habe, will uns nicht recht in den Sinn, wenn wir die Zeugnisse bei Euripides und Platon dagegeghalten. Schon das einfache Wort: Enthusiasmus, von Entheos (der in Gott ist, in dem Gott ist) spricht dagegen. Die gesamte Mystik mag unnordisch sein, von Platon, Plotin über Eckart bis Böhme: aber sie entspricht deutschgerichtetem Denken. Unnordisch mag jeder Tempel, jede Kirche sein: wollen wir uns beiden entfremden? Unnordisch mag die Plastik sein, vielleicht auch die Malerei, sofern beide göttliche Gestalten versinnbildlichen: wollen wir verzichten? Unnordisch das gesamte Drama, alles Tragische; unnordisch die Tanzmusik und der Tanz; unnordisch der leidende Gott, der göttliche Mensch, Jenseits, Unsterblichkeit usw. Wenn man so weiter macht, wenn man nicht einmal etwaige Verbindungen mit Niederrassigem als fruchtbar gelten läßt, so büßt der nordische Gedanke die Kraft ein, die wir ihm wünschen müssen. Trotz aller Einseitigkeit (wozu auch die Schilderung Apollons gehört) regt das Buch dazu an, die aufgestellten Probleme durchdenken zu helfen.

Schon öfter hatten wir Anlaß, auf den Naturforscher Raoul Francé hinzuweisen; trotz fremdem Namen ist er gut deutsch. Die Kreise seines Denkens berühren und decken sich teilweise mit den unsrigen. Nun ist der erste Band seiner Erinnerungen erschienen: *Der Weg zu mir* (mit 11 Vollbildern; Alfred Kröner, Leipzig; geb. 7 M.). In klar gegliederten Abschnitten erzählt der Weitgewanderte von seinen Schicksalen, des inneren Werdens nicht vergessend. Das ist eben das Kennzeichnende, daß hier ein Naturkundiger ersten Ranges vom Beschreiben zum Denken überging und dabei den überkommenen Materialismus fernhielt. Doch nicht bloß Ziel und Ergebnis lenken die Blicke auf dieses Leben: eindrucksvoll ist sein Weg auch darum, weil einerseits eine ungefüme, doch ehrfurchttiefe Freude an der Natur erquicht, andererseits die Drangsale eines mühevollen Aufstiegs den Charakter gefestigt haben. Francé hat sich aus der geistigen Öde des Jahrhundertausgangs auf eine hohe Warte emporgeschwungen.

Oft wird geklagt, daß gerade nach dem Kriege, der zur Reichsgründung führte, das Geistesleben zu verebben drohte: von ihm reichten wenige Wellenschläge an das Bayreuth des Jahres 1876. Doch sind nicht zu übersehen einige glückliche Nachwirkungen, auf die Max Koch in der Geschichte der Deutschen Literatur hinweist: Dahn vollendete seinen Kampf um Rom, Konrad Ferdinand Meyer lernte sich als Deutscher fühlen, Gustav Freytag entwarf seine Geschichtsromane *Die Ahnen*. Diese sind in zwei stattlichen, gefälligen Bänden im Verlag von Philipp Reclam in Leipzig neu erschienen. Vers folgt ist in der Reihe dieser Werke der große geschichtliche Kampf zwischen Deutschen und Slaven, von Ingrabans Streiten gegen die Wenden bis zum Berliner Straßenkampf von 1848, unter dessen Eindruck „der jüngste Sproß aus germanischer Ahnenreihe, vom polnischen Hezer angewidert, sich von der Revolution löst“ (nach Koch). Der erste Band vereinigt Ingo und

Ingraban, Nest der Zaunkönige, Die Brüder vom deutschen Hause, der zweite: Marcus König, Die Geschwister, Aus einer kleinen Stadt (gemeint ist Freytags Geburtsort Kreuzburg). Das Streben, durch die geschichtliche Erzählung den Sinn für die Vergangenheit anzuregen oder wachzuhalten, ist nicht erloschen. Wir nennen die Reihe kleiner Erzählungen von Guido von List (Schabes Lotusverlag). Das Gebiet der Sage streifen wir mit den von Josef Hofmüller ausgewählten Altbayrischen Sagen, und den Altbayrischen Legenden, die Helene Raff neu erzählt (beides im Verlag „Bücher der Heimat“, Alttöfing). Ein lehrreiches Kapitel aus der Volkskunde tut sich da vor uns auf: krause Linien einer schweifenden Phantasie, viel Sinn für Redlichkeit und Rechtflichkeit, und die Forderung strenger Strafe, oft in kirchlichem Sinn erfüllt. Aus der Gegenwart holen wir „Lebensland“ von Heinrich Schäff, dem „Einsiedler von Hallwangen“, der kürzlich sein 65. Lebensjahr vollendete, oder „Die Leute von Spießwinkel“, köstliche, humorvolle Erzählungen der Edith Gräfin Salburg; Hammerverlag, Leipzig. Der selbe Verlag brachte von dieser hochbegabten Schriftstellerin und Dichterin die „Erinnerungen einer Respektlosen“, welche höchst wertvolle Aufschlüsse über Österreich enthalten, besonders über Zustände und Geschichte des Adels. Das „Respektlose“ liegt nicht in der Seele, sondern in der Wirklichkeit, deren Bilder scharf beobachtet sind. So kann man auch dem glauben und frauen, was im Roman „Hochfinanz“ (Hammerverlag) an Gegenständlichem vorgelegt wird. Dem ersten Bande der Lebenserinnerungen der Gräfin soll bald ein zweiter folgen. Eingestreut sind dichterische Skizzen und Schilderungen.

Den Regungen und Bewegungen unserer Zeit ragt wie ein Wächter und Berater der H o r t g r i e c h i s c h - r ö m i s c h e r Vergangenheit zur Seite: spürbar, sichtbar vielleicht nur wenigen, die aber nicht müde werden, von ihm zu zeugen. Denn es ist nicht zu bestreiten, daß das Rüstzeug griechischen Denkens gegen den Angriff ungufer Gegenwart wappnet: wer sich dergestalt schützt, ist gegen den Schaden zufälliger Moden gefeit. Und dies kommt von gemeinsamer Wurzel arischen Denkens. Es wäre unerklärlich, daß wir uns nach Griechenland sehnten, wenn uns dort nicht eine geistige Heimat winkte: schöpferisches Denken und Handeln, und die Verehrung der Großen, der Helden. Genannt sei den Lesern, die es uns danken werden, ein Werk, das der Einbildungskraft die griechischen Bilder vermittelt: H e l l a s ; Reiseeindrücke von den Kunststätten Griechenlands, von Hans Bloesch; Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, München, Leipzig. 74 Abbildungen (ein stattlicher Teil auf großen Tafeln) veranschaulichen Athen, Salamis, Marathon, Korinth, Olympia, Argolis, Delphi, Agina, Delos und andere geweihte Stätten. Welche Anregungen gewährt allein Athens Dionysos-Theater, oder der Schauraum in Epidaurus! Ein besonderes Wort des Lobes verdient die Reisebeschreibung, mit der uns Hans Bloesch geleitet. Er hatte sich einer Studienreise von Schweizer Lehrern angeschlossen. Was er darbietet, ist nicht Gelehrsamkeit, sondern Gesehenes und Erlebtes. In Erstaunen setzt uns die Wahrnehmung dessen, was im heutigen Athen geleistet wird. Andererseits meidet die Schilderung jene rein äußerliche Stimmungsmache, die nichts besagt; sie bleibt in den Grenzen sachlicher und seelischer Wahrhaftigkeit. Auch die Ausstattung des Buches entspricht dem feinen Bildungsgehalt. Schule und Hochschule werden das Dargebotene zu nützen wissen.

Wie es sich mit I t a l i e n verhält, das ist durch die Lehren aufgeklärt, welche Rassenkunde und Geschichte geben: die germanischen Bestandteile haben an Kunst und Kultur einen Anteil, den man mehr oder weniger groß bemessen, aber nicht mehr in Abrede stellen kann. Völlig unabhängig vom Wechsel der staatlichen Gebarung bleibt sich das deutsche Sehnen und Streben gleich, das den Süden erfasst,

die Landschaft mit der deutschen vergleicht, die südliche Kunst innerlich verarbeitet. Willkommen ist uns darum ein Bilderwerk, das in 304 neuen Aufnahmen Baukunst und Landschaft veranschaulicht: wir meinen das Buch „Italien“ aus dem großen Sammelwerke *Orbis terrarum*, das der Verlag Ernst Wasmuth in Berlin zustande gebracht hat. (Preis in Ganzleinen: 26, in Halbleder oder Halbpergament 35 M.) Wie den deutschen und spanischen Band, so hat auch den italienischen Kurt Hielscher besorgt, und zwar mit der selben Sachkenntnis, mit der selben erfolgreichen Geschicklichkeit. Wilhelm von Bode schrieb das Geleitwort; der Herausgeber berichtet von seinen Abenteuern. Aus unendlicher Fülle neuer Möglichkeiten hat er einen Schatz heimgebracht, der uns freudig erregt und immer wieder bei der Bilderschau festhält. Was uns Land und Leute, Bauten und Bildwerke alles erzählen! Das Theodorich-Grabmal in Ravenna, die Stätten Apuliens und Siziliens, die von der Hohenstaufenherrlichkeit geweiht sind! Griechische Denkmäler in Pästum, Segesta, Selinunt, Girgenti, Taormina. Erinnerungen an die Lebensgeschichte des Bayreuther Meisters in Siena, Neapel, Sorrent, Almasi. An Ludwig Richter in Olevano, das von Felix Dahn humoristisch gepriesen worden ist. Mit wechselvoller Geschichte beladen das von Theodorich bevorzugte Verona, das mächtige Venedig, das kaisertreue Pisa, die Fremdenstädte Mailand, Florenz, Rom; letzteres mit naher und ferner Umgebung; nicht vergessen ist Anticoli, bereichert durch die Schönheit seiner Rasse; dann die umbrischen Wahrzeichen! Unter den Naturschönheiten bemerken wir neue Eindrücke von den nördlichen Seen, dem Alpenhochland, der Riviera; ebenso von den Perlen des Südens. Deutsche Technik (Zeiß, Jena) und Hielschers hervorragender Kunstsinne haben die großartigen Bildaufnahmen möglich gemacht; vervielfältigt sind sie im Kupfertiefdruck, der die Einbildungskraft am nachhaltigsten anregt.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst nennen wir zwei Neuauflagen altbekannter Führer: Florenz von Paul Schubring und Roms Umgebung von Dr. Thassilo von Scheffer, dem Verfasser der Homerischen Philosophie. Jene beiden Führer, zum „Modernen Cicerone“ gehörig, zeichnen sich vor allem durch übersichtliche Anordnung, handliche Form und vielen Bildschmuck aus. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) Die deutsche Zuneigung zu Florenz, der Stadt Dantes, erklärt sich aus innerer Zugehörigkeit, wie sie Ludwig Woltmann erwies. Sehr zweckmäßig folgt bei den Sammlungen die Führung der Lage der Säle, so daß man nicht immer hin und herrennen muß; neu berücksichtigt ist unter anderem San Marco. Fachaussprüche erläutert Schubring im „Hilfsbuch zur Kunstgeschichte“. Th. von Scheffer schildert die Spaziergänge um Rom geradezu in dichterischer Weise, so daß sich aus der Ferne eine abgeschlossene Anschauung gewinnen läßt. In der Gegend hinter Tivoli fehlt Vicovaro, das schon wegen der Entdeckungen, die Prof. Eberhard Ege machte, gewürdigt sein sollte.

Ins Altertum, in seine unerschöpfliche Sagenwelt führt uns Thassilo von Scheffer mit seiner Übersetzung der *Dionysiaka* des Nonnos. Während längst die griechischen Ausgaben vorliegen, fehlte bisher der deutsche Text, der den allgemeinen Zugang zu dieser einzigartigen Sagenquelle erschließt. Die Verdeutschung ist äußerst gewandt, wie es nach der Schefferschen Homerübersetzung kaum zu verwundern bleibt. Das Epos des Nonnos schildert Leben und Taten des Dionysos, insbesondere seinen Zug bis Indien: ein wahres Füllhorn, das nicht bloß Sagen, sondern Angaben zur Erdkunde, zur Kenntnis Indiens ausschüttet. Als Christ hat Nonnos, der dem 5. Jahrhundert anzugehören scheint, eine dichterische Umschreibung des Johannesevangeliums verfaßt. Für die Verdeutschung des Dionysos-Epos erhielt von Scheffer die silberne Medaille der Platen-Gesellschaft. Eine

eigene Nonnos-Gesellschaft aber steht hinter der Veröffentlichung des großen Werkes, dessen Herausgabe dem Verlag F. Bruckmann anvertraut ist. Die erste Hälfte erscheint in zehn Lieferungen zu je drei Mark.

Als Vorankündigung fügen wir hier ein: Die Monumentalausgabe der Renaissance von Gobineau (mit Holzschnitten von Karl Mahr). Mit dieser gedenkt der Verlag Erich Matthes den 75. Geburtstag von Ludwig Schumann zu feiern. Wir kommen also auf das Werk zurück. — Gegen die deutschen Hochschulen haben wir schon manche Einwände vorgebracht, weil sie Größen deutschen Geisteslebens ablehnten. Um so mehr freuen wir uns, wo von ihnen Erkenntnis des Nötigen ausgeht. Das Kunstgeschichtliche Seminar der Universität Marburg an der Lahn hat es unternommen, (bei Teubner) wohlfeile, der Allgemeinheit leicht zugängliche Kunstbücher zu veröffentlichen, welche die Zusammengehörigkeit deutschen und griechischen Empfindens zur Schau bringen. Herrlich sind die Deutschen Köpfe des Mittelalters, die noch lange nicht nach Gebühr gekannt und geschätzt werden; unerschöpflich quellend die Einbildungskraft, die dem Deutschen Ornamente Reiz und Wert verleiht. Zu diesen beiden Heften schrieb Richard Hamann die Einleitung. Ebenso zur Olympischen Kunst, welche den Funden in Olympia durch neue Aufnahmen zu tieferer Wirkung verhilft. Von Paul Ortwein Rave stammen die Einführungen zu den beiden Bänden, die dem griechischen Tempel gewidmet sind; der eine enthält die Denkmäler aus Athen, Agina, Korinth, dem Peloponnes, der andere jene auf italischem Boden (Sizilien, Pästum, Pompeji, Rom und Umgebung). Jedes Heft gewährt mit seinen 60 Bildtafeln einen geschlossenen Eindruck. Der in Marburg sich sammelnden Arbeitsgemeinschaft, die aufs deutsche Volk einzuwirken sucht, wünschen wir die gebührende Hingabe vonseiten der Kreise, die nach echter Kunst verlangen, damit das Beginnen kräftig fortgesetzt werden kann.

Wenn Nonnos als Heide den Siegeszug griechischen Geistes behandelt, so ist ein verwandter Vorgang das Eingreifen allgemein arischen Geistes in den Werdegang anderer Völker. Hochwillkommen muß es uns sein, darüber von streng wissenschaftlicher Seite zu hören. Universitätsprofessor Georg Beer in Heidelberg bietet nach einem Vortrage die knappe Übersicht dar über Die Bedeutung des Arierturns für die israelitisch-jüdische Kultur (Moritz Diesterweg, Frankfurt; 36 Seiten Großoktav; 90 Pfg.). Den fesselnden Ausführungen, die viel Neues bieten, sind die Quellenbelege beigelegt. Eine Zusammenfassung der Gründe, aus denen wir uns der allesbeherrschenden Geltung des Alten Testaments entziehen wollen, findet man in der Schrift von J. Pölkow (Weimar): Das Alte Testament in völkischer Beleuchtung; sie gehört zu Weberstedts Völkischem Sprechabend (Verlag Theodor Weicher, Leipzig). Universitätsprofessor Max Wundt (Jena) belehrt uns über Sinn und Bedeutung des Judentums in der Abhandlung „Der ewige Jude“ (Sonderdruck aus Wundts Deutscher Weltanschauung; J. F. Lehmann, München). Welche Zersetzung unserem Volke durch die einseitige Verwertung des Kinos droht, darüber erscheint im Sommer ein Buch im Deutschen Volksverlage Dr. Böpples in München; inzwischen gibt Heft 39 des „Weltkampfes“ darüber Aufschluß. So sonderbar der Plan eines Wagnerfilms zuerst anmutet: ein solcher hilft Gegendämme errichten! Ohne uns in politische Streit- und Parteifragen mischen zu wollen, dürfen wir auf eine vaterländisch-ethische Flugschrift hinweisen: „Weg mit der Schuldflügel!“ von Alfred Roth (Verlag A. Roth, Stuttgart). Noch ein anderes Gebiet streifen wir mit den vierbändigen „Jesuitenstreichen“, die der ehemalige katholische, jetzt altkatholische Geistliche Otto Feuerstein bei Karl Rohm in Lorch (Verleger

des Völkischen Herolds) veröffentlicht; sie geben erschütternde Aufschlüsse zur Deutschen Religionsgeschichte. Die verbürgten Tatsachen sind namentlich der längst vergriffenen Geschichte der Jesuiten von Theodor Griesinger entnommen. Ergänzt wird Feuerstein durch Die geheimen Instruktionen der Jesuiten (*Monita secreta*), die im Gegenüber von Latein und Deutsch vom Gymnasiallehrer Julius Hoffecker (auch bei Karl Rohm in Lorch) dargeboten werden, nachdem sie dem Buchhandel entschlüpft waren. Bei allen Zeitfragen, die uns bewegen, tun wir gut, zu unterscheiden zwischen dem Stoffe der erwiesenen Tatsachen und ihrer Erklärung, welche sie den großgeschichtlichen Zusammenhängen einfügt. Wiederum verschieden von beidem ist die Wertung vonseiten der Urteilskraft und der Gefühlskräfte. Erst zuletzt kommt dann die Frage: wie verhalten wir uns der erkannten Wirklichkeit gegenüber? Wenn wir manches zur Kenntnis empfehlen, was nicht gerade am Wegrand liegt, (so z. B. die Flugblätter der Deutschen Erneuerungsgemeinde in Leipzig, Johannisgasse 4), so überlassen wir dem Leser selber alle weitere Zurechtlegung und Entscheidung. Vorwiegend auf das angedeutete Sondergebiet des rein Tatsächlichen führt Egelhaaf's Historisch-politische Jahresübersicht für 1926, die seit einiger Zeit der kluge politische Schriftsteller Hermann Haug herausgibt. Die vaterländische Gesinnung erhöht in unseren Augen den Wert dieser mit unendlichem Fleiße gewonnenen Stoffsammlung. Die Lage des Deutschlands ist nicht bloß im Vaterlande, sondern ebenso im abgetrennten und verlorenen Gebiete, sowie im gesamten Auslande besonders berücksichtigt.

Dr. Karl Grunsky.

Bemerkungen zu einem neuen Heft der Münchener Laienspiele.

(Karl Röttgers dramatische Legende „Die Heimkehr“.)

Von Arthur Fischer-Colbrie, Linz a. d. D.

Zu den Problemen unserer Zeit, die dringend einer Lösung bedürfen, gehört unzweifelhaft das Theater der Gegenwart, das einerseits aus einer kulturellen zu einer rein litterarischen, volksfremden Angelegenheit geworden ist, andererseits als Operetten- und Revuentheater, nur mehr reinen — das heißt meist sehr unreinen! — Unterhaltungszwecken dienend, den Bereich der Kunst überhaupt verlassen hat. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist das heutige Theater vom Sinn einer Sendung weit entfernt. Wahre Kulturstätten im alten Griechenland, eine Form des Gottesdienstes im Mittelalter, „moralische“, das heißt veredelnde „Anstalt“ im Zeitalter Schillers, Weihenträger im Jahrhundert Wagners, hat das Theater von heute seine hohe Stellung als Kulturfaktor eingebüßt. Von den Brektern, die die Welt bedeuten sollen, gehen nur mehr selten jene tiefen, dem Theater ursprünglich innewohnenden Wirkungen aus, die dem Zuschauer bewußt zu machen vermögen, daß er Teilnehmer an einem gemeinsamen, erhebenden und läuternden Feste sei.

Aber es sind Kräfte am Werke, die bemüht sind, das Theater seiner kulturellen Bestimmung wieder zuzuführen. Als ein klarer Ausdruck solcher hoffnungsvoller Bemühungen beanspruchen die von dem jungen, selber dichterisch begabten Buchhändler Rudolf Wirbt im Kaiser-Verlag zu München herausgegebenen „Münchener Laienspiele“ allerseits die große Beachtung, die ihnen von bedeutenden Dichtern der Gegenwart, wie etwa Thomas Mann, Hermann Bahr, Hanns Johst . . ., mit vollem Recht geschenkt wurde.

Die „Münchener Laienspiele“, eine aus dem Geiste der neuen Jugend gewordene Schöpfung, lassen, indem sie an die alte Tradition der geistlichen und weltlichen Volksschauspiele anknüpfen, an eine Verwirklichung des Ideals einer „Gemeinschaftsbühne“ glauben. Das Wort stammt von Karl Röttger, der wichtige Aufsätze zur Frage des Theaters der Neuen Gemeinschaft geschrieben hat und dessen dramatisches Schaffen sich in den Dienst dieses kommenden Theaters stellt. — Es ist nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß Röttgers Gedanken über das Theater eine gewisse Verwandtschaft mit den Anschauungen eines weltberühmten Zeitgenossen haben, ohne aber etwa von ihnen abhängig zu sein: wenn Rabindranath Tagore vom alten indischen Dorftheater, das an die Kultusspiele anknüpft, eine Weiterentwicklung der durch das moderne Luststättungsstück bedrohten indischen Bühnenkultur erwartet, so ist damit eben dargelegt, daß die Erneuerung des Theaters nicht nur für Deutschland — und nicht nur für Europa — eine innere Notwendigkeit geworden ist. . .

Röttger hat nun einen wertvollen Beitrag an die „Münchener Laienspiele“ geleistet: seine dramatische Legende „Die Heimkehr“ erschien kürzlich als 25. Heft der Sammlung.

Das Stück stellt in zwei großen Szenen die Rückkehr des verlorenen Sohnes dar, dessen Geschichte durch eine in die Exposition gestellte Erzählung von Luzifer, seiner hochmütigen Erhebung wider Gott, seinem Sturz in die Finsternis und seiner endlichen Erlösung, überpersönliche Deutung erfährt.

„Stark in einer großen Gelassenheit, die da weiß, daß einmal alles, alles zu seiner Vollendung, also zu Gott finden muß“: so erwartet der „Herr“, der Vater des Verlorenen, tiefer gläubig als seine Magd Maria, die Rückkunft des Sohnes. Voll grenzenloser Güte, nimmt er den bange Heimgekehrten mit unnennbarer Freude auf und veranfaßt ihm zu Ehren ein großes Fest: „Blumen und Wein. Ein Mahl fürs ganze Haus. Musik und Tanz der Mädchen!“ — Und den älteren Sohn läßt er vom Felde holen, auf daß er am Feste teilnehme und sich mitfreue über die Rückkehr des verloren geglaubten Bruders. . .

Der letzte Vers der biblischen Parabel enthält die Aufforderung des Vaters an den älteren Sohn, über die Heimfindung des verlorenen, die Wiederverlebendigung des toten Bruders fröhlich und guten Muts zu sein: die vom Evangelisten offen gelassene Frage, ob der über das Fest erzürnte Bruder dieser Aufforderung auch nachkommen werde, löst Röttger in bejahendem Sinne; allerdings hat der ältere Sohn — und darin liegt der dramatische Höhepunkt der Legende — einen schweren inneren Kampf zu bestehen, ehe er aus seiner Verlorenheit, in die ihn der Haß gegen den Bruder getrieben hat, ins Haus der Liebe heimfindet: „Heimkehr“ also auch in diesem inneren Sinne. . .

Unter einem Spielleiter, der es versteht, aus der dichterischen Struktur dieses Dramas, die — wie in allen Bühnenwerken Röttgers — zugleich eine musikalische ist, den Stil der Aufführung zu finden, wird das Spiel von der Heimkehr des verlorenen Sohnes auf die Seele des Zuschauers, der vor allem Zuhörer sein muß, tiefe, nachhaltige Wirkung zu üben wissen.

Neue Bahnen zu Bayreuth.

Bayreuth und die deutsche Jugend.

Von Otto Daube.

Vortrag, gehalten am 9. April 1927 in der Ortsgruppe Hamburg des Bayreuther Bundes der deutschen Jugend.

Fast zwei Jahre besteht nun der „Bayreuther Bund der deutschen Jugend“ und hat in dieser für die Bedeutung einer geistig-künstlerischen Bewegung kleinen Zeitspanne einen denkbar günstigen Aufschwung genommen. Als jene ersten idealen Forderungen, die zur Gründung eines Bundes Bayreuther Jugend geführt haben, erhoben wurden, da konnten wohl die allgemeinen Ziele festgelegt und ein kleiner Kreis von echten Getreuen gewonnen werden, heute aber, da sich der glückliche Gedanke über mehr als 50 deutsche Städte verbreitet und neue Menschen der Idee zugeführt hat, heute, da die Erfahrung uns als die beste Lehrmeisterin zur Seite getreten ist, gilt es nicht allein Rechenschaft abzulegen, sondern für die weitere Schaffenszeit des Bundes feste Richtlinien niederzulegen.

Was wollen wir?

Wie der Einzelmensch gut daran tut, von Zeit zu Zeit in seinem Vorwärtstreben Augenblicke der Besinnung eintreten zu lassen, ob er sich wohl auf dem rechten Wege befindet, und ob sein Inneres mit dem Äußeren hat Schritt halten können, ob also seine Entwicklung eine harmonische geblieben ist und zu einem Ergebnis der Harmonie vom Innen- und Außen-, Willens- und Tatmenschen geführt hat, muß auch eine Volksgemeinschaft Zeiten der Besinnung gewinnen, die ihren Weg in die Zukunft zu bestimmen haben.

Zu welchem Ergebnis würde unser deutsches Volk kommen, wollte es sich auf sich besinnen?

Die allgemeine Bildung scheint unendliche Ausmaße angenommen zu haben. Der Deutsche fühlt sich verpflichtet, alle Erscheinungen der Zivilisation in sich aufzunehmen. Fortschritt auf allen Gebieten zwingt den Menschen zu einer übersteigerten Eile. Was heute noch unmöglich erscheint, ist morgen vielleicht längst überwunden. Immer neue, immer kühnere Gedanken wachsen aus einer solchen Bewegung hervor. Der Mensch will der Beherrscher der Elemente, der Herr des Alls werden. Die Anforderungen an den modernen Menschen übersteigern sich, und wer nicht Schritt zu halten versteht, bleibt am Wege liegen. Naturwissenschaften, Medizin, Technik erreichen eine immer größere Vervollkommnung. Der Intellekt ist vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bann geschlagen. Die Welt der Erscheinung ist in zahlreiche Einzelercheinungen aufgelöst, deren jede groß und bedeutend ist. Aber: es ist nicht mehr die Welt, nicht mehr das All, dem wir gegenüberstehen. Wir haben das Bewußtsein des Alls längst verloren. Uns erscheint die Welt nur noch in ihren Einzelzügen, über deren Größe wir das Gesamte verlieren müssen. Mit der innigen Verbindung zur Gesamtheit aber fällt die Verehrung ihrer Größe.

Das deutsche Kunstleben scheint eine Blütezeit erreicht zu haben. Konzerte jagen Konzerte, Festspiele in allen Gegenden, Theateraufführungen kündigen einen Höhepunkt des Theaterlebens an, neue Kräfte regen sich, die eine zeitgemäße Reform des Theaters anstreben, der Zug der gebildeten Jugend zur Kunst als Beruf scheint eine künstlerische Adelserhebung des Menschen auszudrücken, die Erfindung und Entwicklung des Radio vermittelt eine nie geahnte künstlerische Durchdringung des ganzen Volkes. Das Volk, das ehemals nur selten einmal aus dem Alltag hin-

über in das ideale Reich der Kunst verlangte, lebt heute mitten in ihrem Reiche. Schon am frühen Morgen weckt der Radio-Apparat mit einer Melodie von Mozart, des Mittags begleitet die Tafel nicht mehr die Unterhaltung über den nützlich angewendeten Vormittag der Arbeit, das Tischgespräch ist verstummt, ein gelehrter Mann erzählt uns durch die Luft vom Weltwirtschaftsmarkt oder von den Briefen Beethovens an die ferne Geliebte. Des Nachmittags hören wir moderne Musik und erweitern unseren Blick über die Symphonie zur modernen Ausdrucksform des Jazz, und des Abends genießen wir, behaglich im Lehnstuhl bei Kaffee und Zigarre, die Schlafmütze über den Ohren, den „Tannhäuser“ aus der Berliner Staatsoper. Der Geschmack soll veredelt werden.

Es ist eine Lust zu leben! Die Kultur — überall — ist gerettet!

Einst stand der Mensch vor den Pflögstätten der Kultur als vor einem Heiligtum. Die Musen waren Göttinnen, denen man Tempel baute. Der Mensch empfand sich klein und unbedeutend vor dem Erhabenen der Genien, offenbarten sie sich nun durch das Wort des Dichters, den Ton des Musikers oder den Gedanken des Philosophen, durch die Farbe des Malers oder durch den Glauben an die Religion. —

Heute ist der Mensch der stolze Träger des Erhabenen! Heut ist er der Mittelpunkt, heut ist er erwacht und gleichberechtigt! Er ist klug geworden, er darf anmaßend sein, denn er besitzt in seinem Verstande all das, was er einst als das Erhabene bewunderte und verehrte.

Seht ihn Euch an, den Menschen unseres Jahrhunderts! Da steht er auf seiner erhabenen Warte, er lächelt stolz und zufrieden vor sich hin. Erlebte er, was er zu besitzen wähnt? Hat er sich mit seinem Herzen erworben, was für sein Herz geschaffen war?

Hat er sich errungen, was ihn auszufüllen scheint?

Ist er mit dem Besitz verwachsen?

Wohl sah er Vieles, doch blieb es ihm dies Viele, das er sich nicht zu einem einheitlichen Starken verband.

Stecht ihn an, und die hohle Blase zerplatzt, verpufft, und ein kümmerliches Grau bleibt als der verächtliche Rest eines schönen Scheins.

Künstliche Höhensonne hat die Pflanze zu farbiger Pracht entwickelt. Das Naturelement hat keinen Zutritt zu ihr gewonnen! —

Denn nicht das Was, sondern das Wie ist maßgebend! —

Beethovenfeiern zum Gedächtnis des großen Titanen, des Schöpfers der IX. Symphonie. Richard Wagner bekannte, Tränen im Auge, daß alles zu Grunde gehen und nur sie, die göttlich erhabene, über alle Zeiten bestehen werde.

Wie hat man in Deutschland den Meister geseiert? Ein paar wundervolle Konzerte — eine glänzende Hörschaft vernahm den kultivierten Klang meisterhaft spielender Künstler — im Gewandhaus in Leipzig erklingt unter einem Dirigenten von Weltruf die IX. Danach versliegt die beinahe erschütterte Gemeinde in hunderten von Autos. Gehen wir eine halbe Stunde nach dem Jubel der Freude in die Weinhäuser Leipzigs. Dort finden wir dasselbe Publikum, und es freut sich an den erlesenen Speisen, mit denen ein Haus das andere zu übertreffen sucht, an den Klängen aus Honolulu und Batavia, an dem Geschwätz vom Tage. —

Die deutsche Schule hat den Gedenktag Pestalozzis in einer würdigen Feier begangen.

Wie hat sie Beethovens gedacht?

Wie hätte sie seiner gedenken müssen? Wäre ein Jubeltag von bedeutenden Ausmaßen nicht das Richtige gewesen? Hätte man nicht die Schüler der Stadt

in einer Festeshalle, die schon äußerlich den Ausdruck des Erhabenen hätte fragen müssen, versammeln und hier ein Erlebnis vermitteln müssen, das als unvergänglich zugleich erhebend und Richtung weisend sein mußte?

Wie feierte man Beethoven? Nach der dritten Unterrichtsstunde kamen Lehrer und Schüler im Arbeitskleide in den durch die schultechnischen Veranstaltungen bekannten Raum. Zwei Lautsprecher waren das sichtbare Zeichen der Verehrung unseres größten Beethoven. Der Rundfunk gab eine Schulfeier über Deutschland! Man hörte einige unverständliche einleitende Worte, deren Eindruck verheerend blieb; danach erklang die „Pathétique“ durch einen Rundfunkhörer, der auch nicht im Entferntesten den Klang als Klavier wiederzugeben vermag.

Gewiß sind von einzelnen Schulanstalten Feiern abgehalten worden, ob jedoch ihre Ausgestaltung durch Schüler der Anstalt würdig gewesen ist, das zu behaupten wird immer ein Wagnis bleiben!

Welche neue Kultur kann auf einem solchen Boden gedeihen, wo Persönlichkeit und Erhabenes ausgeschaltet sind?

Die tatsächliche Entwicklung spricht deutlicher als alle logischen Schlüsse. Die Erfahrung erschüttert uns mehr als theoretische Prophezeiung!!

Zerrbilder sind es, die man zur Kunst der Modernen erhoben hat, und die man uns als den Ersatz für das verächtlich zu machende und entfremdende Alte aufzureden versucht. Alle Vergangenheit ist überwunden, und wer in ihren Meisterwerken lebt, gilt als rückständig und wird verspottet! Was wagt man, an deren Stelle zu setzen? Ist das noch Kunst? Darf das überhaupt den Anspruch erheben, von ernsten Menschen für ernst, für wichtig, für rechtsmäßig erachtet zu werden?

Übergehen wir die Hinterkunst der seichten, platten Alltäglichkeit. Gönnen wir den geistig Armen und Bedauernswerten, den geistigen Rohlingen und Eintagsmenschen ihr bißchen Unterhaltung, gönnen wir es ihnen, solange der Inhalt ihres Amusements nicht gemein und niedrig, nicht häßlich und würdelos ist! Hüten wir uns aber, uns für modern aufschwätzen zu lassen, was uns die Gestalten der Gegenwart als Zeitgeist, als Fortschritt des intellektuellen Menschen anzubieten wagen!

Lug und Trug, hinterlistiges Phrasentum, kitschiges und billiges Sentiment, falsches Pathos füllen die Werke derer an, die jede Verbindung zu dem verloren haben, was unsere Meister beseelte, die sie uns verächtlich zu machen suchen!

Täuschen wir uns nicht, wenn wir ihnen nur eine einzige Stunde ein williges Ohr leihen! Nur eine Stunde sollen wir den Boden der deutschen Erde verlassen, die uns immer neue Kräfte leiht, und wir werden, hilflos geblendet, dem falschen Schein unterliegen!

Ach wir sind schon viel zu sehr Kinder unserer Zeit geworden, um mit einem Male die trennende Linie ziehen zu können!

Bewahren wir uns unser an dem Edelsten geschultes Urteil, bewahren wir uns den hellen Blick, und der faule Zauber wird kläglich in sich zusammenfallen müssen!

Denn aus den Werken, die aus einer solchen Gegenwart hervorgewachsen, ist Erlebnis, Ehrfurcht, Tiefe, Persönlichkeit und Erhabenes verbannt!

Das Oberflächliche, hier wird es Ereignis und Verderben!

In den Köpfen der jungen Musikstudenten spukt das Zerrbild der modernen Ausdrucksform. Der junge Primaner hat sich das leichtsinnige Urteil eines gefälligen Charlatans zu Eigen gemacht und lebt mit den Intellektuellen seiner Zeit in frivoler geistiger Gemeinschaft. Was billig ist, wird gern gekauft, wenn sich auch hinterdrein herausstellt, daß es simple und wertlose Massenware war; so ist es im Kaufhaus, so ist es im Warenhaus der modernen Kultur. Das Billige eignet

sich der Verstand des Unerfahrenen mit leichter Mühe an; er bemerkt es nicht, daß er geistiges Kleingeld erworben hat! Steht er dann den Werken unserer Großen gegenüber, versagt er — ohne seine Unfähigkeit zu erkennen.

So treibt ihn die Zeit von billigem Reiz zu billiger Verflachung, und bald ist er im Äußeren untergegangen.

Unsere jüngste Jugend macht dabei keine Ausnahme. Wer hofft, daß aus dem Nachwuchs Menschen gewonnen werden können, die empfänglicher werden, der muß sich bewußt sein, daß gerade die Kleinen das Weltbild in sich aufnehmen, das sie umgibt. Sie nehmen ohne Urteil, sie glauben an alles.

Auf einer Wanderung mit einer Senta. Was beschäftigt diese Jugend? Rademacher und Nurni, Dr. Peltzer und Henny Porten, Helden des Vorkampfes und Radrennens sind ihre Ideale. Die kennen sie und verehren sie — die sammeln sie, wie ihre Väter Briefmarken gesammelt haben. Die werden ihre Ideale bleiben! Führwahr! !

Heinrich von Stein schreibt über seinen ersten Besuch bei Nietzsche an seine mütterliche Freundin Malvida von Meysenbug: „Unsere auf ihre Nichtphilosophie stolze Zeit.“

Er würde heut, wenn er es überhaupt noch für angebracht hielte, der Menschheit zurufen: „Deine auf alles Wahre, Edle, Erhabene, auf Deine deutsche Weltanschauung verzichtende Zeit!“ —

Und dennoch! Solange es noch einen Menschen gibt, der sich das Gefühl für die wahre Größe bewahrt hat, dürfen wir nicht verzagen. Der tolle Verzicht, das frivole: „Es geht seinen Lauf — niemand wird ihn mehr aufhalten,“ ist die größte Sünde, die wir am deutschen Volke begehen können.

Und wenn die Welt voll Teufel wär! Es muß uns doch geliegen! Was anderes verlangt Luther, als die Erkenntnis, daß die Notwendigkeit mit den Gefahren wächst. Notwendigkeit. Erklären wir uns dieses Wort!

Das Großartigste aller Elemente des Geistes ist der unsiegbare Wille.

Noch haben wir Kräfte in unserem Stückchen Vaterlande, noch lebt das Große. Noch haben wir eine deutsche Jugend, die wir durch das Große retten können.

Die deutsche Jugend! Wieviele dankenswerte Versuche ihrer Erziehung sind jezt gescheitert!

Frühreif, unerfahren, nur im Verstande geschult, vergeudet sie ihre Kräfte auf falsche Weise. Ihr Idealismus entbehrt des Erlebnisses. So ist sie abgewandert — aus jungen Menschen von Blut und Feuer, von innerer Erleuchtung und edler Begeisterung, von Liebe und Hingabe, von Optimismus und tatensrohem Zukunftshoffen, von aufrichtiger Dankbarkeit und edlem Streben, würdig zu werden des Erbes, das sie übernommen haben, sind frühgealterte Greise geworden, die nichts als sich selbst mehr vom Leben zu erwarten haben.

Kann die Schule allein die deutsche Jugend erziehen? Ach, wir haben die Schule, die wir verdienen! Sie steht in der Zeit des planlosen Experimentierens und bleibt doch immer — solange sie einseitige Lernstätte sein muß — Sitz des einseitigen Intellektualismus. Das Leben als die beste Lehrmeisterin stürmt an ihren Fenstern vorüber, und keine Verbindung führt aus dem Plutarch, dem Horaz, dem Plato, dem Homer, dem Shakespeare, dem Goethe der Schulbank hinaus zur Menschheit, die von den Ideen der Meister der Menschheit erfüllt sein soll.

Schulreform? Solange sie von unserer Zeit angestrebt wird, wird sie schlecht sein, wie die Zeit selbst.

Erheben wir keine Anklage! Sie wäre ungerecht. Die Übermittlung des Grundes, auf dem der Mensch sein Leben aufzubauen hat, ist notwendig.

Aber suchen wir zu ergänzen. Suchen wir helfend und fördernd weiterzubauen, wo der Schlußstein von dem einen wichtigen Erziehungsfaktor gesetzt werden muß.

Nie ist das Urteil wertvoll, wenn es nicht ausgesprochen wurde, um sogleich die Folgerung zu befolgen. Nie ist es berechtigt, wenn es nicht aus Liebe und Vereitschaft erwuchs.

Wir wollen einen Bund ausbauen, der ein wahrer Bund ist, der ein Band schließt um alle, die gleicher Liebe sind, um an die Neuerziehung unseres deutschen Volkes zu gehen, dem wir das Große für unsere Jugend, für unsere Zukunft erhalten wollen.

Dazu bedarf es starker Menschen, und so muß der Bund die oberste Aufgabe haben, so starke, klare Menschen zusammenzuschließen, von denen die Ausstrahlungen auf ihre Umgebung auszugehen haben, Menschen müssen es sein, die ihr eigenes Ich hinter die Idee des Volkes zu stellen vermögen, Menschen von gefestigter Lebensreise, die durch den Schein und durch das Äußere auf den Grund zu schauen vermögen, Menschen mit weitem Herzen, edlem Gemüte und unzerbrechlichem Willen.

Schließen wir diesen einen Bund, so wird kein Ring von Golde fester sein!

Sie sind die Träger der neuen Bewegung.

Sie gilt es zu finden, zu gewinnen, zu erhalten.

Auf dem Boden, den sie bereiten, wird die neue Zeit erstehen.

Denn nun gehen die Kämpfer zu der Jugend, in ihr zu wirken.

Das ist die große Aufgabe unseres Bundes, die er in den ersten Jahren seines Bestehens sich selbst gewonnen hat. —

Wie aber, dem Bunde den Namen Bayreuth zu geben?

Diese Frage ist oft gestellt worden. Daß sie überhaupt beantwortet werden muß, beweist, wie erschreckend wenig das deutsche Volk Zeit gefunden hat, sich mit der Idee Bayreuths zu befassen!

Es ist naiv, zu behaupten, man sähe in einem anderen Theater die Werke Richard Wagners heute ebenso gut. Es ist geschmacklos, als einzig Besonderes das hervorragende Orchester und die Chöre zu nennen. Ja es ist mehr als naiv, mehr als geschmacklos — es ist unerfahren, unwissend, anmaßend. Wollte Richard Wagner ein Festspielhaus bauen, um allein die Menschen sehen und hören zu lassen, er hätte es nicht in Bayreuth erbaut. Bot sich ihm doch die Gelegenheit, in Amerika seine Pläne zu verwirklichen, wenn diese Pläne eben der Art gewesen wären, wie sie heute der unbelehrte Teil unseres Volkes annimmt.

Bayreuth sollte die Abkehrung vom Theaterbetrieb des allgemeinen öffentlichen Kunstlebens sein, nicht aber ein neues Exemplar seines Theaters.

Was wir in Bayreuth erleben, ist die würdigste Pflege der edelsten Kultur. An einer dem Treiben des Alltags entlegenen, idyllischen Stätte, verbunden nur mit der großen Natur, sollte ein echter Tempel der deutschen Kunst entstehen, der seine Pforten denen öffnet, die bereit sind, sich in den selbstlosen Dienst der erhabenen Kunst zu stellen, und denen, die eine solche aus heiterem Herzen aufnehmen bereit sind — aus heiterem Herzen in dem Sinne, den Goethe seiner „Heiterkeit“ zuschreibt, aus geklärter, innerster Befreiung und unmittelbarer, reinsten Empfindung.

In diesem Tempel ist zum ersten Male ein Ideal verwirklicht worden, ein Ideal echter und unmittelbarer Kunstpflege, und weil das Ideal auf

Erden Gestalt angenommen hat, mag es der Menschheit so entrückt sein, daß sie seine herrliche Größe nicht zu verstehen im Stande ist.

Die Neunmalklugen werden sich also in Zukunft vergeblich bemühen, mit ihrem Verstand das Wesen Bayreuths zu ergründen, da sein Ideal nur erlebt, erfüllt, erlitten und erjubelt sein will. Jenes wunderbare Geheimnis, das der Meister in den Grundstein einschloß, macht sich eben nur so lange offenbar, solange über dem Stein, der es hütet, das Ideal lebendig zu uns spricht.

Hier aber ist es nicht allein das Wie der Pflege als der Wiedergabe, sondern gerade das Was des Wiedergegebenen, das den anderen großen Teil des Ideals ausmacht.

Welcher Gegensatz zwischen den Werken, denen wir auf unseren Theatern begegnen und den gewaltigen Schöpfungen vom „Ring des Nibelungen“ über „Tristan“ zum „Parsifal“! Sind jene um ihrer selbst willen oder gar um die niedrigen Wünsche dem Volke begehrenswert, so stehen diese in unmittelbarem Dienste der Menschheit!

Überschreiben wir das Werk von Bayreuth mit dem einen Wort der *Regeneration*, dem Lebensinhalte Richard Wagners, als der Neuerziehung der Menschheit zum Ideal des Lebens, der Neuerziehung des schaffenden Künstlers zum Künster des Idealen, der Neuerziehung des nachschaffenden Künstlers zum bewußten Mittler des Idealen, der Neubildung als der Läuterung unserer Kultur, und wir erheben ihn, den siegreichen Meister, zum Führer einer Bewegung, die mit der Schließung eines Bundes beginnt und mit dessen segensreicher Auswirkung auf unser deutsches Volk seine Arbeit fortsetzen wird.

Richard Wagner sprach aus, was ihm ein Goethe vorlebte, ein Beethoven vorschuf. Richard Wagner vollendete mit einer bis zu seinem irdischen Scheiden ungebrochene Willenskraft und Treue die *Regeneration*, die zu erfüllen dem Volke geboten ist, für dessen Seele er gelebt hat. Denn heute ist die Zeit gekommen, die entweder des Erbes würdig sein wird oder für immer unter den Trümmern des modernen Zeitgeistes ihr Grab finden, an der Hoffnungslosigkeit des für alle Zeiten schwachen Intellektualismus ersticken wird. Hier sei die Stelle, an der wir das Urteil fällen, das das Lügengewebe der „Modernen“ ein für alle Mal vernichtet!

Wie anders spricht das Ideal zu uns, das uns von jenem grünen Hügel in die Seele leuchtet, das unser Herz erwärmt und den Blick weitet für ein echtes, warmes Menschentum!

Welch ein Gegensatz zwischen dem Werke des Erhabenen und dem kümmerlichen, jammervollen, ja irrsinnigen Gebilde, was als die Parole der sogenannten jüngeren Generation ausgegeben ist!

Retten wir uns den Glauben an jene einzige Stätte, ja retten wir uns die Stätte selbst! Lassen wir die anderen, die in eifriger Selbstverblendung wähnen, ihres wunderbaren Zaubers und ihrer Lehren entraten zu können, ihren Weg in das Verderben wandern! Wir wollen nicht mit gleichen Mitteln ihnen entgegentreten, wie sie sie uns gegenüber für angebracht halten. Bauen wir auf, die Entwerfer still verachtend! Suchen wir die Seele unseres deutschen Daseins in dem Ideale Bayreuths, streben wir zu der göttlichen Höhe dieses einmaligen Wunderwerkes und spenden wir von der Erkenntnis, die uns nur durch die Seele des Werkes werden wird, an die, um derentwillen wir den heiligen Bund geschlossen haben!

Führen wir also die deutsche Jugend zu Bayreuth — wir geben ihr Größe, Schönheit und Erhabenes! Denn nie wird sie edler, reiner echter sein als im Besitze des Meisterideals! —

Der Bund ist geschlossen. Er will und wird nie die Gesamtheit unseres deutschen Volkes umfassen. Er darf es nicht wollen, will er seinen Höhenweg, den er zu gehen hat, nicht verlassen, um in Niederungen zu schreien. Er muß auferziehen — in die Höhe führen! Aber er wird die Besten im Lande vereinigen, und das wird seine Stärke sein! —

Zum Leitspruch seines weiteren Weges aber wähle er jenes Richtung weisende Wort des edlen Heinrich von Stein, des Streikers für deutsche Wiedergeburt, das er kurz nach des Meisters Tode niederschrieb:

„Indem wir den Samen des Ideals, jeder in seiner bescheidenen Weise, hinausstreuen in die unbekannte Menge, bereiten wir, helfend, ihm die Generationen, denen seine Glorie hell scheinen wird!“

Bayreuther Laienspiele.¹⁾

So etwas gibt es in unseren Reihen? Ja, im Sommer dieses Festspieljahres will es Wirklichkeit werden!

Zwei Spielscharen des Bayreuther Bundes der deutschen Jugend werden in feierlicher Gedenkstunde (H. St. Chamberlain † 1927, H. v. Stein, geb. 1857 † 1887) erproben, wie wir in fernerer Darbietungen gestalten müssen, um den echten, tiefen Sinn von Bayreuther Laienspielen zu erfassen und schaffend zu bewahren.

Ist aber der Versuch nicht gleich allzukühn, in stiller Feier für Bekenner der Wahrheit des Werkes von Wahnfried erste Leistung zu zeigen? — Wir wagen — weil wir liebend stark sind in Treue und Gewissen. Im Schatze von des Meisters Erkenntnissen finden wir Zustimmung. H. von Steins und C. Fr. Glaffenapps verständnisvolle Nähe zum Werke, ihr Leben in und für Wagners gesetzte Aufgaben, fand — aus der Fülle Reifes und Reines wählend — Sätze, deren Erfassung Klarheit über unser Streben der Bayreuther Laienspielschar gibt. Aus dem Wagner-Lexikon, das jene beiden Getreuen zum 70. Geburtstag des Meisters vorbereiteten, sei im Gedenken an Steins Geburts- und Todestag entnommen, was uns leiten kann und soll.

Als Laienspielern, die der Idee Bayreuths verbunden sich fühlen, nahen wir der Kunst mit dem ernststen Glauben an Größe, treten mit der Ahnung der Verantwortlichkeit vor Werk und Schöpfer dem zu gestaltenden Kunstwerk gegenüber, werben um die Seele des Geistgeschöpfes, das uns zur Erweckung drängte. Zu all dem liegt unsere Kraft, der Glaube, in der unverbrauchten Erstmaligkeit der Gestaltung: „Unstreitig liegt im Improvisieren der Grund und Kern aller mimischen Begabung, alles wirklichen Schauspielertalents“ (Lex. S. 297). Wir suchen diejenigen in unseren Reihen für die Spiele zu gewinnen, deren fraglose, ungehemmte Richtigkeit der Geste, sei es als Sprachbegleitung, sei es als Ausdrucksbewegung, der aufmerksamen Beobachtung offenbar wird. Nur dem unverfälschten, lebens-tüchtigen und aus inneren Quellen zur Handlung drängenden Täter der Menschengestaltung, dem unbewußten Künstler — so ernst und tief nehme ich den Namen: Laienspieler! — offenbart sich der seiner Persönlichkeitsprägung verwandte Sinn

1) Es möchte hierzu besonders betont werden, daß die erste Probe eines Bayreuther Laienspiels während einer Festspielzeit sich nicht etwa im Sinne von „Auführungen“ zwischen die großen Werke des Bayreuther Hügels drängen will: diesmal gilt es einer Feier, einer Vereinigung des Jungbundes mit festlichem Charakter.

des dramatischen Werkes: „Das Wesen der dramatischen Kunst zeigt sich . . . sehr richtig zunächst als ein völlig irrationales“ (Lex. S. 297); es ruht in der Seele „der mimische Trieb zunächst nur als fast dämonischer Hang zur Selbstentäußerung“ (Lex. S. 721). Dieser Drang zur seelischen Offenbarung, zum Opfer am Werk, scheint dem Einzelnen, Erwählten, Einzigen zu gehören; doch nein! Unser Meister wußte um die Glaubensrückhalte solcher Wesenheiten in der gleichgestimmten Schar: „Ein gemeinschaftlicher Drang zum dramatischen Kunstwerke kann nur in denjenigen vorhanden sein, welche gemeinschaftlich das Kunstwerk wirklich darstellen: Diese sind, nach unseren Begriffen, die Schauspielergenossenschaften. Solche Genossenschaften sehen wir am Schlusse des Mittelalters unmittelbar aus dem Volke hervorgehen“ (Lex. S. 215/16). Unser Ineinzwerden zur lebendigen Volksgemeinde des Bundes wird aus einzelnen innerlich zum Spiel, zur Menschverkörperung Getriebenen den Spielertrupp erwachsen lassen; was unsere bewußtere Tat in diesem Jahre vermögen wird, kann Beginn werden, muß vielleicht aber Versuch bleiben, damit wir noch reifen, noch mehr der willig entwerdenden, jungen, begeisterungsfähigen Deutschen unter uns sammeln, mit ihrer Sturm- und Drang-Erregung die Aufgaben zu bewältigen, die unser harren. Hinein- und Hinaufwachsen in die Ziele echt bayreuthischer Spielscharen kann nur in engster Verbindung mit Erringung der weltanschaulichen Grundsätze des Werkes von Bayreuth geschehen. Wir Jungen streben nach dem unseren Gefühlen Leben und Welt gegenüber entsprechenden neuen, aus unserem Willen zur Deutschtum zu erbauenden Lebensstil; all das wird und muß in unseren Darbietungen erstehen! Aus dem heuer vielleicht noch zagen Spiel wollen wir andächtige, fast möchte man wünschen dürfen, feierliche Gestaltung sich heben lassen. Dazu bedarf es der Teilnahme der Schauenden: wir müssen miterleben, = erleben, = erleiden, was die Spieler uns als Werk ihrer vieliebenden Geisteinheit formten. „Ein Schauspiel kann nicht anders fesseln, als durch innige Aufnahme einer dichterischen Absicht; zur Verwirklichung dieser Absicht muß die volle Seelenphantasie des Zuschauers mittätig sein, weil ihr — eben im Schauspiel — nicht ein so entzückender Gefühlsreiz helfend zu Gebote steht wie im musikalischen Drama“ (Lex. S. 704/05).

In unserer Mitte kann allein auch unsere sich zur edlen Minderheit bekennende Jugendkunst gedeihen; „die Kunst ist nur dann das höchste Moment des menschlichen Lebens,“ erkannte Richard Wagner, „wenn sie kein von diesem Leben abgetrenntes, sondern in ihm selbst nach der Mannigfaltigkeit ihrer Kundgebung vollständig inbegriffenes ist“ (Lex. S. 706). Die Aufteilung des einst jedem Menschen eignenden Seelenreichtums auf die Verrichtungen besonderer Können einer Art hat uns empfindlich dagegen gemacht, wie viel wir vom Vollmenschen verloren haben. „Das Schicksal der europäischen Kultur hat es gefügt, daß Kunstverrichtungen, welche ursprünglich in seltenen festlichen Fällen jedem Gebildeten geläufig waren, zur täglichen Lebensaufgabe eines Standes geworden sind. Auf den ersten Blick sollte erhellen, daß hier ein großer Mißbrauch sich herausgebildet habe, nämlich eine mißbräuchliche Verwendung und überspannende Abnutzung einer durchaus erzentrischen Befähigung“ (Lex. S. 705/06). Auch unter uns würde die Richtung nach solchen zivilisatorischen Kunststücken die sinnvolle Ausprägung bayreuthischer Geselligkeiten überwuchern; der Bund muß sich davor hüten und schützen, indem er zu jedem neu aufzuführenden Stück neue Spieler zu stellen unternimmt. Dieser beste Schutz stößt auf das Hindernis der beschränkten Zahl; aber unbedingt muß für stätige Verjüngung gesorgt werden. Unser Spiel darf nie zur leeren Formel erstarren, was der junge, gestaltkräftige, neuende Spieler unmöglich macht.

Die Aufgabe an den Darstellern, ihre innere und äußere Zusammensetzung und -fügung zum Kunstwerk, erschöpft kaum die Seite des Persönlichen. Und wir treten in dem uralten Rahmen des Theaters auf! Dessen Gesetz tritt machtvoll an uns heran: wir leben uns ihm, es uns ein. Die menschlichen Verwirklichungen der Idee des Theaters fanden im Festspielhaus auf dem Hügel ob Bayreuth geniegeordnete Leiblichkeit. Der Geist Wagners ersann sich das Heim seinen Werken, er errang aber auch nach Schillers mächtigem Vorgang den gewaltigen Satz der Erkenntnis von der „Schaubühne als moralischer Anstalt“: „In dem Theater liegt der Keim und Kern aller national-poetischen und national-sittlichen Geistesbildung, und kein anderer Kunstzweig kann je zu wahrer Blüte und volksbildender Wirksamkeit gelangen, ehe nicht dem Theater sein allmächtiger Anteil hieran vollständig zuerkannt und zugesichert ist“ (Lex. S. 63). Noch ist es so, daß nur unsere Gläubigkeit solche großen Gedanken auspricht; doch — und dazu gehören wir dem Bunde an — unser Glaube spricht in Taten: In unserer Mitte laßt uns beginnen! Was einst als heißer Wunsch Richard Wagner in stürmischen Tagen geschrieben, sei es uns Gebot in unserem Kreise ihm Wirklichkeit zu schaffen!

Der Meister schrieb in „Kunst und Revolution“: „Ist unserem zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebensunterhaltes nicht mehr der Zweck des Lebens, sondern ist durch einen tätig gewordenen neuen Glauben, oder besser: Wissen, der Gewinn des Lebensunterhaltes gegen eine ihm entsprechende natürliche Tätigkeit uns außer allem Zweifel gesetzt, kurz — ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen, und zu dem wirklichen Genuße dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben. Die Erziehung von der Übung der Kraft, von der Pflege der körperlichen Schönheit ausgehend, wird schon aus unge störter Liebe zu dem Kinde und aus Freude am Gedeihen seiner Schönheit, eine rein künstlerische werden, und jeder Mensch wird in irgend einem Bezuge Künstler sein“ (Lex. S. 159). Dann ist erreicht, was fünfzig Jahre bayreuthischer Kunstpflege erstrebten: „Um die Öffentlichkeit der Kunst gegenüber völlig frei und unabhängig zu machen, müßte das Publikum unentgeltlichen Zutritt zu den Vorstellungen des Theaters haben“ (Lex. S. 58).

Diese in die weite Ferne der Arbeit eines Menschenlebens weisenden Gedanken des Bayreuther Werkes wenden wir ernsthaft und gewissenhaft-streng auf unser bescheidenes Wirken im Laienspiel: Treue in der uns gewiesenen Enge — Goethes rühmendes Wort „alles ins Enge bringen“ zu können, zeige den Meister, wird uns fördern — trägt Früchte. Wir werden dem Bunde ein sichtbares Ziel erringen! In den Worten des Spielers, in Gebärde und Rede des Darstellers entziffert sich, was wir erstreben — jene in uns wachsende G e m e i n d e d e r K u n s t.

Dr. Ws.

Dem Andenken La Mara's († 2. März 1927),

(Fräulein Professor Maria Lipius.)

Von Prof. Dr. Arthur Prüfer.

Nun ist auch sie von uns geschieden, die 89jährige Patriarchin der musikalisch-literarischen Gegenwart, deren umfassender Geistigkeit aber auch unsere Bayreuther Jugend durch Otto Daube's Feder noch jüngst im Führer der deutschen Festspiele in Weimar eine Erinnerungs-Ehrung hatte zuteil werden lassen: „kommende Geschlechter werden zu La Mara's Büchern greifen, die in gewählter und dennoch ein-

facher, klarer Form mit dem Wirken großer deutscher und auch fremder Tonmeister vertraut machen. Neben der großen Idealistin Malvida von Mensenbug stand sie seit zwei Menschenaltern eng verbunden mit Bayreuth, mit dem Kreise um Wagner und ebenso mit Weimar und dem Kreise um Liszt." Der Weimarer Meister Franz Liszt rief ihr, der 19jährigen, für alles Schöne begeisterten Leipzigerin, dessen „Ave Maria“ sie in der katholischen Kirche ihrer Vaterstadt am Himmelfahrtstage 1855 erstmalig mit der Kunst dieses Großen in Berührung brachte, beim Beginn ihrer schriftstellerischen Laufbahn zu: „Lassen Sie sich das Höchste nicht hoch genug sein. — Nur wer strebt und glaubt, der besitzt.“ Mögen nachstehende Verse ihrer Dichterhand, am Schlusse ihrer zweibändigen, reichen Lebenserinnerungen: „Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1917) das schöne Band bezeugen, das sie mit dem „Unvergleichlichen“, dem Verklärer ihres Lebens, verknüpfte:

„Da ich noch jung war, fügte es mein Stern,
Daß in mein Leben trat ein großer Mann,
Der größten Geister einer des Jahrhunderts;
Der kündete des Schönen Himmelsbotschaft
Und lehrte, daß das Schöne wahrhaft schön,
Nur, wenn es sich dem Guten eint und Echten.
Der Hohe neigte sich zu mir herab,
Und lehrte mich an Ideale glauben
Und freudig laut bekennen vor der Welt,
Was sich als schön der Seele hat erschlossen —
Und so ward mir sein Genius zum Schicksal. —
Nun schläft mein Meister längst den letzten Schlaf;
Mir aber blieb er meines Lebens Leitstern,
Der hoch und hehr an meinem Himmel leuchtet,
Bis meinen Erdenwandel ich vollendet.“ —

Diesem Jugendgelöbniß getreu widmete die Dahingeshiedene dem Andenken ihres „Schicksals“ Meisters Franz Liszt, außer einer Lebensbeschreibung, die ursprünglich in ihren „Musikalischen Studienköpfen“ (5 Bände), später auch, wie alle dort gewürdigten Tonmeister, in Einzelheften erschienen ist, nachstehende Ausgaben und Schriften:

Die Herausgabe der „Briefe Liszts“ (8 Bände), Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt (3 Bände) „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg“, Bilder und Briefe aus dem Leben der Fürstin A. Sayn-Wittgenstein, Liszt und die Frauen, Der Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Großherzog Karl Alexander von Sachsen und die Briefe Franz Liszts an seine Mutter.

Ihr litterarisches Tagewerk sollte die Unermüdlche, wie sie am Schlusse des zweiten Bandes ihres Lebensbuches hoffend aussprach, auch wirklich mit Liszt abschließen, da der 87jährigen 1925 nach diesen zahlreichen, ihrem Meister gewidmeten Werken im Schlußbekenntnis: „An der Schwelle des Jenseits“ folgen zu lassen vergönnt gewesen ist. — In der Hundertjahrfeier des Gedächtnisses Beethovens seien von La Mara's sonstigen Aufsätzen in Zeitschriften besonders hervorzuheben: „Gräfin Therese Brunsvik, Beethovens unsterbliche Geliebte“ (d. neue Rundschau, auch im Sonderdruck) vorbereitend auf die größere Schrift: „Beethovens unsterbliche Geliebte“, das Geheimnis der Gräfin Brunsvik und ihre Memoiren, dem sie schließlich noch folgen ließ: Beethoven und die Brunsviks. Nach Familienpapieren aus Therese Brunsviks Nachlese herausgegeben. Es ist rührend und ergreifend, daß es unserer Forscherin trotz dreißigjährigen Bemühens nicht gelungen ist, das

über Beethovens „unsterblichen Geliebten“ schwebende Geheimnis wissenschaftlich einwandfrei zu lüften, was wohl auch sicher im Sinne der großen Liebenden niemals geschehen soll! ¹⁾

Aus der Fülle ihres Schrifttums gebührt eine weitere besondere Hervorhebung der drei Arbeiten, die La Mara dem Leben und Wirken unseres Bayreuther Meisters gewidmet hat: Das Bühnenfestspiel in Bayreuth, Richard Wagner (Einzeldruck aus ihren Musikalischen Studienköpfen, neubearbeitet in der Musikbücherei — kleinere Musikerbiographien bei Breitkopf u. Härtel erschienen), endlich ebenda: Briefe an August Röckel von Richard Wagner. Eingeführt durch La Mara. Der Hinweis auf die zuletzt genannte Veröffentlichung erscheint mir umso wünschenswerter, als diese Briefe des Züricher verbannten Dichters des Ringes des Nibelungen an den unglücklichen im Waldheimer Zuchthause schmachtenden Dresdener Gesinnungsgegnossen für das Verständnis des Ideengehaltes des Ringes lange nicht genug gewürdigt sind und leider in den Aufzählungen der litterarischen Arbeiten der Verfasserin z. B. im Hugo Riemanns Musik-Lexikon (9. Auflage 1919, S. 685) fehlt. Allein der große 26 Druckseiten lange „Nibelungenbrief“ vom 25. Januar 1854 mit seinen ergreifenden Bekenntnissen über die Liebe und mit seiner Deutung des „Nibelungen-Gedichtes“ hat die Herausgabe dieser Briefe voll gerechtfertigt erscheinen lassen und uns Bayreuther für die Verfasserin zu warmem Dank verpflichtet, sie, deren Andenken bei allen Bekennern der deutschen Idealkunst des 19. Jahrhunderts unauslöschlich fortleben wird!

In ihrem „Abendfrieden“ — so nannte die Verewigte dankbar den schönen Landsitz, in dessen „weltentrückter Stille“ nahe ihrer Vaterstadt, Leipzig, umforgt von verstehender Liebe, hat sie die letzten 6 Jahre ihres reichbewegten Daseins verbracht — ist La Mara dahingegangen. Dort hat sie auch ihre letzte Ruhestätte gefunden. An ihrem Grabe sprach Paul Zenker im Namen der Wagnergemeinde:

„Als Geistesfreundin Franz Liszts, bekannt durch ihre vielseitige verdienstvolle litterarische Wirksamkeit auf musikwissenschaftlichem Gebiete, vor allem durch ihr mannhaftes Eintreten für seine Schriften und Briefe, — hat die nun Vollendete dem Wollen und Wirken der jüngeren Generation immer ein liebevolles Verständnis und treuliche Förderung angedeihen lassen, wofür ihr die Wagner-Verbände auch an dieser Stelle aus tiefstem Herzen Dank zollen.“

Unser Verhältnis zu der edelen, liebenswürdigen Greisin und unsere tiefe Verehrung für sie finden sich anschaulich wiedergegeben u. a. auch in einem poetischen Gruße, den ihr vor vielen Jahren, in den Kriegsjahren, einmal ein jüngerer Freund und Gleichgesinnter vom Grabe Franz Liszts aus sandte. — Da heißt es:

Ich sitze lang an seiner stillen Gruft, —
und draußen: — himmlisch Frühlingsmorgenprangen!
dankbar Erinnern, — Maienblumenduft
hält Herz und Sinne wehmütigvoll umfassen. —
Ein Grüßen geht zu Dir, — die ihn verstand
wie selten eines in der Welt des Scheins; —
er kannte Dich, — das güt'ge Auge band
die wahlverwandten Kräfte Deines Seins.
So — ward Dein Dienst im Strahle seiner Sonne —
zumal bei dieser Zeiten Weh und Qual —
uns zu Musik, uns Schaffensmut und — Wonne, —
Uns Deines Lebens Glück und Arbeit: Ideal! —“

Und — deine Ideale, La Mara, werden in uns fortleben. Habe Dank! —“

¹⁾ Nach der neuesten Feststellung des Leipziger Beethovenforschers Dr. Max Unger („Leipziger“, Konzert-, Theater- und Verkehrsblatt, 27. März 1927, S. 408) wissen wir wenigstens heute bestimmt, daß der berühmte Brief am 6. und 7. Juli 1812 in Teplitz geschrieben worden ist.

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Aachen. Bayreuther Bund der deutschen Jugend. 15. 3. Wagner-Gobineau-Abend: Einführung von Reinhold Zimmermann, „Predigt Savonarola's“ aus der „Renaissance“ und „Fluch des Hannibal“ und H. v. Stein's „Helden und Welt“, gesprochen von Gunther Nauhardt, „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“, gelesen von Frau Bertha Nauhardt-Schemann (Freiburg i. B.), Sonnengesang der Iris aus „Sonnensklammern“ von E. Wagner und fünf Wesendoncklieder, ges. von Frau Tiana Gerstung.

Apsolba. Ortsgruppe des Bayreuther Bundes der deutschen Jugend. Am 10. 5. ward eine ernst-schöne „Gedenkfeier für Heinrich von Stein“ († 1887) erlebt. Der Leiter des Abends, Herr Dr. Günther Wahnes aus Weimar, hielt den einführenden Vortrag, den die Vorlesung der Erzählung „Die Entführten“ beschloß. Glieder der Weimarer Spielschar (Frl. Rienstädt, Hrn. Lehrer Klein, Lohse und Heinicke) brachten die Szene „Aus dem großen Kriege“ zur Darstellung. Die Feier klang aus im Violinkonzert von E. Wagner, gespielt von Hrn. Kammermusik H. Förste, am Flügel begleitet von Frl. Klauß, Weimar.

Bayreuth. Am 27. 3. veranstaltete die Ortsgruppe des R. W.-Verbandes deutscher Frauen zum Besten der Stipendienstiftung eine Aufführung von Shakespeare's „Was ihr wollt“, welche unter Anleitung einer begabten Kraft vom Fach, Hrn. K. Schmiß aus Nürnberg, von lauter Spielern aus bürgerlichen Berufen mit dem Eifer persönlicher Freude am Werk zu einer angenehm untheatralisch wirksamen Darstellung gebracht werden konnte. Humperdinck's reizende Musik, unter der künstlerischen Leitung des Hrn. Prof. Ernst Schmidt, brauchte sich hier durchaus nicht „fehl am Ort“ zu fühlen. Die Aufführung mußte wiederholt werden und brachte dem edlen Zweck einen guten Ertrag.

Berlin. Semesterbericht des Akad. R. Wagner-Vereins Berlin. Das Wintersemester 1926/27 stand unter dem Zeichen des schweren Verlustes, des im Sommer vorigen Jahres erfolgten Todes unseres unvergeßlichen Protektors Geheimrat Dr. Richard Sternfeld; der Verstorbene, der seit langen Jahren die Seele unserer Bestrebungen bedeutete und in guten und schlimmen Zeiten in unerschütterlicher Treue und Arbeitskraft unseren jungen Akademikern helfend und lehnend zur Seite gestanden hat, dünkt uns unersetzlich. Wir stehen in der vielleicht schwersten Krise unseres Vereins und bemühen uns mit Eifer wieder einen Rückhalt zu gewinnen in einer Persönlichkeit, die im Sinne des Verstorbenen fest und treu mit uns zusammengeht. Dazu gehört ein Idealismus, der heute nicht gerade häufig anzutreffen ist. Die Zeit schwerster wirtschaftlicher Nöte hindert jeden Höhenflug. Wir Berliner Akademiker merken das am meisten. Hier ist kein Pflaster mehr für deutsche Art, wenig Zeit mehr zur Selbstbesinnung, ein Strudel von Heße und Oberflächlichkeit überall, an der Universität selbst Mangel an jedem Interesse für unsere Ziele seit Jahren schon; 2 Mitglieder nur traten in unsere Reihen. So konnten wir bei alledem — jeder einzelne von Beruf und Studium schon zum Übermaß in Anspruch genommen — nur in beschränktem Maße unsere Abende aufrechterhalten. Einige Vortragsabende wurden veranstaltet, die aber trotz guten Willens keinen Anklang fanden. Wir tasten erst wieder nach einem Weg, der uns höherbringt. Der bisher beschränkte schien uns nicht der rechte. Von nun an bleiben nur noch wir Mitglieder und die nächsten Freunde des Vereins in Fühlung. — Im neuen Jahre ließ ein Erinnerungstag des A. R. W.-V.-Berlin, sein 40jähriger Geburtstag, eine Nichtachtung trotz schwerer Zeiten nicht zu. Er sollte in ernster, aber froher Feier begangen werden. Und so ist denn diese Feier am 23. Februar in den Räumen unserer alten alma mater — ich glaube, es sagen zu können — würdig und getreu unserer Tradition verlaufen. Besonderer Dank sei an dieser Stelle den Mitwirkenden ausgesprochen, die in uneigennützigster Weise sich zur Verfügung gestellt haben. Über die Einzelheiten der Feier berichtet das Programm, das wir nun folgen lassen: Vorspiel zu „Die Meistersinger von Nürnberg“ (Hanns Ldo Müller, Dr. Bernd Kühn), Ansprache des 1. Vorsitzenden Otto Albrecht Lewald, Erzählung der Waltraute aus „Götterdämmerung“ (Wera Klause-Nabitz), Walasjane aus „Siegfried“ (Wera Klause-Nabitz, Dr. R. Banasch), Chor: „Wach auf“ (Michaelikirchenchor), „Euch macht ihr leicht“ und Schlußansprache des Hans Sachs aus „Die Meistersinger von Nürnberg“ (Dr. Richard Banasch). Zu erwähnen, schmerzlich zu erwähnen ist an dieser Stelle die Interessenlosigkeit der Berliner Akademischen Jugend, die an diesem Abend so gut wie gar nicht vertreten war. —

Der Hörsaal unter unserem, in dem ein Vortrag Prof. Einsteins stattfand, war dagegen völlig überfüllt. — Umso mehr freuten wir uns, zwei Herren des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins Leipzig begrüßen zu können, die den Weg hierher an solchem Tage nicht gescheut haben, um uns die Grüße und Wünsche des Leipziger Vereines zu bringen. Einen alten Bayreuther sahen wir unter uns, der trotz seiner 70 Jahre mit freudigem Herzen kam, Kammer Sänger Julius Lieban. Der Künstler, der schon bei der ersten Ringaufführung in Berlin unter Angelo Neumann den Mime sang, ist allen Bayreuthern wohlbekannt. Seinen Erzählungen und Erinnerungen lauschten wir, als wir — Mitglieder und Freunde des R. W.-V. — nach der Feier in kleinem Kreise lange noch zusammensaßen. — Mit einer Mitgliederversammlung schlossen wir das Wintersemester. (cand. phil. Otto Lewald.)

Berlin. R. W.-Verband deutscher Frauen. Jahresbericht über 1926. Am 19. Febr. 1926 fand in den Festräumen unseres Vorstandsmitgliedes Frau Geheimrat Steintal ein sehr gut besuchtes Konzert unter Mitwirkung von Herrmann Schen statt, der die selten gehörte Winterreise von Schubert ergreifend vortrug. Als trefflicher Begleiter wirkte dabei der Pianist Rudolf Hauschild. Am 17. Mai 1926 veranstalteten wir als Vorseher des 50 jährigen Bestehens von Bayreuth im Hotel Esplanade einen musikalischen Tee, verbunden mit einer Ausstellung von Werken aus Hermann Hendrichs Meisterhand. In etwa 30 Gemälden wurden uns Gestalten aus den Ton Dramen des Meisters in ihren Haupthandlungen vor Augen geführt. Herr Hosprediger Richter hielt einen fesselnden Vortrag über Parsifal. Ingeborg Holmgren, Elli Sendler, Cornelis Bronsgeest und Walter Kirchhoff begeisterten durch ihre künstlerischen Darbietungen das äußerst zahlreich erschienene Publikum. Die Begleitung lag in den Händen des bekannten Bayreuther Kapellmeisters Hofmann; der Flügel war wie stets von der Firma Bechstein zur Verfügung gestellt worden. Allen, die uns durch ihre Kunst diesen Tag verschönt haben, sei an dieser Stelle nochmals gedankt. Infolge andauernder Krankheit der 1. Vorsitzenden mußte von weiteren Veranstaltungen, die bereits geplant waren, leider Abstand genommen werden. Die Ortsgruppe betrauert das Ableben zweier hervorragender Förderer ihrer Bestrebungen: des Geheimrats Prof. Dr. Gustav Roethe und des Geheimrats Prof. Dr. Richard Sternfeld. Beide haben sich, so oft wir ihrer bedurften, in selbstloser Weise, in den Dienst unserer idealen Pflichten gestellt und sich dadurch unser dauerndes ehrendes Andenken gesichert. An den Stipendienfonds konnten 1000 M. überwiesen werden, außerdem war es möglich, einige Künstler mit Unterstützungen zu bedenken und Eintrittskarten für einen Zyklus Vorstellungen in Bayreuth zu vergeben. (Frau Frieda Witte.)

Darmstadt. R. W.-Verband deutscher Frauen. Am 11. 4. Musikalische Vorträge von Frä. Renz (Geige) und Groß (Gesang, Schülerin des Hrn. v. Seljam), Hrn. Menges (Gesang, u. a. Gebet des Rienzi), begl. v. Frä. Menges. — 22. 5.: Morgenfeier: 1. Vortrag: „Ein Tag in Bayreuth“ (Persönliche Erinnerungen eines Festspielbesuchers). Herr Geheimrat Prof. Dr. Paul Ernst. 2. R. Wagner a) „Meine Ruh' ist hin“ (Frau Roefener), b) „Ach neige, du Schmerzreiche“ (Frä. Ehrhardt). 3. H. Wolf: a) „Zur Ruh', zur Ruh'", b) „Auf einer Wanderung“, c) „Du denkst mit einem Fädchen mich zu fangen“ (Frau Roefener). 4. Fontane: a) „Barbara Allen“, Wildenbruch: b) „Siegfrieds Blut“ (Frä. Ehrhardt). 5. Pfizner: a) „Ist der Himmel darum im Lenz so blau?", b) „Die Fischerkinder“, c) „Sonst“ (Frau Roefener). 6. Fontane (E. Riede): „Gorm Grynne“ (Frä. Ehrhardt). Am Flügel: Herr Kapellmeister Erich Riede.

Graz. W.-V. 1. 4. Im Vortragssaale des Obmanns Hrn. Architekt Hofmann: Senta und Daland, ges. v. Frä. Gisl Adam und Hrn. Otto Hanel, Lohengrin und Elsa, ges. v. Hrn. Dr. Wiespeiner und Frä. Adam, Gesang des Königs Heinrich, Hr. Dr. Hanel, Grals Erzählung, Hr. Dr. Wiespeiner, Gebet der Elisabeth, ges. v. Frau Opert- u. Konzertsängerin Lilly Schreiner. Die Klavierbegleitung: Frä. Lili Tlach u. Hr. Dr. Fiedler. — 23. 4. Vorlesung des Hrn. Görner über das Leitmotiv aus Gjellerup's Schrift über den „Ring“. 1. Akt der „Walküre“, Frä. Fontane, Herren Böhm und Dr. Bauer. Hans Sachs unter dem Flieder und Gespräch mit Eva, Hr. Dr. Bauer und Frä. Fontane. Klavier: Frä. Lotte Kloss. — 24. 5. Lieder- und Balladen-Abend. Arie aus Händel's „Rinaldo“, Lied der Magdalena aus Kienzl's „Evangelimann“, Frä. Albine Kloss, Gebet des Rienzi, Löwe „Der Fischer“, „Wanderers Nachtlied“, Hr. Dr. Wiespeiner, Kienzl, „Donaparte's Heimkehr“, Gedicht von R. Wagner, Hr. Reisinger, Löwe „Der späte Gast“, „Walpurgisnacht“, „Mutter an der Wiege“, Frä. L. Schreiner, Ballade der Senta, Frau R. Tübe, Löwe „Erkönig“, „Odins Meeresritt“, Hr. E. Schreiner. Dr. Alfred Schmidt als Begleiter trug auch Beethovens Cis moll-Sonate vor.

Hamburg. W.-V. 147. Ver.-Abd. 1. 4. Beethovenfeier. Ausführende: Anifa Matthaei (Kl.), Eva Hauptmann (Viol.), Margarete Franke (Ges.), Maria Merck (Kl.), Dr. F. Glage (Begleitung): F dur-Sonate für Kl. u. Viol., Lieder, F moll-Sonate,

Romanzen für Viol. u. Kl. — 148. Ver.-Abd. 22. 4. Deutsche Liedichter der Gegenwart (Schöck, Ella Wolde, Rosafius, Zilcher, Weismann, Georg Schumann). Ausführende: Ellen von Rönne (Ges.), Hermann Hoppe-Berlin (Kl.), Madelaine Kottenstedt-von Samson-Hannover (Viol.), Dr. F. Olage (Begleitung).

Hamburg. Ortsgruppe des Bayreuther Bundes der deutschen Jugend e. V. Im April erlebten wir zwei besonders bedeutsame Abende, die, so verschieden sie zu sein schienen, doch eng zusammenhingen. Am 9. April sprach unser Bundesvorsitzender, Herr Otto Daube, über die innere Arbeit unsres Bundes (s. dieses Stück). Herr Otto Daube spielte dann aus dem Parfaisal. — Am 28. April wollten wir zum erstenmal zeigen und zwar in einem „Romantischen Abend“, wie unsere einzelnen Schulgruppen arbeiten und hatten dazu in den Festsaal einer Schule Eltern, Freunde und Mitschüler geladen. Die musikalischen Darbietungen wurden von zwei Dichtungen und einer schwungvollen, kerndeutschen Ansprache eines Oberprimaners unterbrochen. Sämtliche Schulgruppen, bis auf die erst kürzlich gegründeten, beteiligten sich, jede bot nach Alter und Begabung der Schüler und Schülerinnen dar, was sie eben konnte, und in dem ersten Eifer lag für den warmherzigen Zuhörer ein wohlthuendes Ausatmen: Eine Jugend, die sich so eifrig mit unsrer herrlichen deutschen Kunst vertraut macht, gibt den festen, beglückenden Glauben an den Aufstieg unsres Vaterlandes. Die Vortragsfolge führte von Weber bis Wagner in vierhändigen Klavierstücken, Klavier mit Violine, Einzelspiel, Gesang und Chorgesang (über 30 Mädchen). Alle Mitwirkenden waren Mitglieder unserer Schulgruppen und unsrer Volkshochschulgruppe. Wie viel galt den Mitwirkenden dieser Abend, wie freundlich schauten die Lehrer und Lehrerinnen, die Führer unserer Schulgruppen drein, und wie begeistert nahmen die Eltern und alle Anwesenden den herzlichen Erfolg auf. Welches Verständnis, welche Zustimmung lag in dem mehrfach geäußerten, glücklichen Wort: „Mein Kind ist auch Mitglied in diesem Bund!“ Diese Freude zu erhalten, sie auszubauen, sei mit unsrer schönstes Streben. (Frau Martha Ottersbach.)

Heidelberg. Richard Wagner-Verband deutscher Frauen. 16. 5. Vortrag des Herrn Professor Dr. Hermann Güntert: Kundry, aus der Geschichte einer Sagengestalt.

Leipzig. Ortsgruppe des R. W.-Verbandes deutscher Frauen. 19. 1. Musikalische Veranstaltung gemeinsam mit dem Verein für Volkswohl unter gütiger Mitwirkung von Herrn Siegfried Wagner, welcher 3 ungedruckte Briefe seines Vaters an König Ludwig vorlas. Ferner Vorträge vom Orchester des Bayreuther Bundes deutscher Jugend unter Leitung von Herrn Otto Daube und Lieder und Duette aus Werken Richard und Siegfried Wagners, gesungen von Fr. Magda Schäfer und Hrn. Hans Fleischer von der städtischen Oper. — 20. 3. Teenachmittag im Hause des Herrn Hofrat Linnemann. Werke von Beethoven. Trios und Gesänge, ausgeführt von Frau Daniela Thode-Bayreuth (Klavier), Frau Kammerjängerin Emmy Krüger-München (Gesang), Herrn Konzertmeister K. Münch (Violine), Herrn Fritz Schertel (Cello) und Herrn Max Wünsche (Begleitung der Gesänge). J. A.: K. Stempel.

Magdeburg. Richard Wagner-Verband deutscher Frauen. 8. 6. Szenische Uraufführung in der Stadthalle auf dem Gelände der Deutschen Theater-Ausstellung Magdeburg 1927: Das Liebesmahl der Apostel. In Szene gesetzt von Walter Elschner, Hamburg. Musikalische Leitung: Hermann Henrich, Magdeburg. Ausführende: Der Magdeburger Lehrer-Gesang-Verein, der Magdeburger Männerchor, der Magdeburger Domchor, Fr. Käthe Richter (Laban-Schule) mit ihrem Bewegungschor, Solisten des Magdeburger Stadttheaters, das städtische Orchester. Vorher: Concerto Grosso F-dur v. G. F. Händel und Tedeum von Anton Bruckner. Musikalische Leitung: Hermann Henrich und Bernhard Henking, Magdeburg. Ausführende: Das städtische Orchester, der Reblingsche Gesangverein, der Magdeburger Männerchor und die Damen des Magdeburger Lehrer-Gesangsvereins; Solo-Quartett. — 9. 6. Hauptversammlung des R. W. v. d. Fr. in Magdeburg.

Wien. Akad. Wagner-Verein. 5. 4. Beethoven-Feier. Mitwirkende: Mena Töpfer-Kawinek (Konzertpianistin), Prof. Rudolf Malcher (Konzertmeister d. Wr. Symph.-Orch.), Richard Krottschak (Solocellist d. Wr. Symph.-Orch.). Festrede, gespr. von Hofrat Max Millenkovich-Morold, Ludwig van Beethoven: Klaviertrio B-dur, Sonate für Cello und Klavier G-moll, op. 5, Nr. 2, Sonate für Klavier Es-dur, op. 27, Nr. 1, Sonate für Violine und Klavier C-moll, op. 30, Nr. 2. — 11. 6. Wanderung zu den Beethoven-Gedenkstätten in Heiligenstadt und Grinzing unter Führung des Hrn. Hofrat Max Millenkovich-Morold.

Außerhalb der Vereine.

Berlin-Lichterfelde. Herr Prof. Dr. phil. W. Steuer wirkte für Bayreuth durch folgende Betätigungen: 1. Die Bedeutung der Bayreuther Richard Wagner-Festspiele. Evang. Gemeindeblatt für Berlin-Lichterfelde, 7. Heft Oktober 1924. 2. Das dramatische

Kunstideal Richard Wagners und seine Verwirklichung in Bayreuth. Vortrag in der Kulturgemeinde zu Berlin-Lankwitz, 21. November 1924. 3. Das Wesen des Richard Wagnerschen Dramas. Vortrag im Euckenbund zu Berlin-Lichterfelde, 1. Dez. 1925. 4. Worin besteht die nationale Bedeutung Richard Wagners? Vortrag in Arnstadt (Arnstädter Gesellschaft), 5. Dezember 1925. 5. Das 50 jährige Jubiläum der Bayreuther Bühnenfestspiele. Artikel im Steglitzer Anzeiger, 17. Januar 1927.

Berlin. 17. 5. Volkstümliches Konzert der Franz Liszt-Gesellschaft zum Besten ihres Hilfsfonds. 1. Sonate Es-dur in einem Satz, R. Wagner (Herr Werner Richter-Reichhelm). 2. a) „An Liszt“, Gedicht von Hans v. Wolzogen, b) „Über Richard Wagners Lohengrin“ von Fr. Liszt (Herr Walther Eggert, Bayreuth). 3. Zwiegesang aus dem 3. Akt „Lohengrin“ (Frl. Klepner und Erz. v. Krader). 4. Vier Stücke aus dem Zyklus: „Der Orchideengarten“ von W. Niemann (Herr Werner Richter-Reichhelm). 5. Lieder von Tschaikowsky und Wolf (Frl. Marg. Dreiheller). 6. a) Liszt's „Testament“, b) „Der traurige Mönch“, von Lenau-Liszt (Herr Walther Eggert-Bayreuth und Herr Werner Richter-Reichhelm). — Fritz Merseberg aus Jena wurde vom Verband der akademischen Musiklehrer Deutschlands aufgefördert, in Berlin bei der Reichstagung des „Bundes deutscher Musikerzieher“ am 9. 6. über „Richard Wagner in der Schule“ zu sprechen.

Stuttgart. Der Bund für Deutsche Kirche veranstaltete gemeinsam mit den Vaterländischen Verbänden am 24. März eine Gedächtnisfeier für Houston Stewart Chamberlain. 1. Präludium von Beethoven, 2. Lied von Beethoven „Der Tod“ (Nr. 3 der Gellertreihe), 3. Arie aus Kantate 161 von Bach „Komm du süße Todesstunde“ (Frau Dr. Klien, Dr. Klien), 4. Ansprache von Pfarrer Kappus „Chamberlains Leben“, 5. Cavatine aus dem Quartett Werk 130 von Beethoven für Violine und Klavier (Walter Schulz, Hans Brehne), 6. Rede von Pfarrer Kappus „Chamberlains Werk“, 7. „Im Treibhaus“, „Träume“ (Frau Bühler, Frau Dr. Franke).

Weimar. Wege zur Höhe über Weimar und Bayreuth, Vortragsreihe gehalten von Prof. Dr. Rob. Saitschik, 25., 27., 29., 30. April, 2., 3., 5., 7. Mai. Gesamthema: Menschenkenntnis und Lebenswahrheit auf Grund des genialen Kunstwerks: 1. Shakespeare und die Menschenkenntnis, 2. Fausts Erdenwanderung, 3. Richard Wagners Lebenswerk und der Sinn der Kunst.

Erster Jahresbericht der „Deutschen Richard Wagnergesellschaft“, Berlin.

Die „Deutsche Richard Wagner-Gesellschaft“ wurde am 13. Februar 1926 in Berlin gegründet. Ihre Aufgaben und Ziele sind: 1. Pflege des Bayreuther Werkes nach der musikalischen, dramatischen und weltanschaulichen Richtung hin; 2. Eindringen in die Werke der übrigen großen Meister in Dichtung, Ton- und Bildkunst, die im Geiste des Bayreuther Meisters gewirkt haben, sowie Förderung der jungen Talente, die in diesem Sinne emporstreben; 3. Unterstützung des Richard Wagner-Museums in Bayreuth; 4. Förderung der Bestrebungen zur Erhaltung der Bayreuther Bühnenfestspiele.

Dieser Zweck soll durch regelmäßige Vorträge und größere öffentliche Veranstaltungen, letztere möglichst gemeinsam mit den verwandten Vereinigungen, erfüllt werden. Wirtschaftliche Gewinnabsichten sind ebenso ausgeschlossen wie die Verfolgung politischer Zwecke. Erster Vorsitzender ist zurzeit Landgerichtsrat Dr. Jenne-Berlin.

Die Vereinigung trat erstmalig am 25. März 26 an die Öffentlichkeit mit einer Veranstaltung, in deren Mittelpunkt der Vortrag des Hofpredigers Oberpfarrer Richter-Reichhelm „Parsifal, die Krönung Bayreuths“ stand. Mitwirkende waren Rudolf Wähke von der Berliner Staatsoper und Pianist Werner Richter-Reichhelm mit Varietäten aus dem „Parsifal“. Am 4. Juni folgte ein zweiter Abend, zu dem sich Otto Daube, der Vorsitzende des „Bayreuther Bundes der deutschen Jugend“ mit einem Vortrage „Bayreuth und Weimar, zwei deutsche Kulturstätten“ zur Verfügung gestellt hatte. Zwei Mitgliedern der Berliner Städtischen Oper, die ihre Mitwirkung zugesagt hatten, war der erbetene Urlaub nicht erteilt worden: doch konnte diese Schwierigkeit durch die Liebeswürdigkeit überwunden werden, mit der Konzertfiancinen Helge Skjerna und Opernsänger Max Lorenz in die Bresche sprangen. Sie boten Lieder und Gesänge aus Siegfried Wagners „Heidekönig“ und „Sternengebot“ sowie Richard Wagners „Meistersinger“, während Werner Richter-Reichhelm das Vorspiel zu Siegfried Wagners „Bruder Lustig“ sowie Vorspiel und Erklärung aus „Tristan und Isolde“ beisteuerte.

Nach der sommerlichen Pause setzte die Winterarbeit am 28. Oktober mit einem großen Festabend zum 50 jährigen Bestehen Bayreuths ein. Das Berliner Sinfonie-Orchester spielte unter der besuenernden Leitung Siegmund v. Hauseggers die Ouvertüren

bezw. Vorspiele zum „Fliegenden Holländer“, „Lohengrin“, „Tannhäuser“ und zu den „Meisterfingern von Nürnberg“, sowie die Faust-Operette und das Siegfried-Idyll. Oberpfarrer Hofprediger Walter Richter-Reichhelm als hinreißender Redner zog geistvolle Parallelen zwischen dem Bayreuther Erlösungsprinzip und dem deutschen Zukunftsglauben. Der Abend war gemeinsam mit dem Akademischen Richard Wagner-Verein und dem Bayreuther Jugendbund (Ortsgruppe Berlin) veranstaltet worden. Die Frau Kronprinzessin und Prinz August Wilhelm wohnten ihm bei.

Es folgte am 23. November ein einfacher, aber überaus interessanter Vortragsabend. Geheimrat Prof. Dr. Oskar Fleischer sprach über „Altgermanische Musik“. Er zeigte, wie sich aus der Dreiklang-Tonfolge, wie sie die fast $3\frac{1}{2}$ Jahrtausende alte, kunstvolle Bronze-Lure enthielt, unsere gesamte heutige sogenannte weltliche Musik entwickelt hat, und wies nach, daß die Bestrebungen der Atonalen die Vernichtung dieses germanischen Tonsystems herbeizuführen drohten. Kammermusiker Ludwig Plag erläuterte die Darlegungen des Redners durch praktische Vorführung eines Luremodells.

Im Christmonat verzichtete die Gesellschaft auf einen eigenen Abend, um die Weihnachtsfeier der Ortsgruppe Berlin des Bayreuther Jugendbundes nachhaltig unterstützen zu können.

Einen starken Widerhall fand die 4. Veranstaltung am 21. Januar 27. Professor Dr. Goltzher-Rostock führte die ergriffene Zuhörerschaft in die seelischen Gründe des Tristanwerkes ein und spann feinsinnig und zartfühlend Fäden zu den vom Meister vertonten fünf Gedichten der Mathilde Wesendonck, die von Anna Graeve zum Vortrag gebracht wurden. Der unermüdete und begabte Werner Richter-Reichhelm leitete den Abend mit Vorspiel und Schluß zum Tristan ein und beschloß ihn mit Wagners Albumsonate As-dur.

Gemeinschaftlich mit dem Deutschen Sprachverein, Abt. Berlin, gab die D. R. W.-G. am 11. Februar 27 ihren 5. größeren Abend. Dr. Werner Schulze vom Sprachverein gab eine Studie über „Richard Wagners Sprach- und Dichtkunst“. In der anschließenden Gedenkfeier zum Todestage Wagners sang Dr. Bruno Völker Wotans Anklage aus dem 3. Walkürenakt und Amfortas' Klage aus dem 3. Parsifalakt. Erna Bugge sprach den Prolog zum Gedächtnis an Richard Wagners Todestag (von E. Tschirch), und ein Chor aus Mitgliedern des Berliner Sängervereins unter Leitung des Musikdirektors Max Eschke schloß den Abend weihend mit dem Requiem von Peter Cornelius. Werner Richter-Reichhelm begleitete alle Künstler am Flügel.

Die sechste und letzte größere Veranstaltung, die gleichzeitig Beethoven anläßlich seines 100. Todestages feierte, fand am 16. März 27 statt. Ein Vortrag des 1. Vorsitzenden, Landgerichtsrats Dr. Jenne, über „Wie ehren wir unsere deutschen Meister?“ wurde umrahmt von gesanglichen, pianistischen und rezitatorischen Darbietungen. Emmy Zimmermann-Klein sang Elsas Traum, die Sentaballade, sowie das Gebet der Elisabeth und den Gruß „Dich, teure Halle“. Erna Bugge sprach die Dichtung „Beethoven zum 100. Todestage“ (von E. Tschirch), und Erwin Hansche spielte am Ibachflügel Kompositionen von L. v. Beethoven.

Das Jahr schloß am 22. Mai, dem Geburtstage des Meisters, in Gemeinschaft mit dem Akademischen Richard Wagner-Verein und dem Bayreuther Jugendbund, mit feierlicher Kranzniederlegung am Denkmal Richard Wagners. Ein sich anschließendes zwangloses Beisammensein in den Räumen der Adelsgenossenschaft bildete die Überleitung zur Besichtigung einer Ausstellung des gewaltigen, aus 120 Steinzeichnungen bestehenden Nibelungenwerkes Franz Stassens unter Führung des Künstlers.

Aus der Mitgliederversammlung vom 28. Mai ist als besonders wichtig zu berichten, daß der Beitritt zur Arbeitsgemeinschaft der Richard Wagner-Verbände beschlossen wurde, unter voller Wahrung der eigenen Ziele und der Stellungnahme des Hauses Wahnfried.

J. A. Otto Tröbes.

Die Hauptversammlung des Allg. R. Wagnervereins in Bayreuth

findet statt am 21. Juli, vormittags 10 Uhr.

Viertes (Herbst-) Stück 1927.

Das Ausschließliche ziemt sich für das Große und Vornehme; lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Goethe.

Ein Schlußwort zum fünfzigsten Jahrgang.

Das Jahr klingt ab. Sein Tagwerk ist getan.
Ein halb Jahrhundert schwand. Bayreuth besteht.
Auch uns're Arbeit, Freunde, war kein Wahn,
der wertlos mit der flücht'gen Zeit vergeht.

Wie Viele, die mit uns vereint gewirkt,
sie ruhen schon, und tot nennt sie die Welt.
Sie sind nicht tot! Nicht, was die Tiefe birgt,
hier lebt es, was am Leben sie erhält.

Von Urzeit lebt es in der deutschen Art,
die Blätter mögen fallen Jahr um Jahr:
ein höchster Wipfel hat es offenbart,
der beut den Samen allen Zeiten dar.

Nein, nicht gefall'ne Blätter nur sind wir,
auch wir sind Samen, in die Zeit gestreut.
Der väterliche Wipfel blühte hier,
in unsrem Meister hier, hier in Bayreuth. —

Was ist Bayreuth? — Deutsch! — Das ist zweifellos.
Doch — „was ist deutsch?“ — Die Frage ward gestellt.
Wohl eine Arbeit, ohne Grenzen groß! —
Einjames Wunder steht es in der Welt.

Nicht nur ein schönes Bild habt ihr daran,
das die Kapelle der Erinn'ung schmückt.
Die Kraft, die baut aus Wurzeln gipfeln,
sie zu beleuchten — wär' es uns geglückt!

Wir haben uns um keinen Lohn bemüht,
und sei's entflattert Blatt, verklung'nes Wort:
lebend'gen Seelen ist das Licht erglüht. —
So leuchte uns're Arbeit fort und fort!

H. v. W.

Bayreuth — ein Ausblick.

„Die Wunde heilt der Speer nur,
der sie schlug.“ (Parsifal.)

1.

Als Richard Wagner sich Bayreuth als Stätte für sein Festspielhaus aussuchte, ging er von der Erkenntnis aus, daß die moderne Großstadt allen kulturerhaltenden und wahrhaft bildenden Schöpfungen feindlich gesinnt ist. Sagt er doch selber: „In Deutschland ist wahrhaftig nur der „Winkel“, nicht aber die große Hauptstadt produktiv gewesen. Was wäre uns von je von den großen Marktplätzen, Ring- und Promenadenstraßen zugekommen, als der Zurückfluß des dort durch „Gestank und Tätigkeit“ verdorbenen einstigen Zuflusses der nationalen Produktion? Ein guter Geist waltete über unseren großen Dichtern und Denkern, als er sie aus diesen Großstädten Deutschlands verbannt hielt. Hier, wo sich Roheit und Servilismus gegenseitig den Bissen des Amusements aus dem Munde zerren, kann nur wiedergekaut, nicht aber hervorgebracht werden. Und nun gar eben unsere deutschen Großstädte, wie sie unsere nationale Schmach uns zum Ekel und Schrecken aufdecken! Wie muß es einem Franzosen, einem Engländer, ja einem Türken zumute werden, wenn er solch eine deutsche Parlamentshauptstadt beschreitet, und hier überall, nur in schlechtester Kopie, eben sich wiederfindet, dagegen nicht einen Zug von deutscher Originalität antrifft?

Und nun diese ausgebreitete Nichtswürdigkeit wiederum von einer „allgewaltigen“ Tagespresse, vor welcher die Minister ihrerseits bis in die Reichskanzlei hinein sich fürchten, zum Vorteil von Staatsschuldenaktionären um und umgewendet, gleichwie um dem nachzuspüren, ob der „Deutsche“ wirklich, wie es Moltke gelehrt hat, einen Schuß Pulver wert sei? — Wahrlich, wer in diesen Hauptstädten nicht wiederum nur den „Winkel“ aufsucht, in welchem er etwa unbeachtet und nichts beachtend über die Lösung des Rätsels „was ist der Deutsche?“ ruhig nachzudenken vermag, der möge uns für würdig gelten, zum Ministerialrat ernannt und im Auftrage des Herrn Kultusministers gelegentlich auf das Arrangieren von hauptstädtischen Musikzuständen ausgeschiedt zu werden.“ Bezeichnende Worte!

Die Wahl Bayreuths für die Verwirklichung der letzten künstlerischen Pläne ist also für Wagner gleich dem entschiedenen Bruch mit seiner Zeit. Sah er doch ringsum die Symptome des Zerfalls, spürte er doch nur zu deutlich die Kräfte, die in gemeinsamer Arbeit jede Grundlage einer deutschen Kultur unterhöhlten. Bayreuth sollte nun die Keimzelle einer neuen deutschen Kultur werden. Nicht nur die Aufführung seiner Werke in dem eigens hierfür erbauten Festspielhaus sollte diese kühn erfaßte Idee verwirklichen helfen. Er gründete auch eine eigene Zeitschrift, die sich mit den brennenden Fragen

der Zeit in wahrhaft geistiger Weise d. h. in überzeitlichem Sinne auseinanderzusetzen, getrübe und verwirrte Begriffe klären und zugleich die kleine Schaar Gleichgesinnter sammeln und zu einer Einheit verschmelzen sollte. —

Das war von größter Wichtigkeit! Denn jedes Werk bleibt nur jung durch die dahinterstehende Idee. Nicht Moden gilt es in Bayreuth mitzumachen, wohl aber Wandlungen aus der Erkenntnis heraus, daß die Werke Wagners auch in hundert Jahren noch nicht ihre ideale Verkörperung auf der Bühne gefunden haben werden; bleibt doch zwischen dem inneren Bild des Schöpfers und der Verwirklichung auf der Bühne immer noch ein gar weiter Raum bestehen. Wirklichkeit und Vollendung decken sich ja nie. So sah man denn auch durch die Jahre in den Aufführungen in Bayreuth, das Bestreben, Wagners Werke immer deutlicher, immer unverhüllter zur Darstellung zu bringen. — Noch ist alles im Fluß. Ruhe kann es ja auf diesem Wege überhaupt nicht geben. —

Hinter der Tat der Festspiele aber steht die Idee Bayreuth, die der Meister von einer Anzahl Menschen getragen sehen wollte, die aus dem Geiste heraus Stellung nahmen zu den Erscheinungen der Zeit. Als er noch lebte, gab er selbst die tiefsinnigsten Beiträge zur Auseinandersetzung mit den Zerfallerscheinungen unseres Zeitgeistes. Wir wissen, wie wichtig die „Bayreuther Blätter“ ihm waren: Sollten sie doch allen, die innerlich ein Verhältnis zu seinen Werken hatten, die Augen offen halten. Er fühlte und erkannte die Not unserer Zeit zu tief. Jede Art von „Behagen“ war ihm in der Seele zuwider.

Dabei ist es das Wundervolle, daß er in all seinen Betrachtungen, auch wenn sie zeitlichen Erscheinungen galten, immer vom geistigen Mittelpunkt ausging, sich nie in naturalistisches Denken verlor. Vor allem lag ihm daran, die Übel zu heilen, die das deutsche Volk unterwühlten: „Lernt Deutschland und das deutsche Publikum kennen! da ist alles — alles — verloren! —“ Und ein andermal: „Wenn es noch Deutsche gäbe, so hätte schon dieses Werk (der fliegende Holländer) einen großen Eindruck machen müssen, denn es war ohne Vorgänger in der deutschen Oper. Aber es gibt keine Deutschen.“ In den letzten Jahren seines Lebens, wo er sich mit den tief dringenden Einflüssen, die alles Geistige im deutschen Volke zu vernichten drohten, auseinandersetzte, lernte er auch das Buch Gobineaus „Essai sur l'inégalité des races humaines“ kennen. Das Rassenproblem, das seitdem in den Vordergrund seines Nachdenkens trat, erfaßte er tiefer und geistiger als Gobineau. Immer mehr Menschen fühlten sich nun veranlaßt, sich mit dem Rassenproblem auseinanderzusetzen: ging doch der geistige Zerfall Deutschlands mit geradezu erschreckender Schnelligkeit weiter. Und heute sind wir so weit, daß uns nur der entschiedenste und innerlichste Standpunkt, wenn auch noch nicht Rettung, so doch Klarheit über die ganze verwickelte Lage verschaffen kann.

Was seit Wagner über die Rassenfrage geschrieben worden ist, entbehrt mehr oder minder des Tieffinns. Nur zu leicht verführt dieses größte Vorsicht und Gewissenhaftigkeit erfordernde Problem zu einem unheilvollen Naturalismus. Schließlich darf doch das „Blut“, auch als Idee aufgefaßt, nicht als das Primäre gelten. Wehe dem, der hier der Täuschung erliegt: Er versperrt sich den Weg zur Erlösung. Es ist für den leidenschaftslosen und gewissenhaften Betrachter geradezu traurig, zu sehen, zu welchen Trugschlüssen dann manche gelangen: jede geistige Erscheinung wännen sie, vom Blut aus beurteilen zu dürfen. Ist es zu verwundern, wenn dann auch Richard Wagner neben Sokrates, vom Rassestandpunkt angesehen, für untergeordnete Geister erklärt und abgelehnt werden? Mit Recht bemerkt daher Grunsky: „Dieser Weg führt stark bergab.“ Es muß betont werden, daß dieser Weg den wirklichen Weg nach Bayreuth nicht einmal kreuzt: Richard Wagner wäre der erste, der jede ungeistige Betrachtungsweise auf das entschiedenste abgelehnt haben würde. Hören wir seine Stimme:

„Fühlen wir unter dem Drucke einer fremden Zivilisation uns den Atem vergehen, und uns in schwankendes Urteil über uns selbst geraten, so dürfen wir nur in dem wahren väterlichen Boden unserer Sprache nach deren Wurzel graben, um sofort beruhigenden Aufschluß über uns, ja über das wahrhaft Menschliche selbst zu gewinnen. Und diese Möglichkeit, stets noch aus dem Urbronnen unserer eigenen Natur zu schöpfen, welche uns nicht mehr als eine Rasse, als eine Abart der Menschheit, sondern als einen Urstamm der Menschheit selbst fühlen läßt, sie erzog uns von je die großen Männer und geistigen Helden, von denen es uns nicht zu bekümmern braucht, ob die Schöpfer fremder, vaterloser Zivilisationen sie zu verstehen und zu schätzen vermögen; wogegen wir imstande sind, von den Taten und Gaben unserer Vorfahren erfüllt, mit klarem Geiste erschauend, jene wiederum selbst richtig zu erkennen und nach dem ihrem Werke innewohnenden Geiste reiner Menschlichkeit zu würdigen. So fragt und forscht denn der echte deutsche Instinkt eben nur nach diesem Rein-Menschlichen, und durch dieses Forschen allein kann er hilfreich sein, — dann aber nicht bloß sich selbst, sondern allem, noch so entstellten, an sich aber Reinem und Echten.“ Gewiß ist die Rassenungleichheit da, genau wie die Ungleichheit der sozialen Stände; die Beeinflussung der Rassen unter einander ist nicht zu leugnen — und doch sagt das alles im Grunde noch gar nichts. Gerade wenn wir mit Hans von Wolzogen wünschen, daß das „Blut wieder zu Ehren kommen soll um des Geistes willen“ ¹⁾, und somit im Blut mehr als „Blut“, nämlich den Träger der Basis für das geistige Leben erkennen, müssen wir doch vom Geiste aus die Regeneration des Blutes zu vollziehen suchen.

¹⁾ Hans v. Wolzogen: „Volk als Rasse“ (Deutschlands Erneuerung, Heft 9, 1926.)

Von der Untreue gegen das Geistige ging die Krankheit aus; durch den Geist einzig kann diese wieder geheilt werden. Oder kann wirklich von außen her eine tief in unserm Innern begründete Krankheit überwunden werden? Haben wir den „Parisfal“ nicht erlebt? „Die Wunde heilt der Speer nur, der sie schlug!“ — Glauben wir etwa, die Judenfrage z. B. wäre gelöst, wenn es keine Juden mehr gäbe? — Solange die Judenfrage nicht als Christenfrage erkannt worden ist, solange hat ihre Lösung für die Heilung der deutschen Volksseele absolut keine Bedeutung. Sind denn die sogenannten „Christen“ in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ besser als Shylock? — Sind sie denn überhaupt Christen? — Es gibt nur einen einzigen Christen in diesem von unerhörter Wahrheit und unerhörtem Wirklichkeitsinn erfüllten Drama, das sich täglich um uns abspielt — das ist Portia, der Shakespeare, dieser gerechteste aller Dichter, die wundervollen Worte in den Mund legt: „Dum, Jude, suchst du um Recht schon an, erwäge dies: daß nach dem Lauf des Rechtes unser keiner zum Heile käm: wir beten all um Gnade, und dies Gebet muß uns das Tun der Gnade auch üben lehren.“

Es ist eine verbreitete Tatsache, daß wir alle die verschiedensten Krankheitserreger in uns tragen und zwar auch die gefährlichsten. Zur schädlichen Wirksamkeit vermögen sie aber erst zu kommen, wenn wir nicht mehr widerstandsfähig, wenn unser Organismus geschwächt ist. Die Voraussetzung unseres Krankwerdens liegt also in uns selbst. Genau dasselbe spielt sich auch auf geistigem Gebiete ab, und zwar beim Einzelnen wie bei einem ganzen Volke. Wenn wir heute durch und durch krank sind, wenn wir der Heilung bedürfen, wie nie zuvor, dann ist es einfach unverantwortlich, wenn wir den Grund unserer Krankheit nur außer uns suchen. Erkennen wir uns selbst! das ist die erste Forderung zur Gesundung, die auch R. Wagner aufgestellt hat.

Wagner wäre der erste, der sich mit Abscheu von all dem Ungeistigen in den Rassetheorien unserer Tage abwenden würde. Er würde auch ein Schwert zwischen sich und jene legen, die heute die Rückkehr zu einem Wotankult predigen. Ein Mensch, der die „Götterdämmerung“ und den „Parisfal“ geschrieben hat, konnte nicht Anhänger einer Rassereligion sein, wie sie der sogenannte deutsche Neo-Paganismus darstellt. Hören wir, was Wagner über die brahmanische Religion sagt: „Sie hatte den einzigen Fehler, daß sie eine Rassenreligion war: die tiefsten Erklärungen der Welt, die erhabensten Vorschriften für Läuterung und Erlösung aus ihr werden heute noch von einer ungeheuer gemischten Bevölkerung gelehrt, geglaubt und befolgt, in welcher nicht ein Zug wahrer Sittlichkeit anzutreffen ist.“ —

Mit Recht sieht Wagner eine Regeneration der Rasse nur wirksam durch die wahre Ehe. Er hat einmal das Wort ausgesprochen: „Die Ehe heiligt nicht die Liebe, sondern die Liebe die Ehe.“ Die Grundlage eines wahrhaften Volkes erkennt er wie Goethe in der Ehe, jener Ehe, die aus Liebe geschlossen wird. Ihr gegenüber steht die Scheinehe, die aus

materiellen Vorteilen und allen möglichen Berechnungen heraus zustande kommt. Es versteht sich nun von selbst, daß bei einer vorherrschend materiellen Tendenz in einem Volke die wahre Ehe fast unmöglich wird. Wo sich zwei Menschen aus dem Geschlecht der Hundinge heiraten, können wir wahrhaftig nicht von Rasseveredlung sprechen, trotzdem Hunding — germanischer Abstammung ist. — Hier liegt die Wahrheit, der wir, soll wirklich eine Heilung kommen, mit vollstem Mut ins Angesicht sehen müssen. — Christen müssen wir werden, dann sind alle Fragen gelöst, auch die Rassenfrage! Glauben wir doch ja nicht, daß wir den Zerfall des deutschen Volkes auch nur um eine Sekunde aufhalten können dadurch, daß wir es rassenwissenschaftlich aufklären. Klären wir das deutsche Volk lieber darüber auf, wie der Einzelne zum Menschen werden soll; ist er dies geworden, dann ist er deutsch, dann kommt seine Ureigenart erst richtig zum Durchbruch. Wenn der Deutsche Christ ist, dann ist er in wahrhaftem Sinne Deutscher, dann hat er seine ursprüngliche Wurzel wieder gefunden, dann wird er sich auch auf seine irdische Heimat besinnen, dann bietet er giftigen Pilzen, heißen sie wie sie wollen, keinen Nährboden mehr. Es gab in den Reihen der Bayreuther Gemeinde Juden, die christlicher und Franzosen, Engländer und Italiener die deutscher waren als manche christlich und deutsch geborenen Anhänger Richard Wagners. Andererseits aber wird heute Bayreuth von den Deutschen und von der Regierung genau so im Stiche gelassen wie eh und je. Vergessen wir nicht, daß auch Bismarck gar kein Verständnis für Richard Wagner und für die Bayreuther Idee hatte, und daher wohl das deutsche Reich äußerlich, aber nicht innerlich zu einer Einheit geschmiedet hat. Das ist die Wahrheit: ihr müssen wir ins Gesicht schauen, wenn wir im Geiste Richard Wagners an der Zukunft Bayreuths arbeiten wollen. —

Bauen wir ja nicht auf den *homopoliticus*. — Von welcher Seite er auch kommen mag, der politische Mensch gehört einer ganz anderen Sphäre an. Sein Reich ist von dieser Welt! — Wenn Bayreuth wirklich eine lebendige Kulturstätte sein soll (es bedarf der intensivsten Arbeit, wenn es seine hohe Aufgabe erfüllen soll) dann müssen wir uns unbedingt der Sphäre Telramunds fern halten. Die Graubritterschaft wird vom Gral und nicht von der Politik, d. h. vom Tageswahn gespeist. Es hieße, sich den Boden unter den Füßen wegziehen, wenn man das nicht einsehen wollte. Und mag für den Augenblick eine bestimmte politische Richtung Bayreuth eine Stütze bieten, die Stunde kommt, wo alle politischen Richtungen sich selbst aufgeben und damit auch Bayreuth fahren lassen. — Früher oder später muß ein solches Zusammengehen mit der Politik sich rächen. Wotan steigt nicht unbefleckt in die Höhle Alberichs! — Halten wir uns doch an die Werke des Meisters. Sie sind wahr, sie sind wirklich, wirklicher als die wahnvolle Realität der politischen Menschen! — Wenn Bayreuth aus seinem Geiste heraus wirkt, dann hat es Bestand und sammelt eine Gemeinde um sich, die

zwar unsichtbar, aber stärker ist als alle äußeren Gemeinden. Parteien vergehen, Staatsformen wechseln. Nichts hat Bestand, als was aus dem Geiste geboren ist: nur dieser überdauert alles und bleibt lebendig. Das ist kein fahler, wirklichkeitsfremder Idealismus. Wir müssen die Welt sehen wie sie ist: gerade deshalb aber dürfen wir auf sie bauen. Es gibt ungeschriebene Gesetze, die weit mächtvoller sich auswirken, als alle geschriebenen und sichtbaren. An jene müssen wir uns halten. Mag für den Augenblick der äußere Stand Bayreuths noch so schwer sein: der Glaube an den Geist und die hingebungsvolle Arbeit am Werke des Meisters wird es retten.

2.

Der fünfzigste Jahrgang der Bayreuther Blätter geht zu Ende. Was wird aus ihnen? — Brauchen wir sie noch? — Lebte Richard Wagner heute unter uns, er würde erschrecken, wenn er sähe, in welchem Maße seine Prophezeiungen über den Verfall der europäischen Kultur in Erfüllung gegangen sind, bis zu welchem Grade auch Deutschland sich in geistigem Zerfall befindet. Und er würde heute mit der größten Entschiedenheit einen kleinen Kreis von Menschen um sich sammeln, welche die Idee Bayreuth lebendig in sich trügen, und ihr Ausdruck zu geben vermöchten. — Wir bedürfen unbedingt neben dem sichtbaren Festspielhaus eines unsichtbaren Tempels, der dem Geiste Richard Wagners gälte. — Heute wo man in der sogenannten „gebildeten“ Gesellschaft schon durch das ernsthafteste Ausprechen von Wagners Namen nicht mehr „ernst genommen“ wird, wo bereits auch Beethoven sich eine bedenkliche und jedem wahrhaft künstlerischen Gefühl, jeder wahrhaft geistigen Einstellung hohnsprechende Degradierung gefallen lassen muß — die letzte Gedenkfeier ist, genau gesehen, eine Begräbnisfeier — heute bedarf Bayreuth, mehr denn je einer Anzahl im Sinne Wagners rein geistig eingestellter, die Wahrheit verkörpernder, zu den Strömungen unserer Zeit von einem überzeitlichen Standpunkt aus Stellung nehmender Menschen. Mit Träumen ist heute weniger denn je getan. Selbst die vorzüglichen Aufführungen von Wagners Werken in Bayreuth allein haben noch keineswegs den gewollten Einfluß; nur zu viele begnügen sich bloß mit ästhetischen Anregungen. Der Ernst der Lage tritt aber heute an die Besten mit der gebieterischen Forderung heran, sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit für eine Erneuerung deutscher Kultur von dem Mittelpunkt Bayreuths aus einzusetzen. Wenn auch die Lügenhege gegen Bayreuth seit Wagners Zeiten nie zur Ruhe gekommen ist — eines Tages wird die Wahrheit doch siegen. Dann heißt es in völliger geistiger Reinheit dastehen. Drum ist die Mahnung berechtigt: Fort mit allem, was Vermaterialisierung des Geistes bedeuten könnte! — Fort mit einer Vermischung von Sphären, die sich für die Idee Bayreuth nur tragisch auswirken muß. Bayreuth und

Politik sind zwei Dinge, die niemals zusammen gehören. Es gibt keine politische Gruppe in ganz Deutschland, die irgend etwas mit Bayreuth zu tun hätte. Das muß mit völliger Klarheit um Bayreuths willen ausgesprochen werden. Entweder wird Bayreuth vom Geiste aus gehalten: dann steht es fest mit allen, die im Glauben an den Geist ausharren; oder es paktiert mit einer Zeitströmung, dann wird es mit dieser vom Geiste aufgegeben. Vor allem keine Kompromisse. Der stete Kampf der Wenigen die dem Geiste dienen, muß darum gehen, Bayreuth im Sinne des Meisters als eine kultur-bildende Stätte rein zu erhalten.

Um diesem Kampfe Ausdruck zu geben und eine geistige Gemeinde zu sammeln, hat einst Wagner die „Bayreuther Blätter“ gegründet. Wir brauchen sie heute nötiger denn je. Wir möchten ihnen vor allem auch eine größere Grundlage wünschen, damit sie zu einer viel weiteren Wirkung gelangen. Es liegt etwas Tragisches darin, daß sie dazu nicht gelangt sind. Es ist Hans von Wolzogen nicht genug zu danken, daß er sie unter den obwaltenden schwierigsten Umständen wenigstens am Leben zu erhalten vermochte. Was aber, wenn er einmal die Feder niederlegt?

Es wäre ein großer Fehlschluß, wollte man annehmen, daß mit den Festspielen der Idee Bayreuth Genüge getan wäre. Tatsächlich steht es heute so um unsere Generation, daß sie keine tiefere Einstellung zu den Werken Wagners (wie auch zu denen der andern genialen Geister) hat und im besten Falle von der ästhetischen Seite an sie herantritt. Dann aber — darüber müssen wir uns klar werden — haben sie ihre Wirkung verfehlt. Denn ihre eigentliche Wirkung liegt ja in der inneren Regeneration des Menschen. Hinter ihnen steht eine geistige Wirklichkeit, die realer ist als die greifbarste Realität. Sie sind aus tiefster Welt *schau* entstanden und haben die Kraft, wieder eine Welt-Anschauung zu bilden.

Wir sprechen heute leicht hin von Weltanschauungen, ohne uns zu vergegenwärtigen, was für eine ungeheure Wirklichkeit hinter diesem Worte steht. Ist doch Weltanschauung nichts philosophisches, auch nichts dogmatisches und theologisches. Nein, in ihrem tiefsten Sinne, ist sie das Lebendigste, was man sich denken kann. Ohne eine Weltanschauung gibt es für den geistig orientierten Menschen keine Beziehung zu dem Mittelpunkt des Daseins. Weltanschauung heißt die Welt vom Geiste aus schauen, nicht mit romantischen Impressionen oder gar naturalistischen Tendenzen. Was gerade Wagners Weltanschauung eigentümlich ist, ist ihr christlicher Gehalt, wobei das Wort christlich wiederum nichts theologisches ausdrücken soll. Der christliche Mensch schaut die Welt in ihrer letzten Tiefe. Für ihn gibt es keine Verbrämung der Wirklichkeit, keine Romantik irgendwelcher Art. Christliche Weltanschauung, wie sie hinter Wagners Werken, die ja auch das Ende der romantischen Periode bedeuten, vom „Holländer“ bis zum „Parsifal“ steht, bedeutet: die Welt im Geiste der *Wahrheit* schauen.

Um die Wagnerschen Werke ihrem geistigen Gehalte gemäß wirken zu lassen, braucht es Menschen, die eine congeniale Einstellung zu ihnen haben. Diese Schöpfungen müssen in ihrer ganzen Geistigkeit und aus ihrer Geistigkeit heraus erfasst werden. Sie verlangen auch Zuhörer, die darauf vorbereitet sind, denen die Gnade werden kann, durch das Erleben ihrer Wirkungen lebend zu werden für ihr ganzes Leben.

Darum brauchen wir einen unsichtbaren Tempel, wo dem Geiste der Wahrheit und damit dem Geiste der Werke Wagners am besten gedient würde. Darum brauchen wir Geister, die die geistige Atmosphäre reinigen und hellen. Wir brauchen wieder eine — wenn auch nur kleine einheitsliche Gemeinde, die außer der Festspielzeit durch die „Blätter“ verbunden bliebe.

Machen wir uns klar, daß wir vor ein Entweder — Oder gestellt sind. Dieses Entweder — Oder bedeutet: innere Regeneration Bayreuths unter Zusammenfassung der lauterer geistigen Kräfte Deutschlands, die aus dem Glauben an den Geist wirken. Dann ist Bayreuth fundamentiert. Auch materiell. Oder: Bayreuth schließt wie Wotan Verträge mit dem Reiche der Mitte, wo Fasner Herr ist. Dann können wir es noch erleben, daß aus einer Kulturstätte, wie sie Deutschland nur einmal besessen hat, eine amerikanische Aktiengesellschaft wird, — und daß anstelle der Gralsritter Fasner zum Hüter des Grals sich aufwerfen wird. So ist die Wirklichkeit, so sieht sie unverbrämt aus.

Bedenken wir doch, wo die Ur-Sache, wo das Grundübel unseres gegenwärtigen Befindens zu suchen ist! — Wagner wußte, warum ihn der materielle Aufstieg des neuen deutschen Reiches nur mit größter Besorgnis erfüllte! — Sah er doch, wie das deutsche Volk, im Verlangen nach Macht, sich selbst immer mehr entfremdete, wie der im deutschen Geiste wurzelnde Mensch immer mehr ausstarb! Immer breitere Schichten des Volkes gaben sich der Veräußerlichung hin. Immer flacher wurden die Anschauungen, bis schließlich das Volk, welches die genialsten Künstler aller Zeiten hervorgebracht hatte, durch Namen wie Haeckel vertreten wurde. Der Geist wurde in dem Maße geächtet, als das äußere Wohlbehagen gepflegt wurde. Mußte da das deutsche Volk nicht notgedrungen krank werden? — Mußte es nicht zum Nährboden für alle möglichen Arten giftiger Schmarotzer werden? — Suche es daher die Schuld nicht außer, sondern bei sich selbst! Das Schlimmste war die Vermischung deutschen Geistes mit fremdem Ungeist! — Hier haben wir die Sonde anzusetzen! — Vom Geiste aus muß die Gesundung kommen. Das deutsche Volk muß durch sein Inferno hindurch, um selbst-geläutert, wieder in reinere Höhen emporzusteigen, um durch die Sühne an dem Geiste verrat, endlich wieder deutsch zu werden: „Die Wunde heißt der Speer nur, der sie schlug.“ —

Das Werk Wagners hat die hohe Aufgabe, dieser inneren Erhebung und Läuterung des deutschen Volkes zu dienen. Das wollte Richard Wagner mit Bayreuth.

Robert Bosshart.

Ludwig Schemann.

Zu seinem 75. Geburtstage.

Von Gerichtsassessor Dr. Hermann Bohnacker aus Balingen i. Württ.

„Die Geschichte der Welt ist die Lebensgeschichte großer Männer.“ Dies ist das Bekenntnis Thomas Carlyles, eines der großen Vertreter nordisch-heldischer Lebensauffassung, dessen Weisheit noch lange nicht von uns ausgeschöpft ist. Das Erkennungszeichen des Helden ist ihm, „daß er durch den Schein der Dinge hindurch in die Dinge selbst hineinsieht.“ — Die Tiefe und Größe der heldischen Persönlichkeit und ihres Schaffens festzuhalten hat sich der Biograph zur ganz besonderen Aufgabe gesetzt. Ihre klassische Erfüllung bedeutet die Wiedergabe eines Stückes Weltgeschichte. Sie leuchtet in die überzeitlichen Zusammenhänge ihres Geschehens hinter das äußere Bild der Dinge. Sie kündigt die Geheimnisse der Führer von Völkern und Nationen. Sie offenbart die Werte und Werke, welche diese Gestalten der Menschheit hinterließen. Sie mehrt die Macht ihres Beispiels und Vorbildes. Und endlich, wenn die Arbeit des Biographen die höchste Vollendung erfährt, ebnet sie ihrem Helden den Weg in die Herzen der kommenden Geschlechter, trägt sie seine Idee von der Vergangenheit in die Zukunft und wirkt mit am Baue der werdenden und reisenden Kulturen. Sie dient selbst im Geiste des Helden und ist ein Opfer im Sinne seiner Sendung.

Zu den größten Biographen, die in solchem Ausmaße Werke von bleibender Bedeutung geschaffen haben, gehört der Freiburger Professor Ludwig Schemann. Drei Namen großer Gestalten, die unendliche Werte hinterlassen haben, sind auf diesem Gebiete unauslöschlich mit dem seinigen verknüpft: Graf Arthur Gobineau, Paul de Lagarde und Luigi Cherubini. Er ist ihr Verkünder in der modernen Welt geworden.

In der Zeit der allgemeinen Demokratisierung und Materialisierung der Kulturen und des abendländischen Denkens, der zunehmenden Herrschaft des Gleichheitsgedankens und der Verwischung der Differenzierungen der Menschheit, in der Zeit des Versinkens konservativer Werte und des Schwindens aristokratischer Gesinnung, der Wandelung des inneren und äußeren Gesichtes der europäischen Völker hat L. Schemann in stiller, entsagungsvoller Gelehrtenarbeit das Bild und die geistige Tat der Erscheinung Gobineaus der Vergessenheit entzogen. Wie einen Damm stellte er diesen „großen konservativen Genius des neunzehnten Jahrhunderts“ dem unaufhaltbaren Strome der nivellierenden Mächte der Zeit entgegen. Wenn trotz des gewaltigen Überhandnehmens dieses Zeitgeistes wieder begonnen werden konnte, eine neue Welt aufbauender Werte zu begründen, und wenn

wir heute den Ausbruch zu ihr aus vielen Zeichen erkennen dürfen, so gebührt der Geistesarbeit L. Schemanns nicht zuletzt ein Verdienst hierfür. Dieses hat in seiner Haupttrichtung der bekannte Rassenforscher Dr. H a n s G ü n t h e r am Eingang seines Buches „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen“ in treffenden Worten gerühmt, die darum an dieser Stelle nicht fehlen sollen. G ü n t h e r schreibt dort:

„Zur Selbstbesinnung des Nordischen Gedankens gehört immer die Erinnerung an die Jahre 1853—55, in denen Graf Arthur Gobineau (1816—82) sein Werk „Essai sur l'inégalité des races humaines“ erscheinen ließ — das Werk, welches als erstes auf die Bedeutung der nordischen Rasse für das Leben der Völker indogermanischer Sprache hinwies. Für den Rassengedanken, insbesondere den Nordischen Gedanken, bleibt Gobineau „der große Vorkämpfer“ (Eugen Fischer) und somit der Nordischen Bewegung eine mit Ehrfurcht betrachtete Gestalt.

Die Nordische Bewegung wird sich daher immer des Mannes erinnern, der Gobineau und dessen Gedankenwelt vom Vergessenwerden eigentlich gerettet hat, durch den die fast ein halbes Jahrhundert schlummernden Gedanken des Großen wieder erweckt und zum ersten Mal in ihrer Bedeutung verkündet worden sind: mit Recht durfte L u d w i g S c h e m a n n (geb. 1852) einen Teil seiner Lebensgeschichte „Lebensfahrten eines Deutschen“ (1925) überschreiben: „Der Feldzug für Gobineau.“ 1894 gründete Schemann die Gobineau-Vereinigung. In den Jahren 1898—1901 erschien Schemanns Übersetzung „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen.“ Die Jahrhundertwende muß so als der eigentliche Beginn eines Auflebens des Rassengedankens bezeichnet werden; und in der Tat ist der Rassengedanke, vor allem der aus ihm sich klärende N o r d i s c h e G e d a n k e, ein recht eigentlich über die Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts hinausweisender neuer Gedanke“

Nach dem furchtbaren Erleben des Weltkrieges sind viele der Besten wissend geworden. Ein geistiger Führer, dem Schemann in seinen „Lebensfahrten“ warme Worte widmet, M o e l l e r v. d. B r u c k hat dieser Empfindung in dem Urteil Ausdruck verliehen: „Wenn wir heute wieder von Rasse sprechen, dann tun wir es mit dem Bewußtsein, daß es dieses Mal um Sein oder Nichtsein geht.“ Vor dem Weltkrieg sei die Rassentheorie in verhängnisvoller Weise das geblieben, was ihr Name besagte. Dann folgt ein Bekenntnis zu Gobineau, das beweist, wie tief die Rassenidee als geistiger Wert in die Herzen dieser jüngeren Generation eingedrungen ist. „Wir müssen bis zu Gobineau gehen, um Rasse im M y t h o s begriffen zu sehen. Der Mann, der zum ersten Male über Rasse nachdachte, sprach bis heute auch das letzte Wort über Rasse aus, und er ist sogar mit seinen Irrtümern immer

noch wahrer gewesen als alle Forschungsergebnisse, die seine Rassenanschauung hinterher ergänzt haben. Gobineau stellte die Ungleichheit der Rasse fest, die leibliche Ungleichheit, die geistige Ungleichheit, und schnitt damit an der Wurzel den Gedanken ab, daß die Menschheit bis ins Unendliche vervollkommnungsfähig sei. Er, der alle Größe auf Rasse zurückzuführen lehrte, schnitt damit den Fortschrittsgedanken ab, der immer wieder die Menschen narrt. Das war sein Rassenpessimismus. Aber er konnte damit nicht die Möglichkeit abschneiden, daß Rasse sich immer wieder aus dem Mythos erneut, der genau so ewig ist, wie die Natur, und wie das Gedächtnis von Völkern, die sich ihrer Rassenherkunft bewußt bleiben" (aus dem „Gewissen“ N. 14 Jahrg. 1924). Dieser Mythos war es, der R. Wagner seine Bühnengestalten eingab. Er hat in den Weibefestspielen seine einzigartige Verkündung erfahren. Gobineau hat ihn in seiner großen Heldendichtung „Amadis“ künstlerisch gestaltet. Er schließt die von Schemann wiedergehobenen Schätze der Geisteswelt Gobineaus und die Reichtümer des Bayreuther Gedankens zu einer höheren Einheit zusammen. In seiner Gobineau-biographie hat Schemann diese ideelle Gemeinsamkeit meisterhaft geschildert. Wir erfahren aus ihr von dem wunderbaren Symbol, daß Gobineau mit dem Meister in Freundschaft verbunden war und die Stunden, die er in Wahnsried verlebte, zu den glücklichsten seines Lebens zählten. So konnte er auch am 29. Juli 1881 an Frau Cosima Wagner schreiben: „Je vous assure qu'il n'y a pas un Bayreuthois plus fidèle que moi". Dort im Bayreuther Kreise ist auch Schemann selbst eine Begegnung mit Gobineau zuteil geworden.

Eine Darstellung der gesamten Arbeit Schemanns für Gobineau ist in diesem Rahmen nicht möglich. Schemann hat sie selbst geschildert in seinen „Lebensfahrten“ und in seiner Schrift „25 Jahre Gobineau-Vereinigung 1894—1919.“ Sie beruht nicht bloß in der zweibändigen meisterlichen Biographie sondern u. a. auch in den großen Übersetzungsarbeiten des „Versuchs über die Ungleichheit der Menschenrassen“ und der „Renaissance“.

In der Lebensbeschreibung tritt Gobineau vor uns nicht nur als Erwecker des Rassengedankens. Er ist vielmehr eine universelle Gestalt. Als namhaften Staatsmann, als bedeutenden Forscher (Orientalist, Anthropologe, Ethnologe, Historiker), als Übersetzer, als Philosophen, als bildenden Künstler und unvergänglichen Dichter — er ist „der französische Schiller“ genannt worden — hat ihn Schemann gewürdigt. Und mehr als dies: sein heldisches Menschentum, die Ideale seiner Seele, die Verkörperung der christlich-germanischen Weltanschauung in seiner Gestalt, seine Verbindung mit der deutschen Geisteswelt, das Repräsentative und die Aristokratie seiner Persönlichkeit wußte Schemann über alle seine Leistungen herauszuheben und Gobineau so in seiner Gesamterscheinung als einen der edelsten, unsterblichen Träger des Rein-Menschlichen der Mit- und Nachwelt zu offenbaren.

In seinem Buche „Lebensformen“ spricht Eduard Spranger von der wissenschaftlichen Methodik und der künstlerischen Formung in der biographischen Arbeit. Er meint, heute fehle es vielfach an dem klaren Bewußtsein der Aufgabe. Er erklärt dort: „Es genügt nicht, das Leben eines Menschen zu erzählen: man muß ihn verstehen, man muß in das Gesetz seiner inneren Struktur eindringen. Erst in Beziehung auf sie empfangen seine Schicksale „Sinn.“ Demgemäß muß jede biographische Forschung zuletzt gerichtet sein auf den Mittelpunkt der darzustellenden Persönlichkeit, auf ihr Bildungs- und Entwicklungsgesetz. Wir besitzen nicht viele Werke, in denen dies schon geleistet wäre.“ (S. 392 f.) Spranger hätte dort gerade auf Schemann hinweisen können, der dieser Forderung in schönster Weise gerecht wurde. Schemann vermochte dies, weil er in das innerste Gefüge der Welt Gobineaus eingedrungen war. Er konnte dies aber auch nur deshalb, weil er in umfassendsten, bewundernswerten Studien die historischen Unterlagen für seine Darstellung beschaffte. Er hat nicht wie so mancher der modernen Schriftsteller seine Arbeit in hastigem Wurf verrichtet. Eine Geistesarbeit von einem Menschenleben steckt hinter der Wiedererweckung Gobineaus, hinter der Biographie und den in sich geschlossenen großen Ergänzungsbänden: „Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des *Essai sur l'inégalité des races humaines*“ (1910) und „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus“ (1. Band 1913 — 2. Bd. 1920). Diese sind die reinsten Fundgruben kulturhistorischer Materialien. Zusammen mit der Biographie ergeben sie ein großgefaßtes Kulturgemälde der Epoche, in welcher Gobineau schuf. Im Hintergrunde stehen seine Zeit, ihre Tendenzen, ihre Geistesrichtungen, ihre Menschen, ihre Entscheidungen vor uns, kurz ein Stück Weltgeschichte. So hat Schemann die andere Forderung Sprangers verwirklicht, daß über das Eindringen in die Seele, die Ideengänge, die Struktur, die innere Formungskraft und das Wesenhafte des Charakters der geschilderten Persönlichkeit „das empirische Material“ nicht zurücktreten dürfe. „Beides muß ständig aufeinander bezogen werden, bis zu dem Grade, daß die Auswahl der Einzelzüge immer durch den strukturellen Zusammenhang, für den sie bedeutsam sind, bedingt ist und daß der strukturelle Zusammenhang erst nach sorgsamster Verwertung des historischen Tatsachenbefundes ausgesprochen werden kann.“ Diese „Methode der wechselseitigen Aufhellung“ ist von Schemann in klassischer Weise erfüllt worden. Soviel sei von der formalen Gestaltung seiner Arbeiten gesagt.

Dieselbe Methode hat Schemann auch bei der Abfassung seiner beiden anderen großen biographischen Werke über Lagarde und Cherubini beobachtet. In tiefster deutscher Notzeit gab er sie in die Hände des deutschen Volkes. Auch sie sollten ihm Führer werden zu den geistigen Quellen, aus denen die Kraft zur Überwindung der Zerbrechung seines Wesens geschöpft werden

kann. So waren sie gedacht. So sind sie hinausgegangen und sprechen zu der Seele eines Volkes, das der Überfremdung erlegen ist und sich dem Siegeszug westlicher demokratischer Formen der Anschauung und materialistischer Inhalte der Lebenserfassung ausgeliefert hat. Diese Tatsache ist der innerste Grund, weshalb wir den Weltkrieg verloren. Lagarde, dessen hundertster Geburtstag in diesem Jahre gefeiert wird, zählt zu den wenigen Männern, die dem Reiche Bismarcks, der von ihm geeinten Nation, zu der äußeren Einheit die deutsche Seele erwecken wollten. Der Nation dieses neuen Staates wollten sie ein wesenstreuendes geistiges Gemeinschaftsbewußtsein aus den tiefsten Grundkräften der eigenen deutschen Art verleihen. Sie wußten, daß die deutsche Nation ohne ein solches Ethos eine Schicksalsprüfung nicht werde bestehen können. Dieses Bemühen brachte Lagarde hauptsächlich in seinen „Deutschen Schriften“ zum Ausdruck. Es geht in derselben Richtung wie das von R. Wagner, Hans v. Wolzogen, Lienhards und des Rembrandtdeutschen Langbehn in ihrem Lebenswerke. Der Sieg blieb ihnen versagt. So war der Zusammenbruch in dem Weltkriege unausweichlich. Umso gewaltiger ragte in dieser Notzeit die Prophetengestalt P. de Lagardes auf, des Ründers der deutschen Sendung, des Sehers unseres Schicksals, des großen religiösen Denkers. Seine Reformideen, seine pädagogischen Lehren, seine politischen Ideale waren geistige Werte, nach denen die suchenden und der deutschen Art treugebliebenen Menschen in der Zeit der Nachkriegswirren wie nach einem rettenden Anker griffen. Die „Deutschen Schriften“ erlebten eine Neuauflage.¹⁾ Schemann war es, einer der Aufrechten der älteren Generation, der diesem Suchen entgegenkam und der Nation Lagarde als geistigen deutschen Führer, als um unsere Zukunft ringende Kämpfergestalt in seiner Biographie zuführte. Einsam war Lagarde in seinem Leben seine Wege gegangen als einer der größten Gelehrten, den Deutschland besessen hat. In seinen Anschauungen an die letzten Romantiker anknüpfend wurde er, wie so mancher von ihnen, zum Vorläufer und Wegweiser unserer heutigen nationalen Bewegung. Nur Schemann, der noch durch Schaffen und Erleben mit der Zeit dieses Mannes und mit ihm selbst verbunden war, konnte ihn in seiner Totalität und in den Einzelzügen seines Wesens und Schaffens lebendig unserem Volke wiedergeben. Er unterließ es dabei nicht die geistigen Strömungen der Zeit Lagardes, mit denen dieser sich auseinandersetzte, in interessantester Weise sachkundig zu umreißen. Bei der Darstellung Lagardes leitete ihn in besonderem Maße eine Erkenntnis, die später einmal unabhängig von Schemann der weitblickende Philosoph Max Scheler treffend dahin umschrieben hat „Nie wurde ein neuer und besserer Geist der Politik aus

1) Erschienen im Verlage J. F. Lehmann in München, zwei Bände geh. je 5 M., geb. je 7 M. in Ganzleinen. Der erste Band enthält die „Deutschen Schriften“; der zweite Band „Ausgewählte Schriften“ als Ergänzung aus sonst schwer zugänglichen Aufsätzen und Werken.

der politischen Sphäre selbst geboren. Immer ist dieser Geist entstanden aus etwas, das über, hinter der Politik war: aus Religion, Gesinnungs-, Lebensreform, wie der Geist der Männer der „Freiheitskriege“ („Christentum und Gesellschaft“ I. S. 56). Schemann wußte, daß Lagarde einer der Männer sein werde, aus deren Werken die geistigen Kapitalien für die Rettung unseres Volkes in solchem Sinne gehoben werden könnten.

Eine reinigende und erhebende Macht ureigenster Art ist uns Deutschen die Musik. Sie ist in Schemanns Leben eine Wurzel seiner Schaffenskraft. Nichts ist begreiflicher, als daß sie ihm in den Zeiten des nationalen Zusammenbruches und Niederganges mehr als je bedeutete. Cherubinis große Kunst wurde ihm da zum Tröster. Hören wir was Schemann selbst sagt:

„Durch alle Nebel und Finsternisse der Zeit hindurch ist seine leuchtende Gestalt immer wieder übermächtig vor mich hingetreten, eine Innenwelt tat sich mir in ihm auf, welche die immer abstoßendere äußere mit all ihrem Spuk verscheuchte und mir fernhielt. Ihm danke ich es, daß ich in dem täglichen Begegnen mit ihm, im Ausblick zu seinem wundervollen Schaffen, vor der leiblichen und seelischen Vergiftung durch die aus der Weltlage immer wieder erwachsende Bitternis, vor dem Ersticken in Ekel und Verachtung bewahrt worden bin. Aber des alles würde ich doch recht froh erst werden können, wenn es für andere ein Symbol und ein Beispiel, wenn Cherubini möglichst vielen das würde, was er mir in den schlimmsten Tagen der deutschen Geschichte gewesen ist.“ (Seite LVI der Cherubinibiographie.)

Mit der Cherubinibiographie errichtete Schemann diesem „großen Mittelmann dreier hervorragender Kulturvölker“, der Italiener, Franzosen und Deutschen ein erhabenes Denkmal. Es ist der leuchtende Stern über Schemanns Schaffen und Wirken, und es ist seine Lebensbestimmung geworden, Bahnbrecher großer vergessener Geister der Menschheit zu sein. In besonderer Weise hat er diese Aufgabe bei Cherubini erfüllt, der in dem Lande seiner Geburt, Italien, kaum bekannt geworden und in dem Lande seiner Wahl, Frankreich, fallen gelassen wurde und so „mit seiner Kunst der große Heimatlose“ blieb. Durch eine eingehende Betrachtung seines Werdegangs, seines Schaffens und seiner Werke und durch die Urteile der größten unserer Meister der Kunst, voran Beethovens, zeigt Schemann Cherubinis Stellung und Bedeutung. Er kommt in seinem gründlichen und hinreißend schön geschriebenen Werke zu dem Ergebnis: „Dieser Mann, der uns bald edelsten Glück bietet, ja uns von da den Weg zu Wagner zu zeigen scheint, aus dessen Kirchen- und Orchestersachen wir dann wieder Haydn oder Mozart zu hören meinen, von dem wie vieles ganz unmittelbar Beethovenisch gemahnt, er ist und bleibt unser, wie er es einstens war, da man ihn zu einem Vierblatt mit Haydn, Mozart und Beethoven zusammenfaßte.“ (S. 654) Und ferner: „Es ist einmal nicht anders: Cherubini gehört in seinen wichtigsten

Voraussetzungen, wie vor allem in seinen Endeswirkungen durchaus in den deutschen Kulturkreis." (S. 674.) Auch dieses Werk enthält ein wundervolles Kulturgemälde der Zeitepoche Cherubini's. Allein Schemann als der vorzügliche Kenner der französischen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts konnte diesen Hintergrund in solch glänzender Farbigkeit entwerfen. In vorbildlicher Weise hat Schemann auch in diesem Werke das schöne und edle Vorrecht der Deutschen ausüben können, Wegebahner der großen Menschen, namentlich der Dichter und Künstler zu sein, die uns den Sinn unseres Daseins deuten und verklären, auch wenn sie Söhne fremder Völker sind. In ihm bewahrheitete sich eine Einsicht, der sich auch der nationale Gedanke nicht verschließt, und welche Hans Schwarz in die Worte gefaßt hat: „Denn Deutschland bedarf der Weite, um Wächter zu sein, und es macht sich gering, nur Anwalt der eigenen Güter zu bleiben, wenn es nicht fühlt, daß es in ihnen eine aufgehende Welt verteidigt" (in „Europa im Ausbruch" S. 168).

In seinen „Gesprächen mit Goethe" vermerkt Eckermann unter dem 13. 2. 1831 das Wort des Weltweisen: „Aber freilich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren muß man auch wiederum selber etwas sein." In höchstem Sinne trifft dies auf L. Schemann zu, der von sich bekennen durfte, es sei ihm zum Glück gegeben, die Größe aller Meister, die ihm als echt aufgegangen seien, voll auszukosten (Cherubini S. XLIX). Seine großen biographischen Meisterwerke konnte Schemann nur deshalb ausführen, weil sie herausflossen aus einem universellen Geiste, der sich mit dem starken Rüstzeug einer vortrefflichen Bildung versehen hatte. Das Leben seiner Geisteshelden konnte er in dieser Fülle und begeisternden Lebendigkeit gestalten, weil seine Seele und Weltanschauung diesen verwandt ist. Liebe und Ehrfurcht verbindet ihn mit diesen Persönlichkeiten. Unbestechliche Wahrhaftigkeit ist sein besonderer Wesenszug. Diese Eigenschaften erlaubten es ihm solche Dauerwerke zu schaffen. Gobineau, Lagarde und Cherubini sind Aristokraten des Geistes und der Seele. Ihre Welt ist konservativ-fortschrittlich. Sie legt die Wurzeln ihrer Kraft in das bewährte Erbe und erstreckt ihre Kronen in das Reich der ewigen Güter. Dieselbe Welt hat uns Schemann für seine Person in seinen Erinnerungen, den „Lebensfahrten eines Deutschen", gezeichnet. Darin findet sich ein großes Kapitel „Bayreuth". Es behandelt die Verbindung Schemanns mit R. Wagner und dem Bayreuther Kreis. Seine „Erinnerungen an R. Wagner" hat er außerdem in einer besonderen Schrift niedergelegt. Auch der Jubilar ist ein Beispiel dafür, wie ungeheuer weitgreifend der Einfluß von R. Wagners Persönlichkeit gewesen ist. Wie von einem Brennpunkte gehen die Strahlen aus von der Flamme des Geistes und der Seele des Genies. Sie brechen sich vielfältig in den Herzen großveranlagter Menschen. Diese bewegen sich um das Genie so wie die Sterne um ihre Zentralsonne kreisen. So gehört Schemann zu R. Wagner und zu

Bayreuth. So spricht er von ihnen. Zur Charakteristik sei an dieser Stelle nur ein Bekenntnis Schemanns angeführt. Er widmete an der Jahrhundertwende die Verdeutschung des Gobineauschen Essai „den Manen R. Wagners“. Dort gesteht er:

„Richard Wagner ist der erste gewesen, der mir, vor eben jetzt zwanzig Jahren, und zwar im Tone überströmender Begeisterung, von Gobineau gesprochen hat. Er ahnte damals nicht, was mir dieser große Tote einst werden sollte; wenn ich aber heute auf jene Weihestunde zurückblicke, so vermag ich sie nicht anders zu deuten, als daß er mich zu dem einsam, fern allem Menschentreiben mit der Fahne seiner Wahrheit Zusammengebrochenen geführt und zu mir gesprochen habe: rette diesen!“

Mit diesem Kapitel in seinen „Lebensfahrten“ hat der ehrwürdige Greis Abschied genommen von Bayreuth. Seine innerste Bedeutung hält er ihm vor in der Verheißung, „daß Bayreuth seiner selbst nur dann froh werden, nur dann den ganzen ihm innewohnenden Segen entfalten kann, wenn es sich als einer der großen Hebel des sich wieder Bewußtwerdens, und damit der Wiederaufrichtung der Deutschen bewährt.“

Das Wort des Prinzen von Ligne: „Il faut être homme de bonne compagnie pour écrire l'histoire“ kann auch auf Schemanns Arbeit übertragen werden. Ohne den Umgang und die Verbindung mit einer großen Zahl außerordentlicher Männer und bedeutender Geister hätte er uns wohl nicht diese vollendeten Werke überlassen können. In diese Verbindungen geben seine „Lebensfahrten“ einen prächtigen Einblick. Auch da erkennen wir ihn wieder als den Herold, der Wege weisend vorangeht und den mitlebenden und nachfolgenden Generationen Gestalten als ihre geistigen Führer und Vorkämpfer zeigt, die in ihrer Zeit noch nicht in voller Bedeutung erkannt oder hernach fast wieder vergessen wurden. Von ihnen seien nur etwa angeführt der katholische Theologe und Kunsthistoriker F. X. Kraus, der Balladendichter Plüddemann, der große nordische Dichter Karl Gjellerup und einer unserer größten Theoretiker der nationalen Idee und politischen Denker, der Schriftsteller Moeller v. d. Bruck. Seine politischen Bekenntnisse hat Schemann außer in seinen „Lebensfahrten“ auch in der anregenden Schrift: „Von deutscher Zukunft. Gedanken eines, der auszog, das Hoffen zu lernen“ (1920) niedergelegt. Sie ist Ludendorff gewidmet. Sie kündigt den Reichtum der konservativen Idee und die Werte und Aufgaben des Konservatismus.

Mit seinen Werken und Schriften und einer großen Anzahl von Einzelaufsätzen hat Schemann dazu beigetragen, in unserer Zeit des völkischen und staatlichen Verfalls eine geistige Gegenform, ein neues Inbild unseres deutschen Geistes, ein vertieftes nationales Ideal den fremden Lehren und Anschauungen und dem internationalen materialistischen Denken in unserem

Volke entgegenzustellen. Erst wenn dieses Gegenideal die Seele unseres Volkes gewonnen hat, ist ein Wiederaufstieg möglich. Der Krieg der Waffen hat einen noch gewaltigeren Streit des Geistes hinterlassen. Schemann gehört zu den vordersten und ältesten Kämpfern. Er wußte schon frühe, was es galt. Er hat mit seinem Schaffen die Gegenbewegung geistig fortgeführt, oder man möchte heute eher sagen eine neue Gegenbewegung mit eingeleitet. Jeder, der ihn kennt, weiß, wie scharf, wie unheimlich scharf er die Ereignisse kommen sah. Gobineau schützte sich mit einem heroischen Pessimismus gegen die Einwirkungen der Bitterkeiten und Zersetzungserscheinungen seiner Zeit. Dieselbe Seelengewalt gab Schemann die Spannkraft zum Widerstande gegen eine in noch höherem Grade in der Dekadenz begriffene Zeit. So steht er noch immer in tätigem Schaffen begriffen am Abend seines Lebens. Es ist im besten Sinne ein Abbild und Vorbild des idealen Realismus und germanischen Christentums, die er in dem vorzüglichen inhaltsreichen kleinen Buche „Gobineau und die deutsche Kultur“ verkündet hat.

Möge es dem Jubilar vergönnt sein, sein Werk über den „Rassenedanken in der Geistesgeschichte“, für das er schon seit Jahrzehnten Vorarbeiten geleistet hat, seinem Volke als weitere reife Frucht seines Schaffens bald übergeben zu können und noch recht lange selbst mittätig zu sein im Kampfe um eine bessere deutsche Zukunft. Möge er noch viele Jahre an dem Wirken der jüngeren Generation erkennen dürfen, daß sie seine Lebenswerke und sein Wirken zu den besten Werten rechnet, die für die Wiederaufrichtung der deutschen Kultur und das Wiedererstarken des deutschen Staates unentbehrlich sind. Dies wäre der schönste Lohn am Abend eines Lebens, das ganz dem Dienste der Idee geweiht war, ohne je auf äußere Vorteile bedacht zu sein. Schemann gehört zu den wenigen der Nation unentbehrlichen Menschen, die nicht in fachtechnischen Studien aufgingen und so dem einseitig werdenden Entwicklungsgange der deutschen Kultur sich einreihen, sondern in universellem Ausgreifen Grundwerte gestalteten, die einer zerrissenen Zeit zum Anker wurden, nach dem sie in äußerster Not gegriffen hat. So ehren wir ihn als einen jener seltenen großen Schriftsteller einer materialistischen Epoche, der ein Leben im Sinne des deutschen Idealismus wirkte, ganz erfüllend, was Johann Gottlieb Fichte einer solchen Persönlichkeit zum Ziele setzte:

„Das Werk des Schriftstellers aber ist in sich selber ein Werk für die Ewigkeit.“ (Aus: Über das Wesen des Gelehrten. 10. Vorlesung.)

Über die Macht der Drei im Mythenbilden.

Von Hans von Wolzogen.

6. Der Zeitenmythos.

Wie die Dreiheit der göttlichen Gewalten in den Elementarreichen, so tritt sie auch im Wechsel der Zeiten auf; was schon bei Betrachtung der Macht der Drei in der Bildung der grammatischen Formen erwähnt ward. Zu unterscheiden ist hier: Tages-, Jahres- und Welt-Mythos. In jedem der drei kehren die gleichen Vorstellungen und Bilder wieder; sie bilden mythische Parallelen. Das Morgen- und Abendrot, durch das die Tagessonne hervorbricht, und worin sie untergeht, schlingt sich als Waberlohe um die Winterburg im Jahresmythos und flammt ebenso als Totenfeuer um den Holzstoß des gestorbenen Frühlingsgottes; aber es wüthet auch als Weltbrand auf der Walfstatt, wo die Götter dieser Weltperiode sinken.

In jedem derartigen Mythengebiete wiederholt sich die Vorstellung eines Kampfes und die eines völligen Lebenslaufes. Der Kampf ist zunächst als Wetterkampf die schon betrachtete ursprüngliche mythische Vorstellung, wonach erst ein schon höher entwickelter mythenbildender Geist die Vorstellung eines Götterlebens mit Benutzung der älteren Züge ausbilden mochte.

Die drei Tageszeiten sind drei Lebensalter eines Gottes und hierin liegt die Bedeutung dieser Dreiheit für die monotheistische Idee. Der ägyptische Sonnengott Ra, Sohn des ungezeugten Ptah, schwimmt als kleines Kind, den Finger im Munde, am Morgen im Nachen durch das Luftmeer; nachmittags bedroht ihn die Schlange; doch abends retten ihn die Götter. Dies ist eine ganz eigentümliche Umbildung, da sonst der Tag auf den Abend stirbt; hier aber scheint die Schlange als die feindliche Macht der Sonne selbst die segensreiche Lichtmacht mit der Mittagsglut zu bedrohen, die dem Ägypter als rothaariger Hefiriktöter Set (Typhon) eine so verhaßte Gestalt geworden. Die Kühle der Nacht rettet die Lichtmacht für einen neuen Tag zu heilsamem Wirken. — Dreifach erscheint auch jener Ra dem philosophierenden Geiste ägyptischer Weisheit. Als ungezeugter Ptah ist er der Anfang der Zeiten überhaupt, als Hefiri der Fortgang mit seinem Wandel und Wechsel, als Har die Wiedergeburt einer neuen Zeit.

Bei den Semiten finden wir den Jahresmythos als Götterleben. Sie bevorzugen die Geburt im Frühjahr zur Nachtgleiche. Der syrische Adonis, der lydische Attes wurde im März gefeiert. Drei Tage vor seiner Geburt sollte da sein Tod stattgefunden haben. Die Idee der Wiedergeburt des Gottes hat die der eigentlichen ersten Geburt und selbst des Todes überwältigt; man dachte überall an das auch im Tode unvergängliche Leben

des ewig Wiederkehrenden und ließ ihn schon mit dem dritten Tage, wo für den sterblichen Leib die Verwesung beginnt, zum neuen Leben erstehen.

Auch der griechische Apollon schließt sich der Vorstellung der Frühlingsgeburt an. Die drei Seiten seiner mythischen Bilder beziehen sich auf seine Tätigkeit in den drei Jahreszeiten. Er ist als der heilende und helfende Gott der Eröffner des Meeres, dem die Delphinien im April gefeiert wurden, und die im Mai (Thargelion) geborene Frühlingssonne, der jugendliche Töter des naturfeindlichen Ungeheuers Python. Er ist aber auch als der strafende und tötende Gott der Sender der Seuchen, die Gluthitze des Sommers, die, wie der nordische Loki das Leben des Baldr, und Apollon selbst das des Achilleus vernichtet, die wachsende Macht der Frühlingssonne von der Sommer Sonnenwende an wieder bricht. Endlich ist er als der bei den nordischen Hyperboräern abwesende und beim unbezwinglichen Admet (Hades) dienende Gott die Sonne im Winterelend. Wenn so drei Jahreszeiten sich dem Hellenen im Apollon vereinten, so kam da freilich auch der Winter als Abwesenheit oder Knechtschaft des Gottes zu seinem Rechte.

Der Germane, unter der Obgewalt des Winters, brachte in der Folge der Jahreszeiten gerade den Gott der jungen Sonne und des Frühlings, Freyr-Baldr, zu eigener mythischer Vorstellung. Die Zeitenfolge geht durchaus im Kampfmuthos auf; denn gerade dies friedliche Götterleben ist doch nur zum Sterben durch den Meuchelmord geboren. Da wirbt denn der Gott im Frühlinge; da stirbt er schon kurz darauf durch den Pfeil des winterlichen Höhdr, dessen Hand Loki leitet. Zur Sommer Sonnenwende endet der Frühlings; die Zeit der Hitze und der Ernte führt mit ihren abnehmenden Tagen schon den Winter heran. Was Thor und Loki dann auch noch schaffen mögen, für die Götter bleibt es doch nur noch eine Zeit der Sorge, Angst und Trauer; denn Baldr ist tot, und ihr Ende muß nahen. Mit Johanni sagen die Deutschen: nun geht es schon wieder bergab zum Winter; die Tage werden kürzer, der Sonne freundliche Nacht hat ihr frühes Ende gefunden. Thors Ostfahrten und Riesenkämpfe fallen in diese Zeit und beanspruchen die Theilnahme des Volksgeistes. Diese Ostfahrten, des Baldr Schicksal und die Sorgenzeit der Götter bis zu ihrer Dämmerung, das sind ja die drei Hauptkapitel im Muthos vom germanischen Götterleben. Wie nun jene Sorgenzeit nur das mit Nothwendigkeit sich entwickelnde Nachspiel zum Drama des Baldrschicksales bildet, so Thors Ostfahrten auch nur das Vorspiel. Die immer wiederholten, mühselig abwehrenden Riesenkämpfe an und für sich richteten doch gar wenig zum Heile der Götter aus, wenn sie nicht endlich zu einem Friedensschlusse führten, gleich dem des Wanenkampfes, wodurch Freya zu den Asen kam.¹⁾ Dies aber hat nichts anderes

¹⁾ Daß darin eine Verschmelzung verschiedener Stammsagen von Land- und Seevölkern gesehen werden kann, mag hier unberücksichtigt bleiben, wo es sich nicht um Geschichte, sondern um Geist des Mythenbildens handelt.

zu bedeuten, als wenn der Frühlingsgott die selbe junge Lebensgöttin aus der Riesenhaft gewinnt, oder die Gerdh selbst als ein Riesenmädchen zum göttlichen Weibe erhält. Es ist die versuchte Versöhnung der feindlichen Naturgewalten, der Lichtgötter und der Winterriesen. Hinter den hierzu vorbereitenden Riesenkämpfen tritt der als „Wali“ — aus dem Tode — wiedergeborene Frühlingsgott in seiner Kindheit und ersten Jugend völlig zurück, indem er — kaum in einer ursprünglichen Mythenbildung — in der höheren Bedeutung des rächenden Siegers beim Weltende dichterisch gefaßt ward, mit dessen erster „einnächtigen“ Kindesstat ein neues Zeitalter anheben sollte. Wir nähern uns hier dem Gebiete der Mystik.

Die Charakterzeichnung der Sänger in Wagners „Tannhäuser“ und ihr Verhältnis zur dramatischen Idee.

Daß Tannhäusers Streit wider Sänger und Ritterschaft der Wartburg den Zusammenstoß zwischen der Macht der Sitte und den Ansprüchen der ganz und unbedingt auf die eigene Empfindung gestellten Persönlichkeit bedeutet, ist wiederholt bemerkt und höchst ausdrucksvoll von Wagner selbst ausgesprochen worden: „Als das mir Wesentlichste von diesem Charakter bezeichne ich das stets unmittelbar tätige, bis zum stärksten Maße gesteigerte Erfülltsein von der Empfindung der gegenwärtigen Situation und den lebhaftesten Kontrast, der durch den heftigen Wechsel der Situation sich in der Äußerung dieses Erfülltseins zu erkennen gibt. Tannhäuser ist nie und nirgends etwas nur ein wenig, sondern alles voll und ganz . . . Mit diesem Feuer, dieser Inbrunst genoß er einst die Liebe der Venus und unwillkürlich muß er erfüllen, was er ihr beim Abschied frei gelobte: gegen alle Welt fortan ihr mutiger Streiter zu sein. Diese Welt säumt nicht, ihn zum Streit herauszufordern. In ihr, wo der Stolz an sich das Opfer vollbringt, was die Schwäche von ihm fordert, findet der Mensch für sein Dasein nur Berechtigung durch die Anerkennung der Notwendigkeit einer unendlichen Vermittlung seiner unwillkürlichen Empfindungen für ihre Kundgebung durch den alle Gestaltung beherrschenden Ausdruck der Sitte. Tannhäuser, der nur des unmittelbarsten Ausdruckes seiner aufrichtigsten, unwillkürlichsten Empfindungen mächtig ist, muß sich zu dieser Welt im schroffsten Gegensatze finden, und seinem Gefühle muß dies so stark bewußt werden, daß er um seiner Existenz willen, auf Tod und Leben diesen seinen Gegensatz zu bekämpfen hat. Diese eine Notwendigkeit wird einzig nur noch von ihm empfunden, als es im Sängerkrieg zum offenen Kampfe kommt; um ihr zu genügen, vergift er alles um sich her, jede Rücksicht läßt er fahren: und doch kämpft sein Gefühl nur für die Liebe zu

Elisabeth, als er endlich hell und laut sich als Ritter der Venus bekennt".¹⁾ Die Welt der Sitte aber, die Tannhäuser so herausgefordert und beleidigt hat, verlangt zur Sühne nun einzig seinen Tod.

Mit diesem höchsten Punkte äußerer dramatischer Spannung sind wir jedoch nicht auch bei dem innersten Punkte der Tragik des Dramas angelangt. Was den Schöpfer des „Tannhäuser“ (und „Lohengrin“) damals zu tiefst bewegte, worin er die Lösung des „höchsten und wahrsten tragischen Momentes der Gegenwart“ sah, war „die volle Einheit von Geist und Sinnlichkeit.“²⁾ So hat Wagner auch das Vorspiel zu „Tannhäuser“ und damit das Drama selbst gedeutet: „Es ist der Jubel des aus dem Fluche der Unheiligkeit erlösten Venusberges selbst, den wir zu dem Gotteslied vernehmen. So wallen und springen alle Pulse des Lebens zu dem Gesang der Erlösung; und beide getrennten Elemente, Geist und Sinne, Gott und Natur, umschlingen sich zum heilig einenden Kuß der Liebe“.³⁾ Aus dem Widerstreit dieser beiden Seiten der menschlichen Natur entspringt die Tragik, aus ihrer Versöhnung soll die Erlösung kommen.

Zwischen der starren Macht der Sitte und dem ihr trotzenen Eigenwillen der Persönlichkeit ist keine Lösung möglich. Die Sitte kann den Sündigen nur richten; sie richtet ihn im raschen Urteil der Ritter und Sänger, im Ansturm ihrer Schwerter, im Schuldspruche Roms. Aber die Sitte „hat der Liebe nicht“, sie kann nicht durch Mitleid verstehen, in Erbarmen verzeihen, durch Liebe entschöhnen. Dies alles liegt nur bei Elisabeth. Tannhäuser, im selbstsicheren Gefühle seiner einzig ihn erfüllenden Leidenschaft, hat den Gesängen der anderen, die ihm kraftlos und unwahr vor „der Liebe wahrsten Wesen“ dünken, Spott und steigende Erregung entgegengesetzt, Wolframs verklärtem Liede mit dem Preis auf die Göttin der Liebe geantwortet und selbst dem Angriff seiner Gegner noch „verzückten Troß“ geboten. Erst vor Elisabeths Worten, die ihn in gläubigem Erbarmen vor seinen Richtern und Verfolgern retten und doch durch das schmerzlichste Geständnis der Liebe schwerer anklagen als das Verdammungsurteil jener, bricht er verzweiflungsvoll zusammen:

Zum Heil den Sündigen zu führen,
die Gottgesandte nahte mir:
doch, ach! sie frevelnd zu berühren,
hob ich den Lästerblick zu ihr!
O du, hoch über diesen Erdengründen,
die mir den Engel meines Heils gesandt,
erbarm' dich mein, der ach! so tief in Sünden
schmachvoll des Himmels Mittlerin verkannt.

¹⁾ Über die Aufführung des Tannhäuser, Ges. Schr. V, S. 152 f.

²⁾ Eine Mitteilung an meine Freunde, Ges. Schr. IV, S. 197; vgl. IV, S. 272, 279, 301.
H. St. Chamberlain, Richard Wagner, S. 350.

³⁾ Ouvertüre zu „Tannhäuser“, Ges. Schr. V, S. 178 ff.

Hier stehen wir an dem Wendepunkt zur inneren und eigentlichen Tragik Tannhäusers.⁴⁾

Wenn somit der Widerstreit zwischen der Macht und Forderung der Sitte und dem Anspruch der selbstherrlichen Persönlichkeit der Kern der dramatischen Idee des „Tannhäuser“ ist, so fragt es sich, welche Bedeutung jenem im Verhältnis zu dieser und demgemäß dem Zusammenstoß Tannhäusers mit den Sängern und Rittern für den Fortgang des Dramas zukommt. Dieser Frage genauer nachzugehen, scheint mir umso mehr geboten, als ja erst Wagner jene enge und innerliche Verbindung zwischen den beiden Sagen vom Sängerkrieg und von Tannhäusers Pilgerfahrt vollzogen hat und zwar eben durch die Erfindung der Gestalt der Elisabeth und des Motivs ihrer Liebe zu Tannhäuser.⁵⁾ Wenn ihm demnach der von ihm eingeschlagene Weg nicht durch die Sage oder eine andere seiner Quellen vorgezeichnet war, so dürfen wir gerade hier eine besondere künstlerische Absicht vermuten.

Im tiefen innern Zwiespalt hat sich Tannhäuser von Venus losgerissen: er, der sich eben noch für immer als ihr kühner Streiter bekannt hat, verlangt nun mit gleicher Innbrunst nach der Sühne durch Buße. Die Welt, der er einst entflohen war, umfängt ihn wieder. Sie bringt ihm, wonach er sich gesehnt, das Grün der Au', der Glocken trauten Klang, und was er schmerzlich sucht, Buß und Reu' und die Hoffnung auf Sühne und Heil („Groß sind die Wunder deiner Gnade!“). Aus ihr klingt ihm aber auch, wie ein einziges Gnadenwort alles Schwüle und Schwere lösend, der Name Elisabeth entgegen („Oh Macht des Himmels, ruffst du den süßen Namen mir?“); und alle Quellen der Sehnsucht scheinen in diesem neuen Glück zusammenzufließen („Den Gott der Liebe sollst du preisen!“). Aber der Zwiespalt ist nicht für immer gebannt. Wie ein Zauber ist es um ihn.

Was wieder ihn in uns're Nähe brachte,
ein wunderbar Geheimnis dünkt es mich;
durch Liedes Kunst sollt ihr es uns enthüllen:
deshalb stell' ich die Frage jetzt an euch:
könnt ihr der Liebe Wesen mir ergründen?

Doch was dazu bestimmt war, das Geheimnis seiner Wiederkehr und seiner Liebe zu enthüllen, das offenbart vielmehr den unauslöschlichen Widerstreit in seiner Seele, läßt ihn in verhängnisvoller Verblendung sein Glück und Elisabeths Herz zerbrechen und wirft ihn, als er dessen inne wird, in tragische Vernichtung, aus der er sich nur in tiefster Zerknirschung zum Weg nach Rom erhebt.

So dient im Fortgang des Dramas der Wettstreit der Sänger dazu, den Gegensatz der Leidenschaften in Tannhäuser aufzuwählen und in unauf-

⁴⁾ Über die Aufführung des „Tannhäuser“, Ges. Schr. V, S. 133.

⁵⁾ Vgl. R. Wagner, Mein Leben (Volksausgabe, München, Bruckmann 1915) I, S. 287.

haltfam fortschreitender Steigerung die Spannung zu schaffen, aus der dann die tragische Entladung erfolgt. Hätte der Zusammenstoß zwischen Tannhäuser und den Sängern auch nur diese Aufgabe, zu der endgültigen tragischen Wendung hinzuführen und sie schließlich auszulösen, so würde darin schon die volle dramatische Begründung dieser Szene liegen. Es läßt sich aber, wie ich glaube, zeigen, daß sie noch in einem weit innerlicheren Zusammenhang zur tragischen Grundidee des Dramas steht.

Fassen wir als diese tragische Grundidee, immer Wagners eigener Deutung folgend, den Kampf des sinnlichen und geistigen Triebes auf, so dürfen wir, wie schon angedeutet, die erste entscheidende Wendung zur Welt des Geistigen in der Erschütterung sehen, die Tannhäuser vom Gesang der Pilger empfängt. Es ist die selbe Stimme seiner Seele, die ihn dann auch auf den Weg nach Rom führt. Und doch welch gewaltiger Abstand! Dort die unvermittelt rasche Verdrängung der einen Leidenschaft durch die andere, die den Zwiespalt in Tannhäusers Seele wohl aufdeckt, aber Konflikte nur erst ahnen läßt; hier der diesen Zwiespalt bis zur letzten Tiefe aufreißende Kampf beider Leidenschaften, der auch das Glück der Liebe zu Elisabeth, in dem sie versöhnt sich zu vereinen schienen, für immer zerstört und nur das Bewußtsein schwerster Schuld zurückläßt. Der selbe Geist aber, der aus dem Chor der Pilger sprach, der in Elisabeth die Liebe des Weibes zur Aufopferung der Heiligen wandelte, lebt auch in den Reden der Sänger, in der Tugend, die sie preisen, in der Sitte, der sie dienen. Darin liegt, wenn ich recht sehe, der innerlich-ideelle nicht mehr bloß äußerlich-dramatische Zusammenhang, der zwischen den beiden Konflikten des zweiten Aufzuges, dem Zusammenstoß Tannhäusers mit den Sängern und der Vernichtung der Liebe Elisabeths durch Tannhäusers Bekenntnis zum Sänger der Venus, besteht. Es ist schließlich doch die gleiche sittliche Ordnung, die von dem Richterspruch der Sänger und Ritter bis in Elisabeths Empfinden hinein reicht, deren Geist die Männer empört nach raschem Strafgerichte rufen läßt und der Jungfrau die schmerzvoll-hilfslosen und doch so schwer anklagenden Worte entringt:

Seht mich, die Jungfrau, deren Blüte
mit einem jähen Schlag er brach,
die ihn geliebt tief im Gemüte,
der jubelnd er das Herz zerstach! —

es ist der gleiche Geist, nur ist, was im Urteil der Sänger und Ritter zur Sitte erstarrt ist, in Elisabeth lebendiges sittliches Empfinden. Und diesem Unterschied entspricht auch Tannhäusers Verhalten: mochte er sich der Sitte gegenüber mit der ihn ganz und echt erfüllenden Leidenschaft trotzig im Rechte fühlen, so mußte er nun erkennen, daß eben diese Kraft sich selbst ins Unrecht setzt, sobald sie in eigensüchtiger Bedenkenlosigkeit echtes Fühlen, das im Bund von Seele zu Seele liegt, zerstört. Hier ist der Punkt, wo die geistig-sittliche Ordnung Macht über ihn gewinnt, weil sie eine Stimme des rich-

tenden Urteils in ihm selbst erweckt; und nunmehr vollzieht sich, da der Widerstreit bis in die Seele Tannhäusers gedrungen ist, die Wendung zur eigentlichen Tragik.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß sich auch in anderen Dramen Wagners die entscheidende Wendung in ganz ähnlicher Weise vollzieht. In Wotans Begegnung mit Fricka im zweiten Aufzug der „Walküre“ sehen wir gleichfalls den Anspruch der Sitte im Kampfe mit den über ihre Satzungen hinausstrebenden Willen:

Stäts Gewohntes
nur magst du verstehen,
doch was noch nie sich traf,
darnach trachtet mein Sinn.

Den heftigen Anklagen Frickas vermag Wotan noch überlegene Ruhe entgegenzusetzen. Erst als sie ihn mahnt, daß sein Glaube an des Wälungs freie Tat nur Täuschung sei und die Satzung auch ihn, den Gott, binde, da wendet sich, was vom Anspruch der Sitte in ihm selbst Macht hat, wider ihn, läßt ihn vor Frickas Forderung zurückweichen und im Selbstgespräch vor Brünnhilde mit unheimlich sich steigender Klarheit das tragische Ende erkennen. Ebenso wird durch eine solche Verinnerlichung des Anspruches der Konvention in den „Meistersingern“ die letzte Entscheidung, hier natürlich zum glücklichen Ausgang, vollzogen. Die nach Walthers Preislied und Sachs' Aufklärung erreichte Versöhnung der Zunft mit Walther, wird nochmals durch dessen Zurückweisung der Kette in Frage gestellt. Da erkennt er in Sachsens Mahnung, was noch in aller Enge der Singhule von echtem Geist des Volkes bewahrt ist, dem er sich nun auch selbst nicht mehr verschließen kann, und läßt es willig geschehen, daß ihm Sachs die Kette, das Symbol seiner Aufnahme in die Zunft, umhängt.

Aber noch in mancher anderen Hinsicht lassen sich die beiden eben genannten Werke Wagners zur Verdeutlichung der dramatischen Gegensätze im „Tannhäuser“ heranziehen. Der Vergleich mit den „Meistersingern“ wird uns durch Wagner selbst nahegelegt; ist doch ihre Konzeption, wie er mitteilt, in ihm alsbald nach der Vollendung des „Tannhäuser“ gleichsam als ein heiteres Gegenstück zu diesem erwachsen.⁶⁾ Hans Sachs befindet sich in einer eigenartigen Doppelstellung gegenüber der Konvention. Er steht in ihr nicht nur als Meister der Singhule, sondern indem er auch das, was in ihr als echter Gehalt verborgen liegt, zum Lichte hebt, aber überwindet sie zugleich dadurch, daß er dem, was sie nicht zu begreifen vermag, dem Neues schaffenden geistigen Leben die Bahn bereitet.⁷⁾ Und nicht unähnlich ist bei aller

⁶⁾ Eine Mitteilung an meine Freunde, Ges. Schr. IV, S. 284 ff.

⁷⁾ Über den Kampf der freien Persönlichkeit gegen die Konvention als dramatische Grundidee der „Meistersinger“ vgl. die tief eindringende Abhandlung von F. Gottschalk, dem am 3. Oktober seinen 70. Geburtstag feiernden Schöpfer des „Mahadeva“,

Verschiedenheit der Begebenheiten die Stellung Elisabeths. Auch sie steht mit ihrem Fühlen innerhalb der Sitte, wenn sie schmerzlich in Tannhäuser einen „Sündigen“ sehen muß, aber sie kennt, was weit über allen Urteilspruch der Sitte hinaus und zur Erlösung führt, den Opfermut der verzeihenden Liebe: „Was die ganze sittliche Welt nicht vermochte, das vermochte sie, indem sie der Welt zum Troste den Geliebten in ihr Gebet schloß und in heiligem Wissen von der Kraft ihres Todes, sterbend den Unseligen freisprach.“⁸⁾

Nach einer anderen Richtung läßt sich der Vergleich der oben angeführten Szene der „Walküre“ weiterführen. Wotans Tragik vollzieht sich sozusagen in zwei Zusammenstößen: erst in dem äußeren mit Fricka als der Hüterin der Sitte, dem er zunächst selbstsicher begegnet, bis er in ihrem Kern die Säkung entdeckt, die nicht nur seine Macht, sondern auch sein Wollen bindet, und so nunmehr im inneren Zwiespalt des Wollens dem tragischen Zusammenbruch verfällt. Und in dem gleichen Sinne ist es zu verstehen, wenn oben der Vermutung Raum gegeben wurde, daß die beiden Konflikte im zweiten Aufzuge des „Tannhäuser“ nicht nur in einem äußerlich dramatischen, sondern auch innerlich-ideellen Zusammenhange stehen. Auch Tannhäuser gerät zuerst mit der Sitte als der äußeren Bindung der selbstherrlichen Persönlichkeit in Kampf und meint, sich gegen sie in ungebrochenem Troste behaupten zu können, bis ihn aus Elisabeths Worten der innere Sinn der Welt des Geistigen entgegentritt und ihn überwindet, weil er mit dem anderen Teil seiner Seele eben selbst dieser Welt verbunden ist. So stehen die beiden Stufen des tragischen Konfliktes nicht nur in einem folgerichtigen dramatischen Zusammenhang, sondern auch unter einer einheitlichen Idee, indem die Welt des Geistigen erst in der enggebundenen Form der Sitte und dem Urteil ihrer Träger, dann in der lebendigen sittlichen Empfindung Elisabeths und schließlich als die eine Seele in der Brust des Helden mit der Welt der Sinne, der seine andere Seele angehört, in Widerstreit gerät, aus dem die Tragik entspringt.

Könnte so die innere Beziehung des Sängerkrieges zur tragischen Grundidee des „Tannhäuser“ aufgedeckt werden, so läßt sich nun auch zeigen, wie im einzelnen die Führung der Handlung, der dichterische und musikalische Ausdruck und nicht zuletzt auch die Charakterzeichnung der Sänger der dramatischen Bestimmung dieser Szene dient.

Die Musik zum Empfang der Gäste auf der Wartburg und der daraus

„Der Mythos in den Meisterfingern“ (Bayr. Blätter, 34. Jg., S. 290 ff.), der sich der Verf. in den obigen Ausführungen besonders verpflichtet weiß. Zum Problem der sittlichen Ordnung in Wagners Dramen vgl. auch G. Roethe, „Zum dramatischen Aufbau der Wagnerischen Meisterfingern“ (Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. XXXVII., 1919, S. 682).

⁸⁾ Über die Aufführung des „Tannhäuser“, Ges. Schr. V, S. 155.

hervorgehende Chor bieten mit ihrem klaren und energisch fortschreitenden Rhythmus und den mehrmaligen alle Stimmen machtvoll zusammenfassenden Unisonogängen den Eindruck gefestigter Geschlossenheit dar. Wenn Nießsche meint, der „Tannhäuser-Marsch scheine ihm der Biedermännerei verdächtig“, so hat er wenn auch in Verzerrung etwas Richtiges gesehen; allerdings hat er geirrt, wenn er damit einen Tadel gegen Wagner auszusprechen glaubte.⁹⁾ Es ist eben der Aufmarsch der Sitte, der völlig unproblematisch und mit sich einig an uns vorbeizieht. Die darauffolgende Begleitung zum Eintritt der Sänger (Moderato-Streichquartett) zeigt trotz der Verschiedenheit im Tempo und Ausdruck manche verwandte Figuren mit der Einzugsmusik und deutet so auf die ideelle Verbundenheit der Sänger mit der Versammlung hin.

Der Sängerkrieg selbst ist nun durchaus in die Form einer fortschreitenden dramatischen Handlung gebracht. Über die künstlerische Absicht hiebei hat uns Wagner selbst aufgeklärt: „Ich befand mich bei der Konzeption dieser Szene unbewußt nämlich vor dem wesentlichen Dilemma, in welchem ich mich für alle Zukunft zu entscheiden hatte. Sollte dieser Sängerkrieg ein Arien-Konzert sein, oder ein poetisch-dramatischer Wettstreit? . . . Meine wirkliche Absicht war nur zu erreichen, wenn es mir möglich wurde diesmal, zum allerersten Male in der Oper, den Zuhörer zur Teilnahme an einem dichterischen Gedanken durch Verfolgung aller seiner nötigen Entwicklungsphasen zu zwingen; denn nur aus dieser Teilnahme sollte die Ermöglichung des Verständnisses der Katastrophe herbeigeführt werden, welche diesmal durch keinerlei äußeren Anlaß, sondern lediglich aus der Entwicklung von Seelenvorgängen herbeigeführt werden mußte. Deshalb ist die musikalisch äußerst mäßige, breite, dem Verständnis der poetischen Rede nicht nur nicht hinderliche, sondern, nach meinem Dafürhalten, besonders förderliche Anlage und der erst mit der Erhitzung der Leidenschaft sich steigernde rhythmische Aufbau der Melodie, in keiner Weise willkürlich unterbrochen durch unnötige modulatorische und rhythmische Wendungen; deshalb die sparsamste Benützung der Orchesterinstrumente für die Begleitung und die absichtliche Versagung aller der rein musikalischen Wirkungsmittel, welche erst allmählich, da wo die Situation sich so steigert, daß nur noch das Gefühl, fast kaum mehr der Gedanke zum Erfassen des Vorganges nötig ist, in das Spiel gesetzt wurden.“¹⁰⁾

An die Stelle des Wettgesanges der Sage ist so ein der dramatischen Entwicklung dienender Widerstreit getreten. Daß in diesem der Gegensatz zwischen den beiden Parteien, den Sängern und Tannhäuser, durch den Unterschied des musikalischen Ausdrucks deutlich gekennzeichnet wird, ist schon mehrfach bemerkt worden: „Während die Gesänge Wolframs und der übrigen Sänger in gebundener Kantilene gehalten sind und durch ruhige, fast choral-

⁹⁾ Der Fall Wagner, Aph. 7.

¹⁰⁾ Mein Leben II. S. 119 f.

artige Begleitung schon äußerlich den hohen sittlichen Ernst ihrer Auffassung der Liebe andeuten, bedient sich Tannhäuser des Sprechgesangs und sein sinnlich leidenschaftliches Temperament ist durch die Triolenbegleitung und Anklänge an den Venusberg (Luftmotiv) wundervoll charakterisiert.¹¹⁾ Wichtiger aber und für das dramatische Verständnis bedeutsamer scheint mir die verschiedene Abstufung in der ein im Wesen gleiches Ethos in den drei Gesängen Wolframs, Walthers und Biterolfs sich kundgibt. Wolfram wendet sich in seinem Liede an die Versammlung; Tannhäuser gibt aber seinen Worten sofort die Form einer Entgegnung. Damit ist der Übergang vom Wettgesang zum dramatischen Widerstreit vollzogen. Walthers und Biterolf wenden sich durchaus gegen Tannhäuser, der erstere im Tone überlegener Belehrung, der letztere in scharfer Rüge, und beiden erwidert Tannhäuser mit sich steigender ja schließlich verletzender Heftigkeit. Diese dramatische Entwicklung wird durch den musikalischen Ausdruck in charakteristischer Weise unterstützt. Wolframs ruhig getragene Rede ist einheitlich fortlaufend durch das sanfte Arpeggio der Harfe begleitet, zu dem sich nur vereinzelt gehaltene Akkorde der Streicher gesellen, bei Walthers Gesänge mischen sich in die Arpeggien der Harfe und gehaltenen Akkorde der Streicher schon mehrfach die markanteren kurz gegriffenen Akkorde der Harfe und das scharfe Pizzicato der Streicher, in der Begleitung von Biterolfs Rede sind am Anfang und am Schluß diese energischen Ausdrucksmittel herrschend und nur im Mitteltheile, der im Bekenntnis der eigenen Überzeugung zur Kantilene zurückkehrt, trifft wiederum das Arpeggio der Harfe ein.

Am Bedeutsamsten aber für die Kundgebung der dramatischen Idee sind die Abstufungen im Ethos der drei Reden selbst. Die allen gemeinsame sittliche Auffassung, die wir in mittelalterlicher Ausdrucksweise als den Gegensatz der hohen und der niedern Minne bezeichnen können, erscheint in ihnen schrittweise veräußerlicht.

Wolfram.

Blick' ich umher in diesem edlen Kreise,
welch' hoher Anblick macht mein Herz erglüh'n!
So viel der Helden, tapfer, deutsch und weise,
ein stolzer Eichwald, herrlich, frisch und grün.
Und hold und tugendsam erblick' ich Frauen,
lieblicher Blüten düstereichster Kranz.
Es wird der Blick wohl trunken mir vom Schauen,
mein Lied verstummt vor solcher Anmut Glanz.
Da blick' ich auf zu einem nur der Sterne,
der an dem Himmel, der mich blendet, steht:
es sammelt sich mein Geist aus jeder Ferne,
andächtig sinkt die Seele in Gebet.
Und sieh, mir zeigt sich ein Wunderbrunnen,
in den mein Geist voll hohen Staunens blickt:
aus ihm er schöpft gnadenreiche Wonnen,
durch die mein Herz er namenlos erquickt.

11) Jul. Rapp, Richard Wagner S. 150.

Und nimmer möcht' ich diesen Bronnen trüben,
berühren nicht den Quell mit frevlem Mut:
in Anbetung möcht' ich mich opfernd üben,
vergießen froh mein letztes Herzensblut.
Ihr Edlen mögt in diesen Worten lesen,
wie ich erkenn' der Liebe reinstes Wesen!

Walthar.

Den Bronnen, den uns Wolfram nannte,
ihn schaut auch meines Geistes Licht;
doch, der in Durst für ihn entbrannte,
du, Heinrich, kennst ihn wahrlich nicht.
Laß dir denn sagen, laß dich lehren:
der Bronnen ist die Tugend wahr,
du sollst in Inbrunst ihn verehren
und opfern seinem holden Klar.
Legst du an seinen Quell die Lippen,
zu kühlen freble Leidenschaft,
ja, wolltest du am Rand nur nippen,
wird ewig ihm die Wunderkraft!
Willst du Erquickung aus dem Bronnen haben,
mußt du dein Herz, nicht deinen Gaumen laben.

Viterolf.

Heraus zum Kampfe mit uns allen!
Wer bliebe ruhig, hört er dich?
Wird deinem Hochmut es gefallen,
so höre, Läst'rer, nun auch mich!
Wenn mich begeistert hohe Liebe,
stiehlt sie die Waffen mir mit Mut;
daß ewig ungeschmäh't sie bliebe,
vergöß' ich stolz mein letztes Blut.
Für Frauenehr' und hohe Tugend
als Ritter kämpf' ich mit dem Schwert;
doch, was Genuß deut' deiner Jugend,
ist wohlfeil, keines Streiches wert.

In Wolframs Rede erscheint die sittliche Anschauung in ihrer stärksten Verinnerlichung, in Walthers Worten mischen sich schon äußerliche, man möchte fast sagen rhetorische Töne ein, Viterolfs Rede hat bei aller eigenen Überzeugtheit etwas Schlagwortartiges an sich. So treten uns in den drei Reden zugleich drei mit durchaus persönlichen Zügen ausgestattete Charaktere entgegen. In Viterolf wirkt das Gebot der Sitte wie eine Forderung seines Standes („als Ritter“), in Walthar wie eine moralische Maxime, in Wolfram aber als verinnerlichtes Erlebnis und eigentlicher Ausdruck seiner Persönlichkeit.¹²⁾ Man könnte sagen: Viterolf ist der Redner, Walthar der Lehrer, Wolfram der Dichter der Tugend.

Diese Charakterzeichnung dient aber wiederum völlig der Entfaltung der dramatischen Idee und der Fortführung der Handlung, indem die Unter-

¹²⁾ Vgl. R. Wagner, *Gef. Schr.* V. S. 158.

schiede der Charaktere sich als verschiedene Ausprägungen der gleichen sittlichen Anschauungen erweisen und die Auseinanderfolge ihrer Äußerungen schrittweise die Verschärfung des Konfliktes herbeiführt, der nach Tannhäusers Entgegnung auf Biterolf zum ersten Mal in offenen Streit ausbrechen droht. Noch einmal wird der Gegensatz äußerlich beruhigt, aber in dem nun folgenden zweiten Abschnitt des Sängerkrieges trifft er umso deutlicher in den die beiden gegensätzlichen Anschauungen zum höchsten Gefühlsausdruck steigern den Gesängen Wolframs und Tannhäusers hervor: Wolframs verklärtem Gesang auf die hohe Liebe antwortet Tannhäuser mit dem ekstatischen Preislied auf die Göttin der Liebe. Und nun stehen in offenem Kampfe der Landgraf, die Ritter und alle Sänger ohne Unterschied gegen Tannhäuser zusammen; die Welt der Sitte hat sich, völlig einheitlich wie im Eingang der Szene, gegen den Verlezer der Sitte zusammengeschlossen.

So hat Wagner in folgerichtiger Auswirkung der dramatischen Idee die Charaktere der Sänger gestaltet und deren Abstufungen in den Dienst des dramatischen Fortganges der Handlung gestellt. Vom Standpunkt dieses Ergebnisses scheint es mir nun allerdings nicht gerechtfertigt, wenn wie dies häufig nach dem Vorgang der Pariser Bearbeitung geschieht, die Rede Walthers gestrichen wird, denn dadurch muß die ganze Führung der Handlung ein Gutteil der Wirkung dieser Kunst des Übergangs einbüßen und der Unterschied in den beiden Teilen des Sängerkrieges, von denen der erste den dramatischen Gegensatz mehr in dialektischer Auseinandersetzung entwickelt, der zweite aber ihn im höchsten Ausdruck der Andacht und der Leidenschaft sich ausweiten läßt, an Eindrucksgewalt verlieren.

Die im obigen gegebene Erläuterung des Sängerkrieges und der Charakterzeichnung der Sänger findet nun auch durch eine genauere Betrachtung der Begegnung Tannhäusers mit den Sängern im ersten und mit Wolfram im dritten Aufzug eine Bestätigung. Als der Landgraf und die Sänger Tannhäuser wiederfinden und erkennen, hebt sich die Begrüßung Wolframs deutlich von der Walthers und Biterolfs ab.

Der Landgraf.

Du bist es wirklich? kehrest in den Kreis
zurück, den du in Hochmut stolz verließest?

Biterolf.

Sag, was uns deine Wiederkehr bedeutet?

Der Landgraf und die Sänger.

Sag es an!

Biterolf.

Veröhnung? oder gilt's erneutem Kampf?

Walther.

Nahst du als Freund uns oder Feind?

Die Sänger außer Wolfram.
Als Feind?

Wolfram.
O, fraget nicht! Ist dies des Hochmuts Miene?
(Er geht freundlich auf Tannhäuser zu.)
Begruft sei uns du kühner Sänger,
der ach! so lang' in uns'rer Mitte fehlt!

Walthar.
Willkommen, wenn du friedsam naht!

Biterolf.
Begruft, wenn du uns Freunde nennst!

Die Sänger.
Begruft, gegruft, gegruft sei uns!

Der Landgraf.
So sei willkommen denn auch mir!

Nur Wolfram fragt nicht, ob Tannhäuser als Freund oder Feind wiederkehre. Er bricht die gemeinsame Frage aller anderen Sänger („als Feind?“) mit warmfhlenden Worten ab und begruft Tannhäuser ohne Rückhalt und Bedenken. Er spricht auch das Wort aus, das wie ein Zauber den schon Enteilenden zurückhält: „Bleib bei Elisabeth!“

Dieses Wissen um die Liebe Tannhäusers und Elisabeths, das ihn trotz seiner eigenen in hoffnungslos „schönem männlichen Stolz“¹³⁾ ertragenen Neigung zu Elisabeth, Tannhäuser zu ihr führen lft, erhebt sich schließlich zur Ahnung der Größe von Elisabeths Liebesopfer und lft ihn dem aus Rom Zurckkehrenden, nach anfänglichem entsetzten Zurückweichen mit immer tieferem Mitleid entgegenkommen.

Wolfram.
Wahnsinn'ger! Grauen sat mich, hr' ich dich!
Wo warst du? Zogst du denn nicht nach Rom?

Tannhäuser (wütend).
Schweig' mir von Rom!

Wolfram.
Warst nicht beim heil'gen Feste?

Tannhäuser.
Schweig' mir von ihm!

Wolfram.
So warst du nicht? Sag' ich
beschwöre dich!

Tannhäuser (wie sich besinnend, mit schmerzlichem Ingrim).
Wohl war auch ich in Rom!

¹³⁾ über die Aufführung des „Tannhäuser“, Ges. Schr. V. S. 158.

Wolfram.

So sprich! Erzähle mir! Unglücklicher!
mich faßt ein tiefes Mitleid für dich an!

(Tannhäuser betrachtet Wolfram lange mit gerührter Verwunderung.)

Tannhäuser (langsam).

Wie sagst du, Wolfram? Bist du denn nicht mein Feind?

Wolfram.

Nie war ich es, so lang' ich fromm dich wähnte.
Doch sag', du pilgerstest nach Rom?

Tannhäuser.

Nun denn,
hör' an! Du, Wolfram, du sollst es erfahren!

Noch durchbricht dieses Mitleid nicht das Urtheil der Sitte und die Worte „Nie war ich es, so lang' ich fromm dich wähnte“ geben, gleichsam auf den kürzesten Ausdruck gebracht, die Stellungnahme der Sitte gegen den Verlorenen kund. Dabei ist wiederum die Charakterisierung durch den musikalischen Ausdruck außerordentlich beachtenswert. Das mitleidsvolle gleichsam persönliche Moll weicht bei den Worten „so lang' ich fromm dich wähnte“ dem klaren aber kalt alles Persönliche entfernenden Dur; es ist, als wollte sich der Sprecher aus der Gefühlsverwirrung des Mitleids in die gesicherte Klarheit des Urtheils der Sitte zurückziehen. Am Ende aber überwindet, wie früher Elisabeths erbarmende Fürbitte den rächenden Zorn der Männer, so jetzt in Wolfram das wachsende Mitleid und die bange Besorgnis, daß Elisabeths Opfer vergeblich werden könnte, alle Enge und Kälte des Urtheilspruchs der Sitte und läßt ihn zum Helfer und Mitstreiter Tannhäusers in seinem letzten schweren Kampfe werden.

Tannhäuser ist ohne Zweifel eine der am ausgeprägtesten tragischen Gestalten in Wagners Dichtungen, ganz und gar gestellt auf einen tief innerlichen Widerstreit, den Kampf zwischen „Geist und Sinnen“, mit Wagner selbst zu sprechen, oder wie es kürzlich Hans v. Wolzogen überzeugend ausgedrückt hat, „zwischen dem Willen zum Leben und zur Erlösung, zwischen verzweifeltstem Sehnen und friedenspendendem Glauben, zwischen Zauber und Wunder“. Die Welt des Geistig-Sittlichen trifft Tannhäuser in der enggebundenen Sitte (die Ritter und Sänger), im unbeugsamen Gerichte (Rom), in dem lebendigen sittlichen Fühlen Elisabeths entgegen, das zwar dem gleichen Geiste wie die beiden anderen verbunden, aber darüber hinaus der verzeihenden Liebe und des erlösenden Wunders mächtig ist. Nur in ihrer stärksten Verinnerlichung (in Wolfram) nähert sich die Sitte diesem echtestem Fühlen als Mitleid und schließlich alle Bedenken überwindende Hilfe. Aber erst das aus der Kraft der Liebe erstandene Wunder löst auch in allen anderen den Bann der Sitte und führt sie dem Urquell der Liebe und des Guten zu.

W i e n.

Richard Meiffer.

Besprechungen.

Eberhard König.

Im nachfolgenden Aufsatz sei eine Sammlung ermöglicht auf Wesen und Werk dieses grundechten deutschen Dichters und Denkers.

In seinem „Wieland der Schmied“ geht Eberhard König auf Wagners Spuren und findet doch das Wort von der „heiligen Not“. Dem göttlichen Wieland wie seiner geliebten Walküre Schwanhilt ist dieser Begriff mit ihrer Seele geboren: beide wissen um den wesentlichen Teil ihres Seins, den nie zufriedenen Geist, die ungestillte Sehnsucht. Durch die heilige Not sind auch zwei andere Jugenddramen des Dichters mit dem Wielandspiel verbunden: Filippo Lippi und Gevatter Tod. Pyramidenhaft liegen diese drei faustischen Dramen übereinander. Auf breitester Grundlage, der Erde am nächsten steht der Gevatter Tod, das „Märchen der Menschheit“. Schmäler im Umfang und höher wuchtet sich die Schicht des heldischen Menschentums nach oben, dessen heilige Not der germanische Halbgott verkörpert, und auf dem fein zugespitzten Gipfel menschlicher Art sehen wir in Filippo Lippis tragischem Künstlerzwiespalt das unheilbare Leid der Auserwählten.

Verschieden an Gestalt und Schicksalen sind die drei Träger der heiligen Sehnsucht. Da ist das Patenkind des Todes, das arme Waldkind, der Hans des alten deutschen Märchens, dessen Inhalt der dramatische Dichter zu einem deutschen Dom geweitet hat. Im hingebenden Gehorsam gegen seinen göttlichen Gevatter kann er als ein rechter Franziskus, ja als ein Heiland durch die Welt gehen, getrieben vom Strome des übersinnlichen Lebens, das grüne Blatt am nährenden Baume der Kräfte und der Erkenntnis. Bis es sich löst eigenwillig, bis das Begehren seines Ichs, die im Manne ausbrechende Leidenschaft ihn zum Ungehorsam treibt. Da kommt der Fluch des Todes über ihn. Außerlich groß, stark und gewaltig ohne die Bindungen des Gewissens, flieht er Gott. Aber der sucht ihn. Er flieht den Tod. Aber der steht als zerstörende Macht hinter allem, was er aufbaut, jagt ihn von einer Unrast zur andern, und schal schmecken dem Sieger die schäumenden Becher des Lebens. Über seinen königlichen Purpurmantel, dessen Saum bis ans Ende der Welt reicht, schreitet beharrlich ihm sein Gevatter entgegen, der schwarze Bannerträger, und zwingt ihn mit einem letzten Schlage, den er gegen Weib und Kind führt, zu Boden. Die Notwende ist die Preisgabe alles Erdenglücks, das demütige Verstummen vor Gott, vor dem Gevatter, den er als Freund und Vater sich wieder erobert in der alten Waldheimat. Der verzeihende Tod führt ihn in Liebe heim; das Geigenlied im Einsiedlerhaus singt von der Seligkeit dessen, der überwunden hat. —

Wieland ist ein Mann mit Kampflust und Eroberungsglück, ein Held voll Übermut und Ungeßüm und doch in seiner Liebe voll ergreifender Zartheit und Schönheit. Seine Not beginnt, als die Reidinge sein Götterglück in der Liebe zu Schwanhilt verwüsten und er seine Welt in Flammen aufgehen läßt: die Heimstatt seiner Kunst und seiner gläubigen Sehnsucht. Seine Not wird zur unheiligen Not. Ist es Schicksal und Art germanischer Menschen, so tief zu sinken, wie sie hoch hinaufzugen? Ist es Wesen und Bestimmung auch des ganzen Volkes: jene unsäglich Verwüstung seines Seelengartens nach Katastrophen; jener stumme und blinde Dämmerzustand, mit dem die Götter den schlagen, den sie verderben wollen? Aber ist das auch germanisches Erleben: nicht zu verbluten in Leidenschaft, sondern seines

Blutes Kräfte noch einmal neugeboren zu fühlen, sich selbst noch einmal umformen zu können, Zelle um Zelle, Glied um Glied, um schließlich doch wieder die Flügel zum Himmelsflug zu schmieden?

Bei Filippo Lippi stehen wir auf schmalstem Grat menschlichen Höhenlebens. Nur schlafwandelnd geht der Künstler hier sicher: wenn er im seligen Rausch des Schaffens Formen und Farben seiner Madonnenbilder genießt. Im Wachen können aus seinen Madonnen ihn die Dirnen seiner Sinnenlust anstarren, kann er sich und seinen Ursprung verfluchen ob der irdigen Niedrigkeit, die ihm anhaftet. Ist seine Not ohne Wende, seine Lebenssehnsucht ohne Erfüllung? Seine irdische, ja, seine ewige lag und liegt erfüllt in der himmlischen Schönheit seiner Frauenbilder.

In den beiden Höhendramen von Eberhard König, Teukros und Dietrich von Bern, sind die Hauptgestalten über das Reich des Dämonischen hinausgewachsen; ihr Seelenadel baut Dämme gegen die gierig nagenden Wellen der verderblichen Niedrigkeiten menschlicher Naturen. Während Kleists Penthesilea zu Grunde geht an der Fesselung seiner Seelenmächte durch altgeheiligtetes Gesetz, siegt der Griechen-Phrygier Teukros über das Gesetz der Ebenbürtigkeit durch eigene Geisteskraft und seelische Sicherheit. Der Weg seines stillen Ringens hat ihn zum Ziel adeliger Läuterung geführt:

In unserem Haupte die Gedanken,
Das ist ein ander Volk von sel'gen Göttern,
Und meines eignen Wertes Hochgefühl,
Das ist mein Zeus, der über allem thront.

Die Erhöhung des geläuterten Teukros ist der laufere germanische Dietrich von Bern. In ihm ist die Innerlichkeit des bewußten Menschen zur Macht geworden, die über sein Einzel-Ich hinaus auf die Umwelt gestaltend und hebend, befreiend und erlösend einwirkt. In dieser Verkörperung zeigt das germanische Christentum seine Kräfte und Möglichkeiten zur Weltmacht. —

Bekannter als durch seine Dramen, die in den vaterländischen Spielen „Albrecht der Bär“ und „Stein“ Gegenwartsforderungen erfüllen, ist Eberhard König durch seine Erzählungen und Legenden. Wer vergißt die köstliche Gestalt des Alten Friß jemals wieder aus Königs Rübezahlmär! Wer sieht nicht auf Schritt und Tritt tragische Satiren im „Menschenvolk“, wenn er die Legende vom Waldschraff gelesen hat! Von Künstlerleid und Künstlerlust sagen die kostbaren deutschinnigen Erzählungen „Fridolin Einsam“ und „Ritter Eisensaust“, in denen die Welt der Dolomiten mit ihrer zaubervollen Schönheit und dem aus ihrer Tiefe aufquellenden Born von Sagen und Geheimnissen lebendig wird. Erzählt der Dichter Märchen, wie in „Hollas Rocken“, so sind sie wie uralte und unser eigen; gestaltet er unserer Vorväter sinntiefe Sagen zu neuer Sinnkraft und Künstlerform, auch sie holen Ewig-Altes aus eigenen Volkes Tiefen, funkelndes Gold herauf in lichte Sonne des Tages. So konnte nur ein Eberhard König uns ein Volksbuch schenken, wie seinen letzten Roman „Thedel von Wallmoden“, das Buch von deutschem Troß und deutscher Treue. Der furchtlose niedersächsische Ritter, der „Thedel Unversehrt“, ist in die düstere Zeit gestellt als Wecker und Wegführer zur Notwende: das tapfere Mannesherz, „das seines Gottes voll ist bis zum Rande und es darauf mit der Hölle aufnehmen darf, zu erweisen, daß wahrlich der Furchtlose die Welt meistert.“

Klara Boesch.

Für den von schwerem Brandunglück heimgesuchten Dichter nimmt die Schriftleitung der B. Bl. gern Spenden an.

Eberhard König „Thedel von Wallmoden“.

In seiner Verwahrung gegen den Vorwurf des Pessimismus weist Oswald Spengler uns noch eine Reihe von Aufgaben zu, deren Lösung noch aussteht, u. a. vermißt er „im Lande des Till Eulenspiegel eine Pöffe großen Stils, von welt-historischen Höhen und Tiefen, geistreich, tragisch, leicht und fein; es ist fast die einzige Form, in der man heute Philosoph und Dichter zugleich sein kann, ohne ungerecht zu werden.“ Daß auch in anderer Form eine Dichtung von sogar noch größerer Spannungsweite selbst heute noch möglich ist, hat Eberhard König mit seiner bunten Mär „Thedel von Wallmoden“ bewiesen, die er uns im vorigen Jahre als eine köstliche Weihnachtsgabe bescheert hat. Das ist fürwahr eine wunder-same Dichtung, erdennah und übersinnlich zugleich, eine Synthese von Gegensätzen, wie sie nur die Meisterhand eines echten Romantikers zu einem sinnvollen Ganzen zu gestalten vermag, getragen von tiefer, dogmenferner Religiosität und durchleuchtet von sieghaftem Glauben an das Gute, kurz eines jener seltenen Werke, über die man wohl begeistert sprechen, die man aber nicht besprechen kann sondern nur erleben. In einer prächtigen Selbstankündigung (Deutsche Zeitung vom 13./11. 26) hat Eberhard König Bericht über Art und Entstehung seines Werkes gegeben: wer dem Dichter aber wirklich nahe gekommen ist, wird auch so den roten Faden erkennen, der von „Gevatter Tod“ über „Wielant“, die „Wolkensamweise“, „Teukros“ und „Dietrich von Bern“ zu seinem faustischen Thedelungen zieht. Und dem tiefer Blickenden wird jener Selbstbericht noch in anderer Hinsicht wertvoll sein: als eine neue Bestätigung der Transzendenz des künstlerischen Schaffens. Die künstlerische Absicht des Dichters? Ursprünglich eine ganz andere. Der Plan? Der wurde, wie ihm das Werk unter den Händen wuchs — d. h. jenes überper-sönliche „Muß“, wie Karl Maria v. Weber es genannt hat, gebär ein so sinnvoll einheitlich Ganzes, als sei es entstanden in einem einzigen Rausch dichterischen Empfangens unter dem Zwange jenes übersinnlichen kategorischen Imperativs „Dein Erdenpensum schaff!“, unter dem Hans Pfitzner seinen Palestrina die große Messe in einer einzigen gottbegnadeten Nacht schreiben läßt. Das Werk ist in jedem Betracht wie aus einem Guß. Die formgestaltende Kraft der Idee hat hier einen Ausdruck gefunden, einen Stil — das Wort im weitesten Sinne genommen, — der — gleichwie die Musik im gesungenen Drama — uns sozusagen in eine andere Welt hebt und unsere Seele zu jedem Glauben willig macht, in dem wir auch das Unwirkliche, ja Unmögliche als Wirklichkeit zu nehmen geneigt sind — uns empfänglich macht für Märchenzauber und Höllenspuk, für die derbe Realistik mittelalterlichen Burgenlebens wie die weitherren Himmelsklänge in der licht-flutenden Weite des Reiches der Saligen Frau. Wer nur irgend mit einem feineren Sprachgefühl begabt ist, muß entzückt sein über diese wundervolle, auf einen Grundton gestimmte, und doch allen dynamischen Schwankungen der Stimmung, jedem Zuge eines scheinbar, aber doch nur scheinbar ins Uferlose schwei-fenden Phantasie nachgebenden Ausdrucksform, die mit einem leise altertümlichen Klang über das Ganze eine so überaus behagliche Wärme gießt. Ein köstlich frischer Erdgeruch entströmt der Bildkraft dieser Sprache, die dem gleichen ur-deutschen Boden wie die Dichtersprache Richard Wagners entsprossen ist. Be-wundernswürdig auch die leichte und unfehlbare Sicherheit, mit der der Dichter den einmal gefundenen Stil handhabt: in den 300 Seiten des verhältnismäßig eng gedruckten Buches nirgends auch nur die leiseste Entgleisung aus der einmal ange-schlagenen Tonalität. Und nun der Inhalt — aber wie soll man darüber berichten, erzählen, was seine Hand mit Meisterschaft zu gestalten vermochte, ohne allen Blüten-

staub abzustreifen? — Fürwahr, ein ganz wunderbares Lied hat der Dichter hier gesungen, von Ritter, Tod und Teufel, von Höllehaß und Heldenruß, von Weltsehnsucht und Weltleid, von Liebesweh und Wonneentzücken — ein Lied des Lebens, für das in seiner Gottumfänglichkeit auch der Tod kein Ende bedeutet. Uralters Sagen- und Märchengut, verwoben in ein farbenleuchtendes, fantastisches aber ins Metaphysische vertieftes Geschehen, das eingespannt ist in einen leicht ange deuteten historischen Rahmen — Heinrich der Löwe, Friedrich Barbarossa, eine wunderfeine Berührung der großen deutschen Kaiseridee — und dargestellt in jenem echt romantischen, begrifflich überhaupt nicht zu beschreibenden, sondern nur erfühlbaren Schwanken zwischen Phantasie und Wirklichkeit, in dem gleichwohl die blutvolle Wesenheit der Gestalten sich nirgends ins Abstrakte oder Schemenhaftes auflöst — das ist dieser Thedel von Wallmoden, genannt Thedel Unversehrt, ein „Volksbuch“ im edelsten Sinn des Wortes. Denn die zu Grunde gelegte Mär vom geprellten Teufel diente dem Dichter doch nur mehr als Mittel zur Herausgestaltung eines Wunschbildes des deutschen heldischen Menschen, in dem er alles zusammentrug, was herrlich und hehr in der deutschen Seele. Siegfried, Parzival, Dietrich von Bern leben in Thedel von Wallmoden wieder auf, der unersättliche Tatendrang eines Faust durchwühlt ihn. Ein kampffroher Recke ist er, der dem Teufel grimmige Fehde ansagt in der Überzeugung der Unlöslichkeit seines Bundes mit Gott; ein Suchender, dem auf „der Irniss und der Leiden Pfade“ die Offenbarung wird: „es gibt nur Gott!“, und der in der Reinheit und Lumpheit seiner Seele alle Prüfungen besteht, ohne daß ihm das zum Bewußtsein kommt; ein Erkennender, der durch reinste Weibesliebe ich-entbunden, sich von dem Schweigegebot, der ihm auferlegten Furcht löst und damit die dem Teufel, dem „höllischen Unsinn“, dem „dummen albernem Nichts“, dem „Spuk und Schatten, der von der lichtabgewandten Seite alles Gottbeglänzten her über den Boden kriecht,“ angekündigte Fehde zu frühlichem Ende führt, er, Thedel Unversehrt.

Gewährt es nun schon einen ganz eigenartig spannenden Reiz, zu verfolgen, wie der Dichter in der Wellenbewegung stätiger Steigerung seinen Helden aus köstlich jungenhafter Unberührtheit und Scheu zum Wissenden reifen läßt, so sind die letzten, den Höhepunkt bedeutenden Kapitel von wahrhaft ergreifender Schönheit und Tiefe. Es ist, als ob wir hier dem Herzschlag des Lebens selbst lauschen. Das leuchtet und klingt, ein Glutestrom von beseligender Reine rauscht daher und eine Lichtfülle tut sich auf, deren Glanze das göttliche Bewußtsein all umfassender Liebe erstrahlt. Und in dieser Gewißheit will er noch einmal sein liches Banner erheben, um sich der letzten, jetzt erst erkannten Furcht zu ent schlagen, der Furcht vor dem Fluche der Welt: „Dreimal und tausend mal ein Ja auf ihr Nein, tausendmal Liebe auf ihren Haß. So werb ich noch einmal, in Demut stark um die Welt, werb ich in Liebe um sie, bis sie mich segne.“ So spricht Thedel, der sich auf seinem Satansroß die Herrschaft der Welt hätte erreichen können. Er weiß, daß es den schwersten Kampf kostet, denn „Kampf will Haß! Wer aber hält des Hasses Flammen rein?“ Er weiß aber auch: „Es muß einen Sieg geben, einen Sieg im Wesen, im Sein und Bestand, über uns, in uns.“ Und ob er gleich in diesem Kampfe fällt: Thedel lebt — und mit ihm Sabine, die lebensnotwendige Ergänzung seines Seins — denn er, der furchtlose, wunschlose ist ja selber der mannliche, kindliche Glaube an das Leben.

So erhebt sich in dem verklärenden Scheine von Eberhard Königs idealistischer Weltanschauung jedes Geschehen seiner bunten Märe und ihre Gestalten selbst zum Symbol. —

Dr. Hermann Seeliger.

Etwas von der Dietrichsage.

Garnicht gern spreche ich von mir. Hier hätte ich wohl von „meinem“ Dietrich sprechen können; aber auch das möchte ich vermeiden. Als mein wackerer Verleger Ludwig Schroeter in Berlin mich aufforderte, meinen Nacherzählungen der Edda, des Beowulf, der Gudrun, der Nibelungennot, des Parzival nun auch noch eine solche der Dietrichsage folgen zu lassen, überwand ich meine starken Bedenken nur durch die Erwägung, daß ich damit nichts für mein Genügen und Vergnügen leisten wollte, sondern einzig, womöglich, etwas für den großen Berner. Denn der hatte es nötig. Er steht im Volksbewußtsein noch immer im Schatten des Siegfried. Man weiß von ihm im allgemeinen wenig mehr als den klangvollen Namen. Das hat seine verständlichen Gründe. Vor allem: es gibt wohl eine nordische Thidreksage aus deutschen Quellen, aber keine eigentliche deutsche Dietrichsage. An jene schon ziemlich wirre nordische Fassung hat sich im Laufe der Zeit ein Wust von Bänkelsängerstücklein angeschlossen, worin die Gestalt des Helden schwankend zurückzutreten pflegt vor den Abenteuerern seiner Genossen, der Hildebrand, Wittich, Heime, Dietleib und des lustigen Mönches Ilfan.

„Berühmt“ ist Dietrich vielmehr nur in seiner Bedeutung als Sagenbild des Theodorich. Gerade diese Mischung von Geschichte und Sage ist ein fernerer Grund für die unsichere Stellung der Dietrichgestalt im Volksbewußtsein. Hat man es mit einer heldischen Wiedergeburt des Donnergottes zu tun? Gewiß ist er das. Oder mit einer sagenhaften Erinnerung an den gewaltigen Gotenherrscher? Zweifellos hat man das. Man mag sich den Vorgang etwa also denken: Theodorich lebte in der Erinnerung wie einst Armin; aber der Volksgeist sah ihn wie jenen nicht geschichtlich, sondern er fühlte in dessen Art etwas von dem ihm einst so vertrauten Gott in Rotbart, dem segensreich Starken. Den der neue Glaube verbannt hatte, den suchte die alte Liebe im Dietrich sich zu retten. Aber es gelang nicht recht. Der neue Glaube kam als fremde Kirche ins Volk, die nahm Anstoß am Berner, weniger, weil der alte Donnerer ein Heidengott gewesen — das gehörte der Vergangenheit an —, vielmehr, weil der große Gote ein arianischer Ketzler, ein Feind Roms, also ein verdammter Höllensohn war. Damit bekam unser armer Held Dietrich für immer — wie man sagt — seinen „Tempelmerks“! Er versiel nun wieder der Sage als „wilder Jäger“. Der Berner als verfluchter Hackelberend! Theodorich auf schwarzem Teufelsroß in den Vesuv gesprengt! — Wie strahlend ging Siegfried unter und in ein ewiges Sagenleben ein!

Siegfried Wagner hat in seinem „Vanadietrich“ diesen Abschluß in eigentümlicher Weise benützt, da er gerade das Dämonische des Dietrichwesens dramatisch gestalten wollte. Auch sein Dietrich vergeht sich durch sein vom Teufel ihm abgeloektes Gelächter im Heiligtum gegen die Kirche; aber der Fluch, der ihn zum wilden Jäger machen sollte, wird gelöscht durch die erlösende weibliche Liebesmacht, womit wiederum die Ursagenwelt des Elementarischen als Heimkehr in das Naturreich der Schwanenjungfrau zum Siege gelangt über Dämonie und Kirche, Teufel und Rom. Dies ist eine bewundernswerte dichterische Tat, die für sich bestehen bleibt. Davon durfte ich keinen Gebrauch machen, da „mein“ Dietrich (ich kann's doch nicht ganz vermeiden!) als der Held der Sagen Gesamtheit sich darstellen sollte. Dazu war denn allerdings erst diese Gesamtheit, dies Sammelsurium, einigermaßen klar zu stellen, äußerlich zu ordnen und dabei in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Auch hierzu mußte jedoch das „Ewigweibliche“ helfen. Es geht nicht ohne dies in der Mythenwelt! Der Donnergott mußte seine Lichtgöttin finden. Wäre diese mir nicht erschienen, konnte Dietrich nicht erscheinen.

Wenn man ans Sichten des Stoffes geht, was hat man in der Hand? Da sind zuerst ein paar lebensvolle Riesenspäße aus der Jugendzeit. Dann tritt ganz deutlich hervor: Laurins Rosengarten. Etwas weiter, aus dem halbgeschichtlichen Verhältnis zum König Ermenrich, plötzlich, unerklärt: Dietrichs Flucht zum Egel. — — — Ohne Motiv kommt man hier nicht weiter. Die Nibelungen von Worms am Egelhof drängen sich dazwischen. Dort finden sie den gebannten Dietrich; für seine Sage sind sie nicht zu brauchen. Andererseits findet der Verbannte am Egelhof die liebliche Herrat. Die wäre wohl gern zu begrüßen. Aber dies alles verschwimmt, schwimmt auf unklarer Abenteuerflut. Der Dramatiker mag die Teile, die Episoden, die Personen selbständig gestalten, und das hat Eberhard König getan: Sibich — Herrat — die Rabenschlacht. Der Epiker, auch nur als Nacherzähler — sogar unzählter Dinge, muß weiter ausgreifen, um das Gewebe einer einheitlichen Handlung zu spinnen. Wo läuft der Faden, der den Helden von seiner abenteuerlichen Jugend durch Laurins Zauber in die Verzweiflung seiner Flucht zum Egel führte? Wo liegt die Schuld, die ihn belastet, die ihn verbannt, die er zu büßen hat? Ist diese Frage nicht zu lösen, so bleibt die ganze Dietrichsage als Geschichte inmitten hilflos stecken. Oder — gäben am Ende die späteren, verworrenen, an sich wenig anziehenden Geschichtlein wenigstens einen Zug her, der wie ein Faden aufsähe? — —

„Virginal“! Ein ganz unbrauchbarer latinisierter Frauenname. Eine ganz unklare, nebensächliche Frauengefalt. Irgendein Bänkelsänger etwa aus dem 14. Jahrhundert mag das Stücklein erfunden oder auch gefunden haben. Dietrich befreit eine Jungfrau, Virgo, „Virginal“, aus belagerter Burg. Sie scheint nicht menschlicher Art, Alben dienen ihr, ihre Feinde sind Riesen und Unholde, ein geheimnisvoller Karfunkel strahlt aus ihrer Krone. Es weht mythische Luft, aber sie bildet nur spukhafte Nebel. Und wie die Befreite dem Helden gefolgt ist, verschwindet sie wieder aus seiner Geschichte. Warum verläßt sie ihn? Das dürftige Geschichtlein versagt. Ein anderes Bild schwebte mir vor: eine Wiedergeburt der Freia! In einem glücklichen Augenblick, dort in den Tiroler Bergen, ist sie dem Helden erschienen, der selber eine Wiedergeburt des Donnerers war. Und danach? Danach kam das schlimme Abenteuer in Laurins Zauberreich mit der seltsamen Folge der ehelichen Verbindung der blonden Sinbild mit dem dunklen Albenfürsten. Seitdem hört man nichts mehr von ihr. Was ist da geschehen? Ja, da lag seine Schuld! Durch sein verblendetes Betreiben jenes widernatürlichen Bundes, jener unreinen Blutmischung zwischen Germanin und Alben, hat er das innerste Wesen der Göttin, die der reinen Liebe waltet, freventlich verlegt. Das ward ihm zum Fluche. Von ihr verlassen, verliert er den Glauben an sich, verliert Glück und Stern seines Lebens. Er fühlt sich verworfen, verbannt, und verbannt sich selber zum Egel. Daß er dort die holde Herrat findet, die nun liebend an seine Seite tritt, das darf der Leidende als ein Zeichen nehmen, daß ihm Gnade zuteil ward. Aus Herrats Augen blickt ihn Freia an. Damit ist der Faden wieder angesponnen zum Fortgang der Geschichte von Dietrichs siegreicher Heimkehr und großem Königtum. Aber diese göttliche Frau, sie durfte nicht „Virginal“ heißen und konnte doch hier in der Menschenwelt auch nicht mehr Freia sich nennen. Nach Namen suchend fand ich: „Frau Saelde“, die mittelalterliche Verkörperung des Glückes und Segens, in alter Sprachform: Frau Salida.

Nun war die Dietrichsage beisammen und in den letzten Wochen von 1926 ward sie niedergeschrieben. In den ersten Frühlingstagen von 1927 lernte ich Eberhard Königs „Thedel von Wallmoden“ kennen. Was mußte ich da sehen?! In denselben Tiroler Bergen, wo Dietrich meine Frau Salida als Huldspenderin sich ge-

wann, erfährt der echte Dietrichsmensch Thedel die Huld einer „Saligen Frau“. Den Thedel haben hoffentlich schon recht viele gelesen und genossen; der Dietrich tappt bescheiden nach. Auch sein „Falke“ kann das Teufelsroß Thedels nicht erreichen! Litterarischer Spürsinn wird mich nun sicherlich Plagiator schelten; und doch liegt hier nur wieder einmal eine Duplizität der Fälle vor. Immerhin: „Aus zweier Zeugen Mund“ — wir haben beide eine und die selbe Wahrheit kundtun wollen: deutsche Heldenart bedarf des Ideales. Sie ersehnt es, sie sucht es, sie jagt ihm nach. Dichterisch erscheint es in Frauengestalt. Zur „Tuturzel“ ist es dem wilden Jäger geworden, die seiner spukhaften Nebelschar voraus fliegt. Der Berner jagt nicht mehr, er sucht die entschwundene göttliche Frau. „Und einmal wird er sie finden, und selig sind sie vereint.“ Damit konnte ich nun die Dietrichsage beschließen. Ihr Sinn ist heldischer Idealismus. Das ist ein Idealismus der Tat, der sich innerhalb der Welt so oft und zuhächst im heldischen Leiden zu betätigen hat. Auch Dietrich ist Tatheld und Leidensheld in einer Gestalt. Er vereint in sich gewaltigste leidenschaftliche Kraft mit größter Gefühlstiefe und Gewissenszartheit. Er vermag sich zu beugen und zu büßen und bleibt doch Mann, Held und König. Seine Geschichte, wenn sie gereinigt und geeinigt sich darlegt, lehrt den Idealismus als Gesinnung in dreifacher Beziehung: im Kampfe für das Gute und das Recht, in der Ehrfurcht vor der eigenen Edelart und Meidung fremden Blutes, in der Treue zur Heimat auch in der Verbannung und Fremde. So spricht die Sage auch zu unserer Zeit und zu unserer Jugend. Mehr noch wie Siegfried darf Dietrich ein Vor- und Mahnbild sein. Halb geschichtlich steht er mehr mitten in der Welt und als Sagengestalt erhebt er in sich bereits das Germanentum zur Höhe christlichen Geistes, beides in seiner Reinheit erfasst. Das aber ist es, was dem deutschen Wesen die Zukunft sichert. Möge es denn auch durch die Dietrichsage vor allem der deutschen Jugend noch etwas zu sagen und zu sein vermögen.

Es ist zu hoffen, daß das Buch, mit Franz Staffens Zeichnungen, zu Weihnachten dieses Jahres erscheinen kann.

Hans von Wolzogen.

Bayreuther Festspielführer 1927. Her. von Paul Preßsch.

(Bayreuth, Georg Niehrenheim. 304 S. M 5.50.)

Der Festspielführer hat mit der Zeit sich immer mehr litterarisch ausgewachsen. Ein erfreuliches Zeichen! Denn er wird von Festspielgästen gern gekauft, welche also einer vergeistigten Auffassung des Bayreuther Erlebnisses nicht abgeneigt zu sein scheinen. Und der Leserkreis ist nicht auf die Besucher beschränkt; wer für Bayreuth geistige Teilnahme hat, wird gern danach greifen. Dr. K. Grunsky hat das große Verdienst, das Buch, welches ehemals nur ein Büchlein war, auf die kulturelle Höhe erhoben zu haben, daran wir uns in ihm erfreuen dürfen. Indem Paul Preßsch die Herausgabe im gleichen Geiste übernommen hat und fortführt, wird es nun recht eigentlich in Bayreuth selbst geschaffen, ein Teil der hiesigen Arbeit. Mit besonders reichhaltigem Inhalt und Bilderschmuck (woran der Herausgeber als „Photograph“ mit Künstler- und Naturblick nicht zu unterschätzenden Anteil hat) bietet es sich als würdiger Beitrag zur „50 Jahr-Feier“ der Festspiele dar. Aber Bayreuth im allgemeinen findet man verständnisvolle Worte des Herrn Oberbürgermeisters Preu und des Vorsitzenden der R. Wagner-Gesellschaft Dr. Jenne („Um den Ewigkeitswert Bayreuths“); im besonderen behandelt Obermaschinen-direktor Friedrich Kranich das „Problem der offenen Verwandlungen bei Richard

Wagner" und Kapellmeister Karl Rittfel mit humoristischer Laune, dabei dankenswert über die Bayreuther Arbeit belehrend, den Doppelbegriff „Festspiel" und Festspiel. Von geschichtlichem Werte sind die vollständigen Verzeichnisse aller Mitwirkenden seit 1876. Wie viel Erinnerungen tauchen dabei einem Altbayreuther wieder auf! Zu Bayreuth gehört auch der „Biographische Wagnersaal" mit dem „Glasenapp-Gedenkzimmer" von Helena Wallem — und das bedeutet: von Glasenapp'schem Geiste! Darüber berichtet Hans Raitzel der Bayreuther Dichter. Dem Meister widmen vortreffliche Abhandlungen Gustav Köll und Dr. Gg. Lange („R. W., der Verkünder deutschen Niederganges und Aufstiegs"); ferner Paul Bülow „Das Kunstwerk R. W.'s in der Auffassung Friedrich Lienhard's". Hier klingt schon die geistige Devise „Weimar und Bayreuth" vor, wozu die Rede Henry Thode's bei der Enthüllung des Liszt-Denkmal's in Weimar 1902, also vor 25 Jahren, eine edle Ausführung liefert. Die Weimarer Festspiele 1926 würdigt Albert von Puffkammer. Der hohe künstlerische Wert dieser schönen Tat bleibt bestehen, wenn auch jugendlicher Mut diesmal nicht gut zu rechnen verstand. Ohne jugendlichen Mut käme es nicht zu solchen Taten. So lebt auch die hochwichtige Bewegung des Bayreuther Jugendbundes mutig weiter in die Zukunft hinein; wozu Reinhold Zimmermann und Otto Daube anregend und berichtend sich äußern. Die drei Festspielwerke gaben Anlaß zu mehrfacher Betrachtung. Auf den „Ring" beziehen sich die Aufsätze Adolf Vogl's („Die Ideenwelt des Rheingold"), Arthur Prüfer's (Herders „Iduna"), Reinhold Zimmermann's („Siegfried ein Sinnbild, aber auch Vorbild"), des Dr. Felix Groß' („Wotans Auge") und vorzüglich lesenswert Prof. Friedrich Lange's „Der heutige Stand der Nibelungenforschung". Dem zur Seite zu stellen ist Prof. Wolfgang Goltz's „Die mittelalterlichen Tristandichtungen". Prof. Alfred Lorenz war der vor allem Berufene über „Die Tonalität in Tristan und Isolde" zu schreiben; in die Romantik (Novalis) führt eine Betrachtung von Otto Osten: „Der romantische Mensch und seine unendliche Verwandlung in W.'s Tristan und Isolde". „Parsifal" erscheint in verschiedenen Erinnerungsbildern: während Ludwig Hartmann seine erste Parsifalsfahrt schildert, erzählt uns M. G. Conrad vom „Gralsraub", wobei er einst so ritterlich gekämpft und „viel erfuhr"; mit anmutiger Frische aber plaudert Engelbert Humperdinck in seinen „Parsifal-Skizzen" von seinen Erlebnissen zur Zeit der Entstehung des Werkes in Bayreuth und Palermo, und wir danken seinem bei den Festspielen tätigen Sohne dafür, daß er uns an diesen Plaudereien von 1907 wiederum teilnehmen ließ. Es ist zugleich ein Gedenkblatt zu Ehren Humperdinck's. So wird auch Sternfeld's, Ballings, Chamberlains, Gjellerup's (von Karl Alfr. Meyer) und Hans Richters im „Führer" gedacht, dazu von den Lebenden Franz Staffens (durch Herbert Müller). Eine alte Erinnerung an einen noch lebenden edlen Wagnerfreund, den Grafen Apponpi, den begeisternden Festredner von 1876, weckt die Mittheilung seiner geist- und schwungvollen Beethoven-Rede von 1927. Gewiß hätte Mancher noch andere uns bedeutsam Nahestehende (z. B. Stein † 1887, Knieße seit 1887 hier tätig, Schemann 75jährig) erwähnt zu finden gewünscht — aber: „sunt denique fines"; es ist schon ein schier überstarker Band geworden, und der Zukunft muß auch noch etwas überlassen bleiben. Sehr viel Raum nehmen ja freilich die Bilder ein; aber wer möchte sie entbehren, wenn er sich schon einen „Führer" kauft? Unter den hübschen Erinnerungen an Bayreuth und Umgegend hat einen besonderen Wert der noch nie gesehene Anblick des Festspielhauses im Anfang des Baus, nach einer Photographie von Adolf von Groß, der sozusagen selber zu den „Bauherrn" gehört, und der unserer stäten Verehrung und Dankbarkeit bei dieser Gelegenheit, nach den „50 Jahren Bayreuth", noch so recht ausdrücklich versichert sei! — Die vollständigen Bilder der Mitwirkenden

werden immer gern gesehen, wenn sie auch nicht alle gleich günstig geraten sind; man wird später bei ihrem Anblick noch manch schönen Eindrucks gedenken, den man einst empfing. Denn, wie gesagt, der Festspielführer hat und behält seinen bleibenden Wert als ein rühmliches Stück Bayreuther Litteratur.

H. v. W.

Bayreuth und Draußen.

I.

50 Jahre „Allgemeiner Richard Wagner-Verein“.

Gedenkworte und Geschäftsbericht

der Hauptversammlung des Vereins im Rathaus zu Bayreuth
erstattet am 21. Juli 1927

von Richard Linnemann.

Das musikalische Kunstjahr 1926/27 steht im Zeichen der Erinnerung an zwei der ganz großen Meister: Richard Wagner und Ludwig van Beethoven.

Im August vorigen Jahres vollendeten sich 50 Jahre, seit im Festspielhaus, dort oben auf dem grünen Hügel an der Bürgerreuth zum ersten Male Festspiele mit der Erstaufführung vom „Ring des Nibelungen“ stattfanden, und dieses Ereignisses wird mit den heurigen Festspielen, von denen wir eben tief ergriffen herrliche, eindrucksvolle Aufführungen von Tristan und Isolde und Parsifal erleben durften, in würdigster Weise gedacht.

Im März dieses Jahres gedachte die ganze Kulturwelt des Tages, an dem der große Meister Beethoven für immer von dieser Erde schied. Wahrlich, es war ein erhebender Eindruck, wie überall, nicht nur in seiner Heimat Deutschland, auch nicht nur in Europa, nein, auch in fernen Erdteilen, in Gegenden, von denen man kaum ahnt, daß so etwas möglich wäre, dieses Tages gedacht wurde. Es war wie ein Augenblick des Aufhorchens, wie eine Atempause, im Hasten und Vorwärtstürmen der Gegenwart, die fast nur noch auf die möglichst schnelle Überwindung von Zeit und Raum eingestellt erscheint, daß so ein stilles, ernstes Gedenken heute noch möglich sei. Und dabei hat Beethoven keine Weltrekorde aufgestellt oder geschlagen, sondern nur mit seinem Riesengeiste völkerverbindend, millionenumschlingend der Welt mit vollen Händen herrlichste Gaben beschert. Es muß schon ein ganz Großer sein, wenn ein Künstler seiner Zeit den Stempel seines Geistes ausdrückt; wie viel größer noch muß er aber sein, wenn dieser Geist ein Jahrhundert überspannt, ein Jahrhundert, in dem die musikalische Romantik geboren, und wohl schon für überwunden gilt, während der Geist Beethovens heute noch unter uns lebt, als wäre der Meister eben erst von uns gegangen.

Und wir Bayreuther haben allen Grund, Beethovens zu gedenken, hat doch wohl kaum ein anderer Musiker im Leben unserer Meister eine so tiefe, verständnis- und verehrungsvolle Liebe gefunden, wie Beethoven. Schon der 18jährige Student der Musik verfertigte eine zweihändige Klavierbearbeitung der 9. Sinfonie, um sich mit der Partitur vollkommen vertraut zu machen. Der königliche sächsische Hofkapellmeister wählte dann, gegen den Willen des Orchesters, für das Palmsonntagskonzert des Jahres 1846 die 9. Sinfonie aus, und verfaßte dazu jenes Programm,

in dem er, unter Mitbenutzung von Zitaten aus Goethes „Faust“ das Werk, das damals der Vergessenheit anheim zu fallen drohte, dem Verständnis des Orchesters und des Publikums so nahe brachte, daß der Erfolg auf seiner Seite war. Auch in der Züricher Zeit wählte Wagner, wenn er gelegentlich den Taktstock ergriff, meist Werke Beethovens aus, und in den Triebtschener Jahren, die er zu den glücklichsten seines Lebens zählte, läßt er sich Streichquartette Beethovens durch talentvolle Musiker, denen er besonders die letzten Quartette durch Erläuterungen des gedanklichen Inhaltes nahezubringen versteht, vorsühren. Endlich, als er am Ziele seines Wunsches angelangt ist und den Grundstein zu seinem Festspielhaus legt, tritt er selbst als Komponist fast ganz zurück, und gibt mit der denkwürdigen Ausführung der 9. Sinfonie am 22. Mai 1872 im alten markgräflichen Opernhaus in Bayreuth dem geliebten Meister Beethoven das feierliche Werk. blieb auch der Gedanke aus den Jahren der Pariser Notzeit, eine umfassende Biographie Beethovens zu schreiben, unausgeführt, so feierte er doch den 100jährigen Geburtstag des großen Sinfonikers mit seiner großen, künstlerisch ästhetischen Studie „Beethoven“, die er, angesichts der unerhörten Waffentaten der Deutschen im Kriege 1870, mit den denkwürdigen Worten schloß: „Dem Weltbeglückter gehört der Rang noch vor dem Welteroberer.“

Und nun zum 50jährigen Jubiläum der „Bayreuther Bühnenfestspiele“. Es erübrigt sich in diesem Kreise etwas darüber zu sagen; wir haben ja Alle mehr oder weniger lange Zeit hindurch vieles mit erlebt. Aber erinnert sei daran, daß das Jahr 1927 eigentlich das Jubiläumsjahr unseres Vereins ist.

Nach dem großen künstlerischen Erfolg der ersten Bühnenfestspiele des Jahres 1876 stellte sich noch im gleichen Jahre ein beträchtliches Defizit heraus, das aber trotz des Aufrufes des Meisters an die Patrone seines Unternehmens nicht gedeckt werden konnte.

Als dann trotzdem eine Wiederholung der Festspiele allseitig gewünscht wurde, antwortete der Meister mit dem Plane einer „Schule deutschen Stiles“, den er im Frühjahr 1877 entworfen hatte. Am 15. September 1877 versammelten sich die Delegierten der verschiedenen, bis dahin einzeln tätigen Wagnervereine in Bayreuth, und in dieser Versammlung legte der Meister seine Gedanken über die Weiterführung seiner Pläne vor in jener denkwürdigen Rede, die uns nach dem Stenogramm Franz Munkers erhalten ist. Der Grundgedanke der Ausführungen des Meisters war die Bereitwilligkeit „6 Jahre hindurch mit einigen ausgewählten Freunden unentgeltliche Übungen und Ausführungen in einem originalen deutschen Stile musikalischer Kunst mit jungen Musikern und Sängern zu veranstalten, so daß im ersten Jahre 1878 klassische Symphonie- und Kammermusik, in der folgenden dramatische Musik und hierbei seine sämtlichen Werke vom „Holländer“ bis zum „Ring“ zur Übung und Ausführung gelangen würden“.

Die Versammlung hatte den Schulplan, und die sonstigen Vorschläge bereitwilligt und dankbar angenommen und zu seiner Durchführung den „Bayreuther Patronatverein“ begründet. Der vom Meister seinerzeit ernannte „Verwaltungsrat der Bühnenfestspiele“ übernahm den Vorsitz dieses Vereins, der in Vertretungen und Zweigvereine eingeteilt war, die sich aus den früheren Einzelvereinen bildeten.

Hans von Wolzogen legte die „Grundlage und Aufgabe des Allgemeinen Patronatvereins zur Pfllege und Erhaltung der Bühnenfestspiele“ in seiner 1877 erschienenen Schrift nieder.

Die Schule, die am 1. Januar 1878 ins Leben treten sollte, begegnete so großer Teilnahmslosigkeit, daß der Meister sich schon am 1. Dezember 1877 zu der Er-

klärung gezwungen sah, den Schulplan auf eine günstigere Gelegenheit zu vertagen, und vorschlug, der Verein solle die Mittel sammeln, „um erstens ein gemeinsames geistiges Band in Form einer Zeitschrift „Bayreuther Blätter“ zu erhalten“, und zweitens zum mindesten für das Jahr 1880 die Aufführung des „Parsifal“ materiell zu ermöglichen. Auch diese Vorschläge fanden allgemeine Annahme und der Verein entwickelte sich so, daß er schon 1877 in Deutschland und dem Ausland 78 Vertretungen hatte und die „Bayreuther Blätter“ nach 188 Orten gingen.

War auch dieser Anfang kein unerfreulicher, so wäre doch damit die Sicherstellung eines Festspiel-Unternehmens bei einem Jahresbeitrag von *M* 15.—, wofür auch noch die „Bayreuther Blätter“ geliefert wurden, unmöglich gewesen, trotzdem in hochherzigster Weise der Fabrikant Friedrich Schön in Worms ein Kapital von *M* 10 000.— für den Fonds 1879 gespendet hatte. So mußte der Meister am 15. Juli 1879 wieder erklären, daß eine Aufführung des „Parsifal“ im nächsten Jahre noch nicht möglich sei. Unter Führung von Friedrich Schön, zusammen mit Dr. Richard Pohl, Emil Heckel u. a. erließ der Patronatsverein einen neuen Aufruf, dem Meister zu seinem 70. Geburtstage durch Schaffung eines Kapitals von 1 Million Mark die materielle Sicherung des Werkes von Bayreuth zu schaffen. Dieser Aufruf hatte als größten Erfolg die hochkünstlerische Tat Hans von Bülow's, der durch seine Klaviervorträge einen Fonds von *M* 20 000.— bildete, der später um das Doppelte von ihm erhöht wurde.

Aber trotz allem konnte der Verein den vom Meister gewünschten und erhofften Zweck nicht erreichen. So richtete der Meister 1882 seinen „offenen Brief“ an Friedrich Schön, in dem er die „erste und allerwichtigste Aufgabe für ein neu zu bildendes Patronat“ darin erblickt, „die Mittel zu beschaffen, um gänzlich freien Zutritt, ja nötigen Falls die Kosten der Reise und des fremden Aufenthaltes solchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Loos der meisten und oft künftigen unter Germaniens Söhnen zugefallen ist.“

Danach legte nach der ersten Patronatsaufführung des „Parsifal“ ein Komitee, bestehend aus Friedrich Schön, Ludwig Schemann und Hans von Wolzogen einer nach Bayreuth einberufenen Versammlung ein neues Statut vor. Dieser neue Verein konnte aber aus vereintechnischen Gründen nicht sofort ins Leben treten; es erhob sich Widerspruch trotz eifrigster Bemühungen der obigen „Drei“, woraufhin der Meister durch Heinrich von Stein die Erklärung abgeben ließ, der Verein habe sich aufzulösen.

Da waren es wieder die Getreuen, die zusammenhielten, was zu halten war, und sie gaben eine Erklärung ab, die die Auflösung des Vereins tatsächlich verhinderte und eine Neuordnung in Aussicht stellte, aus der folgendes, als das Wichtigste, erwähnt sei: „Die fernere Vereinigung der bisher im Patronatsvereine verbundenen Anhänger wird ihre Lebensaufgabe darin erblicken, für alle Fälle vorhanden zu sein, wo immer es einer Opferwilligkeit für das Bayreuther Werk in allen seinen Teilen, und allen aus dem Wandel der Zeiten ihm erwachsenden Gestaltungen, am dringlichsten bedürfte“.

Da trat 1883 das Ereignis ein, das alles zu ändern, ja für die Zukunft unmöglich zu machen schien: der Meister wurde von dieser Erde abgerufen.

Wie eine Befreiung nach diesem jähen Schlage wurde es empfunden, daß trotzdem, wenige Wochen später, der Verwaltungsrat die Erklärung abgeben konnte, daß die vorbereiteten Festspiele von 1883 gesichert seien und stattfinden würden. Sofort traten nun auch alle in dem Verein noch zusammengeschlossenen Freunde zu Pfingsten in Nürnberg zusammen und dort wurde am 14. und 15. Mai 1883 die Statuten des „Allgemeinen Richard Wagner-Vereins“ festgestellt

und beschlossen. Es besteht aber wohl kein Zweifel darüber, daß der unter diesem Namen heute hier versammelte Verein nur mit Satzungsänderung und neuer Namensgebung nun auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken kann. Des Umstandes wollen wir heute gedenken. War 1877 die Anregung zur Vereinsbildung von Leipzig ausgegangen, wobei die Herren Prof. Dr. Carl Riedel und Rudolf Jenker besonders zu erwähnen sind, so ging diesmal die Aufforderung von den beiden stärksten Vereinen: München und Wien aus. Auch hier sei besonders dankbar der Herren Ferdinand Graf Sporck in München und Dr. Voller und Prof. Höfler in Wien gedacht.

Zu diesen gesellten sich, getreu der erwähnten Erklärung, noch Ludwig Schemann, Friedrich von Schön und Hans von Wolzogen, so daß diese drei Männer mit den Genannten aus München und Wien, die Begründer unseres Vereins sind. Wir haben die stolze Freude, zwei von ihnen, die Herren Friedrich von Schön und Hans von Wolzogen unter uns zu sehen, und ich bitte die Versammlung, sich zur Ehrung dieser Beiden und als Zeichen unseres Dankes für die 50jährige Vereinstreue von den Plätzen zu erheben. (Geschicht.)

Wohl jeder von uns, der die Ehre und die Freude hat, diesen Edel-Männern näher getreten zu sein, betrachtet es als ein Glück und eine Erinnerung für sein ganzes Leben. (Lebhafter Beifall.)

Die Zentralleitung des „Allgemeinen Richard Wagner-Vereins“ lag zuerst in den Händen der Ortsgruppe München. Veröffentlichungen, wie Bayreuther Festblätter, Bayreuther Taschenkalender u. s., die wenig finanziellen Erfolg hatten, ließ man später wieder fallen. Die Stipendienstiftung, aus der Wormser Stiftung hervorgegangen, war ganz selbständig geworden, unter Führung von Friedrich von Schön. Später ging die Zentralleitung auf die Ortsgruppe Berlin über, wo sie bis 1911 blieb. Damals mußte Dr. von Casselmann, der Oberbürgermeister von Bayreuth, die Interesslosigkeit mancher Ortsvertretungen feststellen, und Prof. Höfler, Wien, schlug unter den Umständen die Auflösung des Vereins nach 1913, dem Anheimfall der Urheberrechte an Werken Richard Wagners und vermuthlichen Freigabe des „Parsifal“ an die allgemeinen Bühnen, vor, wünschte aber die Unterstüßung der Stipendienstiftung, sowie die Bayreuther Blätter als geistiges Bindeglied zu erhalten. Das wären Aufgaben gewesen, die Hans von Wolzogen einmal so herrlich bezeichnet, „als ein praktischer Ausdruck des Parsifal-Geistes: Mitleid und Wissen sollten beide betätigt und gefördert werden, durch die Stiftung und die Zeitschrift des Meisters“. Beschlossen wurde auf diesen Antrag die Einsetzung einer Kommission, die die Prüfung der Verhältnisse vornehmen und der nächsten Versammlung Bericht erstatten sollte.

Aber schon 1912 hatte Prof. Höfler, nach Fühlungnahme mit den alten Freunden, eingesehen, daß eine Reformierung einer Auflösung vorzuziehen sei. Auch Friedrich von Schön sprach sich in einem ausführlichen Brief vom 10. 6. 1912 an die Zentralleitung für die Erhaltung des Vereins aus und stimmte den Wienern zu. So kam auf die Hauptversammlung dieses Festspieljahres der Antrag Höfler:

1. Schaffung einer neuen Satzung.
2. Einsetzung einer Kommission dafür.
3. Leipzig, die Geburtsstätte Richard Wagners, sei Sitz der Zentralleitung.

Friedrich von Schön hatte einen Eventualantrag eingeschickt, für den Fall der Auflösung den „Festspielfonds“ von damals ca. M 89 000.— der Stipendienstiftung zu übereignen, zog ihn aber zurück, nachdem der Antrag Höfler einstimmig angenommen wurde.

Die Zentralleitung kam 1912 nach Leipzig, wo ich seitdem den Vorsitz führe. Unsere erste Aufgabe war, gemäß dem Antrag Höfler, die Schaffung einer neuen Satzung. Ein Ausschuß, bestehend aus den Herren: Geheimrat Professor Dr. Sternfeld, Berlin, Dr. Wolfgang Riegler und Theodor Köchert, Wien, Hans von Wolzogen, Bayreuth, Redakteur Püringer, Dresden, Justizrat Dr. Haller, Gera, Dr. William Behrend, Kopenhagen, sowie Geheimrat Dr. von Hase, Professor Dr. Prüfer und Richard Linnemann, Leipzig, trat am 3. Mai 1913 in Dresden zusammen und entwarf die neue, heute noch geltende Satzung, die von der Hauptversammlung des Festspieljahres 1914 angenommen wurde.

Im November 1912 hatte Herr von Schön der Leipziger Zentralleitung sein Gesuch eingereicht, betreffend die Erweiterung der Stipendienstiftung. Daraufhin richtete die Zentralleitung an den Deutschen Reichstag das Gesuch zum 22. Mai 1913, dem 100. Geburtstag Richard Wagners, *M* 500 000.— oder deren Zinsen in jedem Festspieljahr der Stipendienstiftung zu überweisen. Dies Gesuch hatte das gleiche Schicksal, wie die Eingabe an den Reichstag in Sachen des „*Parfifal-Schußes*“. Auch diese Bewegung ging von uns aus, und die in 4 Bände gebundenen Unterschriften, die heute im Wagneraal von Fräulein Helena Wallem liegen, sind alle durch unsere Hände gegangen und der Wortlaut der Eingabe von uns verfaßt worden.

Auch die Eingabe des Herrn von Puttlich, die Tantième für die erste Aufführung eines Wagnerwerkes nach dem 1. Januar 1914 der Stipendienstiftung zu überweisen, wurde von uns unterstützt.

Dann kam der Weltkrieg! Der Allgemeine Richard Wagnerverein sah sich gezwungen von einer *Einziehung* von Mitgliedsbeiträgen einstweilen abzugehen. Es konnte ja auch keine Versammlung stattfinden, die damals oder in der Inflation die Höhe der Beiträge festgestellt hätte. Dadurch haben wir viele Mitglieder verloren und an andere Organisationen, die sich nach Wiederaufnahme der Festspiele seit 1924 bildeten, abgeben müssen.

Auch die Vorbereitungen zur Begründung der Deutschen Festspiel-Stiftung vom 7. Juni 1921 in Bayreuth ist auf die Einberufung einer Zusammenkunft des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins nach Leipzig 1920 zurückzuführen, und es ist ein Beweis echten Bayreuther Geistes und klarer Erkenntnis des Notwendigen, daß Albert von Puttkamer den von ihm begründeten Bayreuther Bund förmlich auflöste und sich an die Spitze der Deutschen Festspiel-Stiftung stellte und in die Zentralleitung unseres Vereins mit eintrat. Dafür gebührt ihm ganz besonderer Dank. Nicht minder sollen wir danken dem Magistrat der Stadt Bayreuth und seinem Herrn Oberbürgermeister Hofrat Preu, der in gleicher Weise getreu der Überlieferung seiner Vorgänger unseren Verein in selbstloser Weise tatkräftig unterstützte.

Wenn ich nun zum eigentlichen „*Geschäftsbericht*“ über die letzten zwei Jahre übergehe, so muß ich sagen, daß seit unserer Versammlung im Festspieljahr 1925 sich wenig ereignet hat, was hier noch zu erwähnen wäre. Die Zeit war ausgefüllt mit Beratungen über die von uns angeregte Gründung einer *Richard Wagner-Gesellschaft*, und wir konnten einer nach Weimar einberufenen Versammlung einen Entwurf für eine solche vorlegen, der aber mißverstanden und abgelehnt wurde. An seine Stelle sollte eine *Arbeitsgemeinschaft* treten, über die wir unter Punkt 4 der heutigen Tagesordnung sprechen werden. Inzwischen haben wir in mehrfachen Zusammenkünften und Beratungen die neue Satzung unseres Vereins ausgearbeitet, die wir unseren Mitgliedern heute vorlegen und womit sich Punkt 3 der Tagesordnung beschäftigen wird. Auch die Beziehungen mit

den alten Kreisvereinen und Ortsvertretungen haben wir aufrecht erhalten bzw. wieder neu aufgenommen.

Erfreulich ist die Neubegründung eines Zweigvereins Würzburg, an dessen Spitze Herr Universitätsprofessor Dr. Lubosch getreten ist. Durch offiziell genannte Delegierte sind heute hier folgende Ortsgruppen vertreten: Bayreuth (Studienrat Schmidt), Falkenstein i. Erzgebirge (i. B. Jenker), Graz (Architekt Hofmann), Leipzig (Rechtsanwalt Cunio), Wien (Dr. Riegler), Würzburg (Professor Dr. Lubosch). Entschuldigt haben sich die Ortsgruppenvertreter: Bonn, Dessau, Dresden, Gera, Kopenhagen, Mainz. Die Ortsgruppe Hamburg hat sich selbständig gemacht, die in Reichenberg i. B. nach 30jährigem Bestand, ebenso wie die in Kempten i. B. aufgelöst. Mit den Auslandsvereinen in Kopenhagen und Barcelona wurden die Beziehungen persönlich und schriftlich wieder aufgenommen.

Am 13. August 1926 gedachten wir der 50. Wiederkehr des Tages, an dem das erste Bühnenfestspiel in Bayreuth stattfand, indem wir durch Vermittelung unseres Mitgliedes der Zentralleitung des Herrn Oberbürgermeisters Hofrat Preu einen Kranz am Grabe des Meisters niederlegen und Frau Dr. Cosima Wagner Blumen überreichen ließen. Herrn Siegfried Wagner überreichten wir eine von der Hand eines Buchkünstlers gedruckte Adresse, die folgenden Wortlaut hatte:

Hochgeehrter Herr Wagner,

an dem Tage, an dem sich vor 50 Jahren zum ersten Male die Pforten des Festspielhauses an der Bürgerreuth bei Bayreuth öffneten, um die unsterblichen Meisterwerke Richard Wagners in der Form, wie sein Wille sie wies, erklingen zu lassen, drängt es uns, allen denen, die das dort verschlossene Geheimnis der Welt offenbarten, unseren aufrichtigsten, tiefst gefühlten Dank auszusprechen.

Als der große Meister sein ewiges Werk vollendet hatte, war es ihm nicht mehr lange vergönnt, selbst seine Werke vorzuführen. Aus seinen Händen hat es Ihre hochverehrte Frau Mutter übernommen, und mit ebenso unerschütterlicher als liebevoller Treue fortgeführt. Mit vollem Recht ist Frau Dr. Cosima Wagner von be-rufenem Munde als die bedeutendste Frau ihrer Zeit bezeichnet worden und wir neigen uns in Ehrfurcht vor der ehrwürdigen hohen Frau, die mit stolzem Bewußtsein den heutigen Tag erleben kann. Ihr, der willensstarken Frau, die so muster-gültiges seit dem Tode ihres Gemahls geleistet hat, gebührt in erster Linie unser Dank. Aber nicht nur der Dank für die geleistete Arbeit und selbstlose Aufopferung, sondern auch dafür, daß sie zur rechten Zeit das Werk des Meisters aus ihren ge-segneten Händen in die des rechten Nachfolgers legte.

Seit 2 Jahren sind Sie, hochverehrter Herr Siegfried Wagner, mit den Bay-reuther Bühnenfestspielen verwachsen, und der Leiter und die Seele des ganzen Werkes. Was Sie von einem Festspieljahr zum andern vollbrachten, und was Sie besonders damals leisteten, als es nach schwierigsten Zeiten galt, von vorn anzu-fangen, wird der Geschichtsschreiber einst gebührend würdigen. Wir, die wir diese Jahrzehnte lange künstlerische Tätigkeit von Ihnen selbst mit erlebten, stehen be-wundernd, anerkennend und dankbar vor Ihnen und wünschen Ihnen, heute noch erfüllt von den Eindrücken der Weimarer Festtage, die Ihrem eigenen Kunstschaffen endlich die gebührende Anerkennung brachten, aufrichtigen Herzens, daß es Ihnen vergönnt sein möge, das väterliche Werk im zweiten Halbjahrhundert noch solange

selbst betreuen zu können, bis es dereinst von Ihnen mit ebensolchem Glück und der gleichen Zuversicht, als es Ihre Frau Mutter tun konnte, in die Hände Ihres Sohnes vertrauensvoll gelegt wird. Das walle Gott!

Die Zentralleitung
des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins
Preu, Linnemann, von Puttkamer, Jenker,
Dr. Hagen, Prof. Dr. Prüfer.

Auch in den letzten beiden Berichtsjahren hat unser Verein eine Reihe von Mitgliedern durch den Tod verloren. Es ist unmöglich, alle zu nennen, aber besonders möchten wir doch gedenken der Herren Geheimrat Prof. Dr. Richard Sternfeld, Berlin, und Prof. Dr. Reinhold Freiherr von Lichtenberg. Beide waren langjährige, treue Mitglieder, die in Wort und Schrift immer für unseren Meister kämpften. Stand Sternfeld unserem Verein bis kurz vor seinem Ableben nahe als treuer Berater und als derjenige, der immer für den Zusammenhalt der Berliner Mitglieder und des Berliner Akademischen Richard Wagner-Vereins mit unserer Zentralleitung tatkräftig, anerkennend und erfolgreich eintrat, so war uns Lichtenberg ein eifriger Helfer in der Parsifal-Schutzfrage, in der er die Berliner Gruppe vertrat. Neben diesen beiden Vereinsfreunden beklagen wir besonders tief den Tod der mit dem Bayreuther Gedanken verbundenen Persönlichkeiten: Houston Stewart Chamberlain, des großen Gelehrten, der dem Hause Wahnfried verwandtschaftlich nahe stand, Marie Lipsius, die unter dem Künstlernamen La Mara seit 1876 für Wagner und ganz besonders für Liszt eintrat, ferner die gefeierte Isolde: Rosa Sucher, den Bayreuther Nibelungendirektanten Michael Balling, der mit der letzten „Götterdämmerung“ im vorigen Festspieljahr den Taktstock für immer aus der Hand legte, den geistvollen Vertreter der Heldenrollen (Tristan, Siegmund, Siegfried) Alfred von Bary und den Lisztschüler und einst von seinem Meister an R. Wagner für die Parsifal-Hilfsarbeit empfohlenen Berthold Kellermann, den wir noch bei einem der letzten Festspiele als lebhaftest teilnehmenden hier begrüßen konnten. Ehre ihrem Andenken und Dank für all das Schöne, womit sie uns beglückten. (Die Versammlung hat sich zum ehrenden Gedächtnis der Verstorbenen erhoben. Der Vorsitzende schließt den Geschäftsbericht und fährt mit der Tagesordnung fort.)

Bayreuther Bund der deutschen Jugend.

Das Bundesfest 1927 in Bayreuth.

Von Johannes Hahn-Berlin.

Das erste Bundesfest nun an der geweihten Stätte der eigentlichen Heimat unseres Bundes, am Berge Montsalvat, zu dessen Füßen unser verewigter erhabener Meister sein ewiges „Wahnfried“ fand! In weihedvoller Erwartung hatten wir dazu gerüstet, und unsere Erwartungen sind nicht nur voll erfüllt, sondern — trotz mancher, persönlich vielleicht noch geweckten Wünsche — im ganzen weit übertroffen worden.

Der 28. Juli galt als Anreisetag. Viele Ortsgruppen hatten durch gemeinsame Anreise von ihrer Bahndirektion Fahrpreiſermäßigung erhalten, so daß die Wallfahrt im Sinne des Meisters und somit unseres Bundes auch selbst schwach Bemittelten ermöglicht war; dies bedeutet besonders deshalb eine erfreuliche Förderung, weil solche — wie Er ja so tief wußte — oft gerade recht wertvolle Volks- wie

Bundesglieder sind, zumal in heutiger Zeit! Da bei unserer Berliner Gruppe jedoch solche gleichzeitige Anreise nicht möglich war, hatte statt dessen eine Anregung zum Teil Verwirklichung gefunden: Die Reise im Sinne einer Wallfahrt ohne Furcht vor Beschwerlichkeit mindestens im einfachen Personenzuge in doppelt zweiter Klasse zu leisten; und das hat sich gelohnt! — Wir fuhren mit dem schönen beschleunigten Personenzuge nachmittag 4,30 vom Anhalter Bahnhof ab, der von so manchen Reiseerinnerungen umwoben ist. In flotter Fahrt mit nur wenigen kurzen Aufenthalten hatten wir deren längsten von 15 Minuten gegen 8 Uhr in Leipzig, also gerade recht zu kleinem Nachtimbiß; lange war da schon die Hitze gewichen und nun ging's durch ringsum herausziehendes Wetterleuchten mitten hindurch, schier wie von Feuersäulen geleitet. Um 2 Uhr war Lichtenfels erreicht und nach einem guten Stündchen Rast in dem schmucken Wartesaal wurde bei grauendem Morgen ein Frühspaziergang unternommen: Durch das noch friedsam schlummernde freundliche Frankenstädtchen hinaus am träumerisch murmelnden Brunnendenkmal der Gefallenen vorüber ins liebliche weite Tal des jungen Mains; dort grüßte aus den dämmernden Morgennebeln langsam sich lösend fern droben wie eine Walhallburg Kloster Banz, während links auf den Höhen gegenüber die Kirche von Vierzehnhelligen und die Kanzelschroffe des Staffelberges mit seinem Kapellchen auftraten. Durch unsere Seelen aber zog ein Sinnen: zu welch erhabenerer Höhe zieht unsere Pilgerfahrt hinan! Eine frühmorgenliche erste Lerche stieg jauchzend der heraufschimmernden Morgensonne entgegen. —

Zurückgekehrt durch das nun allmählich erwachende saubere Städtchen nur noch eine kurze Bahnfahrt und: . . . Wer es zuerst erschaut, das Haus auf der Höhe des Heils, der rufe laut Heil! — doch da ist es ja schon . . . und friedvoll feierlich blickt es grüßend auf unsere sinnenden Seelen hernieder.

Auf dem Bahnsteig winkt ein aufrechtes Fähnlein, von frischer Jugend gehalten: unser blaues Wimpel mit dem Siebengestirn! — und freundlichst geleitet treten wir nach so langem Sehnen wieder mal ein in die geliebte Stadt, freudiger Ahnungen voll.

So werden die Quartiere bezogen, sei's zum ersten Mal, sei's im froh vertrauten Wiederbegrüßen, als kehrte man von langer Wanderschaft zur Heimat wieder. Nach Morgenerfrischung dann zum Bundesbureau im Markgräflichen Opernhaus, wo die bestellten Karten empfangen werden. Schon dort gibt's manches herzliche Wiedersehen und Neukennenlernen. So auch im Laufe des Tages; besonders natürlich, als man dann hinauspilgert zum geweihten Festspielhügel, wo einige von uns schon die Aufführung des „Tristan“ erleben und vor dem erhabenen Hause, dieser höchsten Weihestätte deutscher Kunst, auf der die Fahnen festlich im linden Sommerwinde wehen, sich jenes vielgerühmte Leben eines unvergleichlichen Wandels entfaltet von Hoch und Niedrig, Reich und Arm, im harmlosen Miteinander, schier wie auf einer Kurpromenade, doch noch weit traulicher, weil alles ohne Kopfbedeckung wie in einem gemeinsamen Garten lustwandelt; der Brunnquell aber der Genesung springt dort drinnen im Hause des Heils aus ewigen Tiefen.

Für abends stand die erste zwanglose Begrüßung auf der Bürgerreuth an. Man ist voll Erwartung, wen man kennen lernen wird von denen, deren Namen man sich zum Teil aus unseren Monatsblättern schon erinnert. Noch ist in dieser gemächlichen Gaststätte oberhalb des Festspielhauses nichts zu bemerken von einer etwa vorbereiteten Zusammenkunft; wer von den Gästen mag wohl schon zu uns gehören? Da kommt eine stattliche Schar den Weg herauf: eine hochgewachsene Blondine inmitten erklärt die Landschaft; ob das wohl eine Ortsgruppe

sein mag? Nun kommen auch bekannte Gesichter und mählich beginnt ein wechselseitiges Vorstellen; im Garten wird schon eine längere Tafel zusammengestellt, bald aber wird nach oben in den Saal übersiedelt und nun füllt er sich rasch: eine Hufeisentafel wird schnell gebildet, an welcher alsbald in der Mitte eine dritte Längstafel gesetzt werden muß und so herrscht bald lebhaftes Geplauder. Bankdirektor Güssow-Rathenow muß für die noch fehlenden Vorsitzenden zunächst das Wort ergreifen zu einer kurzen Begrüßung; später ebenso der nun auch erschienene viel beschäftigte erste Vorsitzende Otto Daube, durch fröhliches Händeklatschen begrüßt. Der erste herzliche Zusammenschluß im Bundesbewußtsein erwächst.

Und das war gut! Denn am anderen Vormittage folgte die große Hauptversammlung im Markgräflichen Opernhause. In dem berühmten herrlichen Barockraum haben sich Parterre und untere Ränge gefüllt; da öffnet sich der Vorhang vor der Bühne, auf welcher hinter der Tafel für den Vorstand in einem Lorbeerhain die Büste Siegfried Wagners grüßt, des heutigen Hüters des Grals. Nachdem die Vorstandsmitglieder Platz genommen hatten, begrüßt zunächst der erste Vorsitzende Otto Daube-Leipzig die Versammlung und spricht den Dank aus an alle, die sich in selbstloser Weise für die Tagung bemüht bzw. Hilfe geboten haben, so vor allen der Stadt Bayreuth und ihrem Oberbürgermeister, Hofrat Prew, sowie der unermüdlichen Führerin der Ortsgruppe Bayreuth Frau Gräfin von Wengerski. Sodann verliest er noch mehrere schriftliche Begrüßungen, von denen das Schreiben von Herbert Müller-Berlin, aus dessen Idee ja bekanntlich die erste Anregung zur Begründung des Bundes hervorgegangen ist, der aber leider diesmal durch Gesundheitsrückichten behindert ist, an anderer Stelle wörtlich wiedergegeben wird. (Vergleiche Monatsblatt.)

Hiernach wird dann in die eigentliche Tagesordnung eingetreten. Der Jahresbericht des ersten Vorsitzenden gibt das an sich und im ganzen ja ziemlich bekannte Bild vom so erfreulichen Wachstum des jungen Bundes über ganz Deutschland, was beweist, daß die Idee gesund und Zukunft tragend ist. Insbesondere das kühne Wagnis der vorjährigen deutschen Festspiele in Weimar sei als eine bedeutende künstlerische Tat im deutschen Geistesleben allgemein anerkannt, wofür als äußeres Zeugnis die Besprechungen einer Reihe führender Pressestimmen verlesen werden. Der Bericht des Schatzmeisters, Bankdirektor Güssow, ging davon aus, daß er dies Amt im Vorjahr unter schwierigen Verhältnissen übernommen habe, jedoch nun von einer erfreulich geförderten Lage berichten könne. Der Jahresumsatz in Höhe von rund 51 000 RM ergibt bereits auf fast allen Konten, die eingehend vom Schatzmeister erläutert werden, einen Überschuß. In der allgemeinen Aussprache wünschten einige Eifrige noch Einzelheiten, worüber nach Aussprache und Klärung der betreffenden Fragen dann auf Antrag durch Abstimmung zur Tagesordnung übergegangen wurde; zumal auf den Hinweis, daß unser Bund ja keine geschäftliche Unternehmung, sondern eine mit allgemeiner Opferfreudigkeit nur idealen Bestrebungen dienende Vereinigung sei. Die nunmehr vom stellvertretenden Vorsitzenden Regierungsrat Dr. Gemming vorgetragenen Vorschläge für Satzungsänderungen lösten Aussprachen neben kleineren Einzelheiten besonders nur bei § 5 aus, bezüglich Stimmenverhältnisses der Schulgruppen zu den Ortsgruppen, was schließlich auf 6:5 festgesetzt wurde. Die nach kräftiger Mitwirkungs-Möglichkeit drängende Jugend wies Professor Schmidt-Bayreuth in prachtvoller Klärung darauf hin, daß sie die verwaltungstechnischen Sorgenfragen wohl am besten den erfahrenen Älteren überlasse und sich selbst mehr auf ideelle und Werbe-Mitarbeit einstelle. Auch die von anderer Seite gegebene Erläuterung, daß die Bezeichnung

„Bund der Jugend“ als (Genitivus Subjektivus und Objektivus!) sowohl von der Jugend wie auch für die Jugend gemeint sei, fand lebhaften Beifall. In solcher Beziehung sei auch an das herrliche Wort Siegfried Wagners auf unserer Bundespostkarte erinnert: „Es gibt Greise mit achtzehn Jahren und Jugend mit achtzig Jahren; auf das Herz kommt es an!“

So wurden denn auch die Satzungsänderungen mit ihren durchberatenen Abschattierungen schließlich einstimmig angenommen und dem Vorstande wie der Kassenerführung Entlastung erteilt.

Den Punkt „Verschiedenes“ kürzte dann die Ortsgruppe Berlin witzig ab — da es schon reichlich Mittag geworden — daß wir ja hier nicht eigentlich hergekommen seien, um recht viel „Verschiedenes“ unter uns herauszufinden, sondern vielmehr alles Sammelnde und Einigende zu beleben und zu stärken; mit solchem Gefühl könnten wir denn also wohl aus dieser Hauptversammlung mit all ihren mannigfachen wohlmeinenden Anregungen getrost — scheiden.

In diesem Vertrauen schloß dann der Bundesvorsitzende nach einigen kurzen praktischen Bemerkungen über die weiteren Veranstaltungen mit besten Wünschen für allseitig fördernden Verlauf der Tagung die Hauptversammlung 1,30 mittags.

Denn nun lockte ja längst das erste gemeinsame Mittagsmahl im großen Festspielrestaurant auf dem Hügel, wo auf langen Tafeln die mit rührender Sinnigkeit und Sorgfalt angefertigten Ortsgruppen-Fähnchen grüßten; und dem werten Wirte, Herrn Lederer, mußte man es lassen: er weiß, was Jugend und Wallfahrern wohl tut: für bescheidene 60 Pfennige ein Mittagessen doppelt aufgewartet, das es in sich hatte!

Um so fröhlicher strahlten die Gesichter, als nach Tisch vor dem Festspielhause gefilmt wurde, nebenher auch natürlich manche Einzelgruppe geknipst.

So trug denn auch die gute Laune, als der Himmel sich bezog und Rieselregen träufte, doch eine stattliche Zahl Unentwegter im bequemen Aussichtsauto hinaus zur Eremitage, deren verträumte Rokokotändeleien bestaunt wurden und den weiten Geschichtsweg der Losringung von einstiger Franzosenverhimmelung bis zur machtvollen Entfaltung deutscher Kulturkraft tief empfinden ließen, wie sie uns so herrlich vom hohen Festspielhügel aus der Ferne herübergrüßt. Drum „laßt uns zu seinem Grabe wallen und ihm danken“, der uns dies Ewigkeitswerk zur Wirklichkeit weckte!

In stiller Abendstunde sammelten wir uns vor Wahnsried, und siehe: durch die weichenden Wolken strahlte leise zwischen den Türmen der Stadt hindurch ein feurig goldener Glanz die Richard Wagnerstraße entlang —

„von selbst nun leuchtet euch wohl der Gral!“ —

In andächtigem Schauer schritten wir so still an Wahnsried vorüber, . . . der plätschernde Gartenbrunnen raunt reichste Erinnerungen . . . und stumm, ach verstummt auf ewig und doch von ewigen Klängen umrauscht, ruht hier der Wotan-Wanderer unter der machtvollen Steinplatte, die von schlichtem Efeu umgrünt, von unzähligen Blumengrüßen liebevoller Dankbarkeit geschmückt, auch nun unser ernstes Ziel ist. Gesenkten Blickes stehen alle, als die Vorsitzende der Ortsgruppe Bayreuth, die tatkräftige Frau Gräfin von Wengerski namens unseres Bundes einen großen Kranz niederlegt und „Treue bis zum letzten Atemzuge“ gelobt. — In das feierliche Schweigen rauschen die Wipfel des Schloßparkes und aus der Ferne tönt leise wie Chorgesang: „Der Glaube lebt!“ —

Da . . . an den berühmten Hundegräbern des tierfreundlichen Meisters ein helles Wellen gemahnt ans Leben; wir schreiten ihm schauernd wieder zu. —

Nachdem uns ein Imbiß erstmalig in der weltbekannten Wirtschaft zur Gule erquickt hat, versammeln wir uns gegen 10 Uhr am Maximilians-Denkmal vor dem Alten Schloß (Regierung) und treten an zum Fackelzug. Ein unbeschreiblich eindrucksvolles Bild: die flackernde Feuerschlange durch die Straßen dieser stimungsvollen alten Stadt ziehen zu sehen, die hushenden Lichter auf all diesen interessanten alten Architekturen! Nun stockt der Zug: die Spitze hält zwischen Wahnfried und den Sterbehäusern Liszts und Chamberlains . . . die Musik verstummt! — Und weiter durch die Stadt hinaus zum Festspielhügel, an dessen Fuße wieder die Musik aufhört: wer wollte hier Klänge wagen?! — Die Feuerschlange klimmt leise empor und schiebt sich oben zu einer wabernden Höhe in weitem Bogen um das hohe Haus zusammen. Auf den Stufen des Vorbaues steht der Bundesvorstand neben Siegfried Wagner; und Dr. Gemming erhebt die Stimme: er grüßt die großen Geister der Vergangenheit und Gegenwart, dankt auch an dieser Stelle noch allen, die freundlich und treu geholfen, weist mahnend auf die hohe Ewigkeitsbedeutung dieser Stätte hin und erneuert mit weithin tönender Stimme das Treuegelübde zu den Sternen. Und „Heil! Heil!“ tönt es aus den feurigen Massen.

Nun dankt der Sohn des verewigten Meisters, der Hüter des Grals, und bezeichnet dieses hohe Haus als „eine Trozburg und eine Trossburg“: dann lenkt er, echt jung-siegfriedisch, in „Robold“-Scherz hinüber, indem er uns wünscht, daß Petrus die Wolken beiseite schieben möge, ein Wunsch, der wohl vieldeutig gedacht war. Und sein Heilruf gilt dem jungen Bayreuther Bunde. Da aber tönt noch von der Oberterrasse eine helle Frauenstimme:

„Die deutsche Jugend: hoch!“ —

Wir wußten wohl, welch warmer deutscher Seele so einmal wieder die Herzwoge zum Halse hinaufschlug; und brausend scholl das feurig lodrende „Heil! Heil!“ zum Sternenhimmel hinan.

Dann wurden die Fackeln zusammengeworfen, deren Lichter noch eine Weile durch die lispelnden Baumwipfel wie schwebende Erinnerungsschatten hushten. —

Am andern Vormittage gab's dann im „Sonnenaal“ die eindrucksvolle Gedenkfeier für Houston Stewart Chamberlain, bei welcher unter sinnvoller Musikumrahmung der allgemein bewunderte Vortrag von Dr. Schott-München mit Heranziehung einer ganz eigenen Lichtbilderfolge eine großartig plastische Anschauung von Wesensart und Bedeutung des Denkers Chamberlain vermittelte, insbesondere in seiner genial schöpferischen Kraft zur Wahrung des Glaubens an den überweltlichen Sinn alles Lebens.

Anschließend wurde dann eine Dichtung des Verewigten „Der Tod der Antigone“ aufgeführt, welche Otto Daube mit mehrern freiwilligen Hilfskräften aus dem Bunde sehr anerkennenswert einstudiert hatte; besonders die Antigone von Frau Reinecke-Ottersbach wurde sehr gerühmt.

Nach wiederum gemeinsamem Mittagmahl oben im Festspielrestaurant folgte dann nachmittags die Besichtigung der wundervollen „Hans Thoma-Ausstellung“ unter freundlicher persönlicher Führung von Meister Stassen, unterstützt von einigen Bundesmitgliedern als Helfern. Die große Bedeutung, die auch im Leben des deutschen Genius Thoma die Welt Bayreuths, zu dessen treuesten Besuchern er zählte, darstellt, erhellt hier aufs ergreifendste.

Anschließend ging es dann zum neuen „Richard Wagner-Gedenksaal“, der so rühmlichen Schöpfung von Helena Wallem, wofür sie nun endlich diese einzig würdigen Räume im Neuen Schloß errungen hat. Ihre so liebenswürdige, von durchgeistigtem Verständnis und warmer Seele geleitete Führung be-

lebte auch hier fördernd das Verständnis und weckte den Wunsch nach weiterer Ausgestaltung der stimmungsvollen Gedenkstätte.

Der Abend vereinte uns dann wieder im Markgräflichen Opernhaus, dessen einzigartig prachtvoller Raum nun von festlichem Konzert-Publikum erfüllt, erst zur rechten Wirkung kam. Otto Daube am Flügel, Opernsängerin Emmi Streng-Hamburg und Kammer Sänger Kase-Leipzig fanden mit Darbietungen aus Siegfried Wagners Werken viel schönen Beifall. Dr. Kulz-Darmstadt sprach eindrucksvoll über die Bedeutung des Bundes. Hiernach trat Oberbürgermeister Hofrat Pren an das Rednerpult auf der Bühne und begrüßte in warmherzigen Worten namens der Stadt die Bundesversammlung, deren Mitglieder sie nicht als Fremde betrachte, sondern gewissermaßen als ihre Mitbürger. Jubelndes Händeklatschen dankte ihm für solchen Gruß. Und als nun zum Schluß unser beliebtes Mitglied Kammer Sänger Kase noch Hans Sachsens Ansprache aus den „Meistersingern“ zugab, von warmherziger Innerlichkeit beseelt, da strahlten die jungen Herzen und Augen so sonnig auf, als leuchtete in ihnen die „Sonne“ wieder, welche der Meister auch ihrem Leben, wie einst dem großen Chamberlain bedeutet! —

So vorbereitet, vereinte uns dann der großartige Raum am folgenden Sonntagvormittage noch zum dritten Male zur „Stunde der Einstimmung“ auf den „Parsifal“, als das eigentliche Weiheerlebnis unserer Bundestagung.

Professor Goltzer-Rostock, der feinsinnige Forscher und Kenner Richard Wagners, gab in geistreichen Ausführungen ein Bild der Entstehung und jetzigen Gestalt des erhabenen Werkes, das recht eigentlich der Schwanengesang unseres Meisters ist, und wies am Schluß in erhebenden Worten auf die hohe Bedeutung des Erlebens eben hier an geweihtester Stätte hin, zumal auch für die Jugend, welcher solches Erlebnis zum ersten Male vergönnt sei. Denn anderwärts wird doch bestenfalls ein „wundervolles Werk“ zu einem „Kunstgenuß“, — hier allein wird eine tiefste Offenbarung in Künstlern und Hörern gemeinsam erlebt und so die hohe Weihe des Gesamt-Kunstwerkes zur Tat! —

Und also ward denn nun am Nachmittag dieses Sonntages, des letzten des Erntemonats, unseren hierher gewallten Bundesgliedern in festlicher Gemeinsamkeit diese letzte erhabenste Weihe zuteil.

Dahin, wenn ich erst steige,
sag ich meiner Seele: schweige!
Worte sind hier viel zu klein:
Hier geht alles himmlisch ein! —

Einzig des Wunderstabes von Altmeister Muck sei besonders gedacht, der dieses Weihefestspiel als getreuer Gralsritter sein Lebelang allein nur hier je und je geleitet hat. Mögen diese erhabenen Klänge auch uns in Ewigkeit tragen!

Ja: „Der Glaube lebt!“ —

Richard Wagner-Verband Deutscher Frauen.

Aus dem Protokoll der 15. Hauptversammlung am 8. 6. 27 in Magdeburg seien hier einige Stellen mitgeteilt, welche insbesondere in Bezug auf die R. W.-Stipendienstiftung der Beachtung der Leser der B. W. empfohlen werden. Nach ihren weisevollen Eröffnungsworten kam die 1. Vorsitzende, Frau Marianne Lange, zu sprechen auf ihren Antrag: genaue Festlegung der Termine zur Einreichung der Stipendien-Gesuche, dem sie einige Worte vorausschickte. „Durch die schwere Not der Kriegsjahre mußte unsere Verbandsarbeit natürlich ruhen. Langsam gingen nach dem traurigen Friedensschluß unsere Ortsgruppen wieder an zu arbeiten — langsam und stätig wieder aufbauend und

mit Erfolg vorwärtsschreitend, dankbares Gedenken sei all der Treue! Aber durch die Jahre des Wartens und der Ruhe sind so manche Statuten weniger beachtet und trotz anerkennenswerter Bemühungen der Ortsgruppen-Vorsitzenden sind bei manchen Abweichungen in der Auffassung unserer Arbeit eingetreten, so daß eine genaue Klärlegung über unsere Stipendien-Arbeit nötig erscheint. Da unser R. W.-V. d. Fr. in engster Fühlungnahme mit der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung arbeitet, trotzdem beide Verbände ganz selbständig sind, ist es der 1. Vorsitzenden ein Herzensbedürfnis, dem Vorstand der Stipendien-Stiftung, unsere verehrte Ehrenpräsidentin Frau Strauß, sowie dem Beirat, vor allem unserm allverehrten Ehrenmitglied, Herrn Friedrich von Schoen, unser aller unbegrenztes Vertrauen auszusprechen. (Großer Beifall.) Niemand kann idealer und selbstloser, eingehender und mit mehr Liebe jedes einzelne Stipendien-Gesuch prüfen, hegen und ihm seinen Platz geben als Frau Strauß." Die Vorsitzende bittet Frau Strauß, darüber das Wort zu ergreifen.

In großen Zügen schilderte Frau Strauß nun die Entstehung der Stiftung, um einen Einblick in die Ideenwelt ihrer Tätigkeit zu geben. Das Vermögen der Stiftung betrug bei Beginn des Krieges 751 000 M. und fiel wie alle mindelserlicher angelegten Papiere der Inflation zum Opfer. Bei ihrem Amtsantritt stand Frau Strauß ratlos vor einem Nichts. Es waren in den langen Jahren nur die Zinsen des Kapitals verbraucht worden, alle Zufwendungen hatten zur Erhöhung des Grundstockes, der all unseren Wünschen nach zum 100. Geburtstag des Meisters eine Million betragen sollte, gedient. Nun fand Frau Strauß in den Statuten unter § 3 b die Worte: „oder zur unmittelbaren Verausgabung zuließender Spenden“ und hat daher alle Vorsitzenden bei Übersendung der Gelder „zur freien Verfügung“ dazu zu setzen, damit sie die Möglichkeit hatte, der Stiftung nach jeder Richtung hin zu dienen. Denn es galt drei Aufgaben zu erfüllen: den Ortsgruppen je nach dem Verhältnis ihrer Einzahlung Stipendiaten zu gewähren, den Grundstock zu erhöhen, dann den Wünschen der Familie Wagner und der alten Freunde unserer Sache gerecht zu werden, unsere Auslandsdeutschen ebenso wie die kleinen Gruppen zu berücksichtigen. Es wurde also gewissermaßen das der Stiftung Zuließende in drei Teile geteilt. Der Standpunkt, daß das Eingebachte einer Stadt nur dieser wieder zufließen dürfte durch Ankauf von Karten durch die Stiftung und Gewährung von Zuschüssen, ist ein irriger und zeigt nur die Unkenntnis der Idee der Stipendien-Stiftung. Denn R. W. hat seine Stiftung so weit wie möglich gefaßt wissen wollen, er schreibt nichts von einer abgegrenzten Stadt vor, alle, alle, die seiner Kunst bedürfen, sollen freien Eintritt haben. Dies ist der Geist, in dem die Stiftung arbeitet, und bei dem ein Wort wie „Salonkommunismus“ so unangebracht wie möglich ist. Aus der Treue gegen den Bayreuther Geist erwächst das Streben des Verbandes, aus dem Einklang der Grundstimmung des Empfindens mit jener hohen idealen Empfindungsweise R. Wagners muß das notwendige innere Wollen entstehen, denn ohne diesen tiefen inneren Zusammenhang bleibt alle Vorliebe für Bayreuth, für Richard Wagners Kunst rein äußerlich. Frau Strauß sprach dann über die Statuten der Stiftung, aus denen hervorgeht, daß sie in vollster Harmonie mit dem R. W.-V. d. Fr. gearbeitet und sich keine „souveränen“ Dinge erlaubt hat. Die Stiftung ist nicht etwa „eine Vermittlungsstelle zum Ankauf von Karten“, sondern eine vollständig selbständige Behörde, die mit den einzelnen Ortsgruppen-Vorsitzenden gar nichts zu tun hat. Fühlt sich eine Ortsgruppe benachteiligt, so wird sie gebeten, den offiziellen Weg einzuschlagen, sich nämlich an ihre Vorsitzende, Frau Lange, zu wenden, die dann mit dem Vorstand der Stiftung verhandelt. In keiner Weise geht aus den Statuten hervor, daß die Einzahlenden ein Recht auf Gewährung von Stipendien durch ihre Einzahlung ableiten könnten. Es versteht sich aber von selbst, daß der Vorstand der Stiftung bemüht ist und bleibt, gerechte Wünsche, so weit es der Finanzlage möglich ist, zu erfüllen. Frau Str. betonte, daß sie viel zu gern gäbe und Freude machte, als daß nicht jedes Versagen ein wirklicher Schmerz wäre. In diesem Jahre tut die Stiftung kund:

1. Wer nicht bis zum 1. Februar einreicht, wird nicht berücksichtigt,
2. ebenfalls nicht, wer diese Gesuche auf Visitenkarten, Postkarten, Zetteln einsendet.
3. Wer in den letzten Jahren Stipendien erhalten hat, kann nicht wieder berücksichtigt werden.
4. Es sollen möglichst nicht 2 Personen aus einer Familie entsendet werden.
5. Die Liste der Ortsgruppen muß die Namen der Stipendiaten ihrer Würdigkeit nach nummeriert enthalten.
6. Die Ortsgruppen müssen die von den Gesuchstellern selbst geschriebenen Bewerbungen an den Vorstand der Stipendien-Stiftung miteinsenden bei ihren Vorschlägen.

Frau Lange gab ihrer Freude darüber Ausdruck, Herrn Dr. Benedict, den bewährten Bayreuther Freund, als 2. Vorsitzenden der St.-St. begrüßen zu dürfen. Den

klaren Ausführungen von Frau Strauß stimmte sie mit herzlichem Danke zu und bat dringend, daß alle Ortsgruppen-Vorsitzenden genaueste Kenntnis davon nehmen. Wer einmal nur die Arbeitslast mit erlebt hat, die diese Besuche mit sich bringen, der würde gewiß alles dazu tun, um die unnötige Arbeit etwas zu verringern durch ordnungsgemäße und vereinfachte Eingaben.

Aus dem Weiteren sei noch erwähnt, daß Frau Lambrecht-Nürnberg sich darüber aussprach, wie unzulässig es sei, die durch Veranstaltungen entstandenen Defizits durch Mitgliederbeiträge zu decken. Jede Gruppe sollte sich erst einen Garantiefonds sammeln, damit sie ohne Risiko arbeiten könne. Lieber sollte von allzu großen Veranstaltungen abgesehen werden, als daß es ein Defizit gäbe. Frau Lange unterstützte Frau Lambrechts Ausführungen mit vielem Dank, fand sie sehr begrüßenswert und bat alle Vorsitzenden dringend, möglichst den angegebenen Weg zu beschreiten.

Zur nächstjährigen Tagung hat Schwerin erneut eingeladen. Die liebenswürdige Einladung wird mit vielem Dank angenommen.

Zum Schluß verlas Frau Lange den telegraphischen Gruß der Frau Kronprinzessin: „Gedanken heute bei Ihnen Allen mit herzlichsten Wünschen und Grüßen. Möge die heutige Festversammlung das ernste Streben des R. W.-V. d. Fr. wesentlich fördern und befestigen. Cecilie.“

Der Jahresbericht bringt Einzelberichte der Ortsgruppen Bayreuth, Braunschweig, Darmstadt, Dresden, Eisenach, Eisenberg, Gera, Halle, Hannover, Heidelberg, Karlsruhe, Leipzig, Magdeburg, Minden, Nürnberg, Schwerin, Steffin, Weimar. Sie sind größtenteils f. Jt. schon in den B. Bl. laut besonderer Einsendung mitgeteilt worden. Hierzu gehört nachträglich auch die Mitteilung der vorbildlichen Tatsache, daß die Ortsgruppe Nürnberg seit ihrem Bestehen (1909) an die Stipendienstiftung abgeliefert hat *GM* 34 200, wozu in der Kriegszeit für vaterländische Zwecke *GM* 12 346 kamen, also insgesamt *GM* 46 546.

Der Hauptvorstand des R. W.-V. d. Fr. wird gebildet aus:

Ehrenpräsidentin: Frau Margarete Strauß, Magdeburg, Große Klosterstraße 14.
Ehrenmitglieder: Herr Friedrich von Schoen, Berchtesgaden, Dießeldhäuserl; Frä. Anna Held, Bonn a. Rh., Koblenzerstraße 237.

1. Vorsitzende: Frau Marianne Lange, Hannover, Velkenstraße 21.
2. Vorsitzende: Frau Gräfin Schlippenbach, Berlin NW. 40, Königsplatz 5.
Schriftführerin und Schatzmeisterin: Frau Margarete Pajmann, Berlin-Wannsee, Straße zum Löwen 5.

Beisitzende: Frau Kekule von Stradonitz, Weimar; Frau Lambrecht-Pabst, Nürnberg; Frau Men, Dresden; Frau von Loebbecke, Eisenach; Frau Grofrian-Steinway, Braunschweig; Freifrau von Buttlar, Kassel.

II.

Die Hauptversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins

fand am 21. Juli, 10 Uhr vormittags, im Saale des Neuen Rathauses zu Bayreuth statt. Sie war zahlreicher von Delegierten besucht als in der letzten Zeit. Nach den warmen Begrüßungsworten des Herrn Oberbürgermeisters Preu, der den Vorsitz alsdann dem Herrn Hofrat Linnemann als Vorsitzenden der Zentralleitung überließ, hielt dieser die in diesem Stücke der B. Bl. veröffentlichte Ansprache, worauf die rasch erledigte Rechnungslegung und die Beratung des Entwurfs der Veränderungen in den Satzungen folgte. Hierbei handelte es sich vornehmlich um eine neue Formulierung des § 24, der nach längerer Debatte in zwei Teile zerlegt ward: 24a. Von den Einnahmen des Vereins fließen 40 Prozent der R. Wagner-Stipendienstiftung zu. Im übrigen beschließt die Zentralleitung über die Verwendung der Einnahmen. 24b. Die Zentralleitung soll nach Möglichkeit in jedem Festspieljahre eine Anzahl Eintrittskarten erwerben und den Zweigvereinen zu be-

liebiger Verwendung überweisen." Eine stilistische Redaktion der Satzungen blieb vorbehalten; sie werden den B. Bl. beigelegt werden. Nach Erledigung einiger interner Angelegenheiten ward die Sitzung nach 1 Uhr geschlossen. An Herrn Siegfried Wagner richtete die Versammlung ein telegraphisches Dankeswort.

Aus den Vereinen.

Darmstadt. Bayreuther Bund, Ortsgruppe. Im Vereinsjahr 1926/27 fanden 19 Bundesabende statt. Der erste wurde mit einer Ansprache des Vorsitzenden, Bergrat Hundt, zum Gedächtnis Richard Sternfelds und des fünfzigjährigen Bestehens der Bayreuther Festspiele eröffnet. Es folgte die Vorführung der neuen Siegfried-Mappe von Franz Stassen mit Erläuterungen. Der zweite Abend brachte nach einer Besprechung und Vorführung der Fismoll-Fantasia von Richard Wagner (Frau Hundt) einen einleitenden Vortrag des Vorsitzenden über Richard Wagners "Feen" und die vierhändige Vorführung der Ouvertüre zu den "Feen" (Hundt und Frau). An den drei nächsten Abenden folgte die Vorführung und Erläuterung des ganzen Werkes durch den Vorsitzenden am Flügel. Vorlesungen aus "Das Drama Richard Wagners" von Chamberlain und der Vortrag der "Albumsonate" von Richard Wagner und des Zwischenspiels "Glaube" von Siegfried Wagner schlossen sich diesen Vorträgen an. Die übrigen 14 Abende waren nach zwei einleitenden Vorträgen über "Das Wesen des Richard Wagner'schen Wort-Londramas" und über "Der Ring des Nibelungen als Tragödie Woltans" ausschließlich der dramatisch-musikalischen Erläuterung dieses Werkes durch Herrn Hundt gewidmet. Die Erda-Szenen aus "Das Rheingold" und "Siegfried" sowie die Fricka-Szene aus "Die Walküre" wurden von Fräulein Opitz vom Hessischen Landestheater mit Klavierbegleitung vorgetragen, ebenso die Nornenszene aus der "Götterdämmerung" von Fr. Opitz, Fr. Du Menil und Fr. Jakobsen. Am 18. Januar gedachte der Vorsitzende des Ablebens H. St. Chamberlains in einer Ansprache, in der er das Lebenswerk dieses großen Deutschen würdigte. Unter den jugendlichen Mitgliedern der Ortsgruppe wurde eine Eintrittskarte zu einer Bayreuther Parsifal-Aufführung nebst einem Reisekostenzuschuß verloost.

Leipzig. Akademischer Richard Wagner-Verein. Bericht über die Semester Sommer 1925 bis Winter 1926/27. Folgende Vorträge wurden gehalten: 12. 1. 26. A. H. Steiniger, unveröffentlichte Briefe R. W.'s an die Fürstin Wittgenstein. 23. 2. 26. B. Korn, der Tannhäuser in der Geschichte und bei Wagner. 11. 5. A. H. Prüfer, R. W. und das deutsche Volkslied. 18. 5. 26. W. Daube, S. Wagners "Bärenhäuter". 8. 6. A. H. Prüfer, Barlösius' Bilderwerk über die Meisterfänger. 6. 7. A. H. Hugs, E. M. v. Weber und R. W. in ihrem künstlerischen Zusammenhang. 2. 11. A. H. Linnemann, die historischen Stätten von Monsalvat. 7. 12. A. H. Steiniger, Grundsätzliches zur Wagnerkunde. 11. 1. 27. A. H. Prüfer, R. W. und Jakob Grimm. 25. 1. 27. W. Daube, S. Wagners "Bruder Lustig". 15. 2. 27. K. R. Romain Rolland's Beethoven. — Vom 17.—20. 7. 26 fand die Teilnahme an den Deutschen Festspielen in Weimar statt, am 23. 2. 27 die Teilnahme an dem 40 jährigen Stiftungsfeste des Ak. W.-V. Berlin. 13. 11. 26. das 39. Stiftungsfest des Vereins, 26. 2. 27. Semester-schluß-Konzert, 17. 7. 27. Vereinskommers in Bayreuth.

Mainz. Richard Wagner-Verein. Im Vereinsjahr 1926/27 fanden folgende Veranstaltungen statt: 2. 7. 26. Geschäfts- und Kassenbericht, 5. Rhapsodie von Liszt (Fr. Heilmann), "Nicht länger ertrag' ich diese Qual" aus dem "Freischütz" (Herr Rippel), Rondo aus dem 5. Klavierkonzert von Beethoven, Kl. 4 bändig (Fr. Schenk, Herr Greb). 3. 9. 26. Zur Erinnerung an das 50 jährige Bestehen Bayreuths, Kaisermarsch von R. Wagner, Kl. 4 bändig (Fr. Schenk, Herr Greb), Ansprache des Landgrafen (Herr Hand), Träume von R. Wagner (Fr. Hesse), Ansprache Wolframs (Herr Hand), Bayreuth und seine Bedeutung für unsere Kultur (Prof. Bernhardt), Marsch aus "Tannhäuser", arrangiert von Liszt (Fr. Heilmann), "Verachtet mir die Meister nicht" (Herr Falk), Erda-Szene aus dem "Rheingold" (Fr. Hesse). 8. 10. 26. Vorspiel zu "Tristan und Isolde", Kl. 4 bändig (Fr. Platt, Herr Reinhard), Vortrag über "Tristan und Isolde" (Prof. Bernhardt), 5. 11. 26. Vorspiel zu "Die Meisterfänger", Schmerzen von R. Wagner (Fr. Reinhard), Abschnitte aus "Lohengrin". 3. 12. 26. Einleitung zum 3. Akt der "Meisterfänger", "In diesen heiligen Hallen" (Herr Hand), Wortbedeutung in R. Wagners Dichtungen (Prof. Bernhardt). 7. 1. 27. Der "Eid" Pierre Corneilles verglichen mit dem "Eid" von Peter Cornelius (Herr Bayer), Lieder von Peter Cornelius (Fr. Gerlich-Haug und Fr. Hesse). 4. 2. 27. Beethoven, Sonate D-moll op. 31 (Fr. Schenk), Beethoven, Trio für Klavier (Herr Greb), Cello (Prof. Weißer) und Klarinette (Prof. Bernhardt). 11. 3. 27. Beethoven, Egmont-

Duvertüre, Kl. 4 händig (Frl. Schenk, Herr Greb), Goethe und die Musik (Herr Kräuter), Beethoven, Romanze F-dur für Violine und Klavier (Herr Feddern, Herr Greb), Arie des Rocco aus „Fidelio“ (Herr Hand). 1. 4. 27. Vortrag über Lohring (Herr Reinhard), Abschnitte aus seinen Opern. 6. 5. 27. Poesie und Musik als Kulturmächte im Leben der Völker (Herr Greb). 3. 6. 27. Vorspiel zum 3. Akt „Der Kobold“ (Herr Greb sen.), Siegfried Wagner und seine Kunst (Herr Greb jun.).

Wien. Der Ak. W.-V. veranstaltete im Verein mit dem Ak. Verein der Germanisten am 11. 3. 27 im kleinen Festsaal der Universität eine Gedenkfeier für H. St. Chamberlain. Es sprachen: Se. Magnifizenz Hofrat Prof. Dr. H. Molisch, Dr. phil. et med. Tirala, Privatdozent Dr. F. Koch.

Außerhalb der Vereine.

Berlin. Am 26. 6. 27 sprach Herr Prof. Dr. Wolfgang Goltzner im Berliner Rundfunk (Deutsche Welle, Königswusterhausen 1250) über die Bayreuther Festspiele.

Berlin-Zehlendorf M. Am 21. 6. 27 fand auf dem Zehlendorfer Friedhof die Weihe des Denkmals für Geh. R. Prof. Dr. Richard Sternfeld statt, woran sich eine Gedenkfeier in der Aula des Zehlendorfer Gymnasiums angeschlossen.

Ankündigung und Bitte.

Ein Inhaltsverzeichnis der 50 Jahrgänge der „Bayreuther Blätter“ ist angefertigt worden. Um die Drucklegung sicher zu stellen ist ein Überblick über den vorauszuiehenden Bezug wünschenswert. Unsere Leser seien daher gebeten, ihre Wünsche bei Zeiten anzumelden und den Bezugspreis, der im 1. Stück 1928 mitgeteilt werden soll, gegebenenfalls der Zahlung für den neuen Jahrgang an die Geschäftsstelle Breifkopf u. Härtel in Leipzig beizufügen. Das Verzeichnis wird die Stärke eines Blätterstückes erreichen.

Die Schriftleitung der B. Bl.

Abgeschlossen am 1. September 1927.
